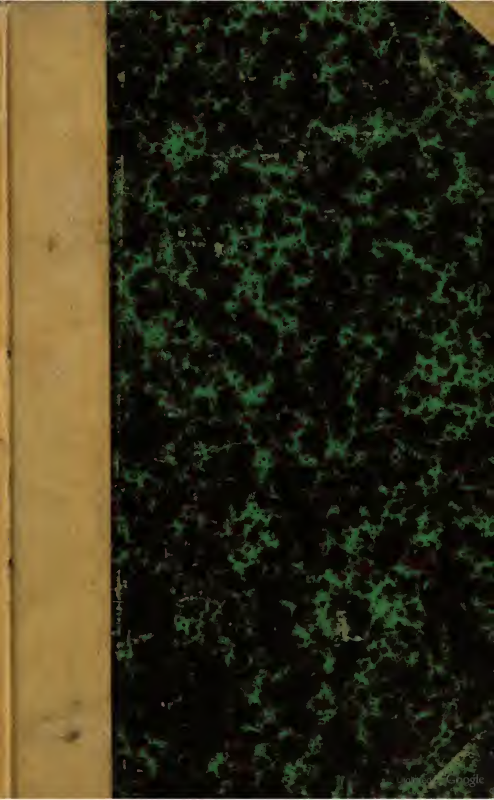
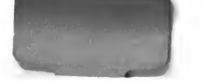
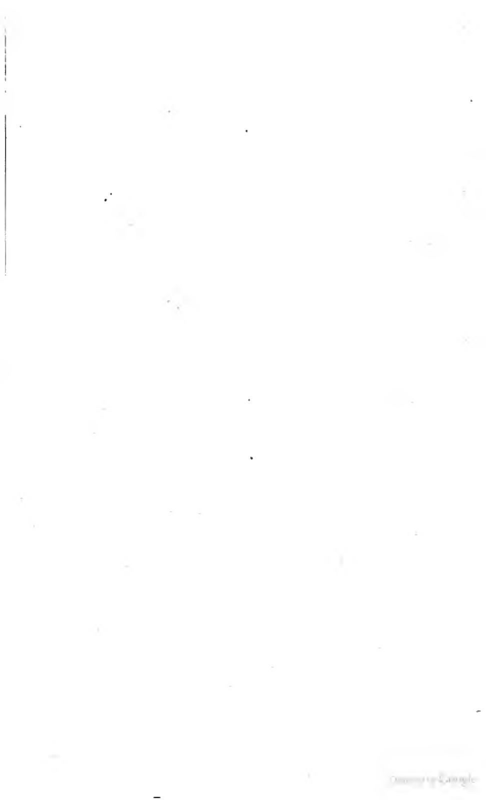










# Wien

und

# seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:
»Landleben der Reichen.«

Erster Band.






Wien, 1834.
Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

## Vorerinnerung.




Der Verfasser bittet die Leser, hier weder eine Beschreibung des heutigen Wien, noch eine förmliche Geschichte zu erwarten, sondern nur eine Erzählung von Begebenheiten, kurz und deutlich vorgetragen. Diese Erzählung übergeht wissentlich nichts Wichtiges, und nimmt nichts auf, als was historisch wahr, oder doch höchst wahrscheinlich ist; sie macht aber auch keinen höheren Anspruch, als ein gefälliges Lesebuch für alle Stände zu seyn; besonders für Leute von vorgerücktem Alter, welche nicht Zeit oder nicht Lust

haben, weitläufige Werke zu lesen, und doch das Merkwürdigste über Wien und seine Landesfürsten von der ältesten Zeit an beisammen zu finden wünschen.

---




## Wien unter den Römern.

Wenn man von dem Spinnenkreuze auf der Höhe des nahen Wienerberges die weit ausgedehnte Häusermasse der Stadt überblickt, fällt vor allem die Stephanskirche auf, die in der Mitte sich erhebt, als wäre sie auf einem eigenen Hügel erbaut; deren Dach andere Thürme überragt, und deren Thurm noch weit darüber hinaus zu den Wolken aufstrebt. Ein majestätisches Denkmal des hohen Sinnes unserer Vorfahren im Mittelalter. Eben sind es 400 Jahre, daß dieser Thurm fertig geworden, und bald 700 Jahre, daß man die Stephanskirche angefangen zu bauen. Vor mehr als 900 Jahren stellten fromme Schiffleute eine Capelle auf den Hügel, der ihnen beim Herabfahren auf der Donau schon von weitem in die Augen fiel; im Mittelalter entstand aus dieser Capelle die Kirche Maria Stiegen mit dem seltsamen kunstreichen Thurm, Vor mehr als 1000 Jahren stand schon eine Pfarrkirche auf dem Petersplatz. Noch um 100 Jahre älter ist das Ruprechtskirchlein; wenigstens der linke Theil davon. Wo jetzt das Lazareth in der Währingergasse steht, baute vor 1380 Jahren der heilige Severin das erste Kloster und eine Kirche dabei. Im Jahre 180 nach Christi Geburt starb Kaiser Marcus Aurelius zu Vindobona in Pan-

nonien. Es muß eine bedeutende Stadt gewesen seyn, in welcher dieser große Kaiser lebte, Gelübdesteine und Siegesdenkmahle setzte, (welche vor langer Zeit auf dem hohen Markt und zu St. Ulrich ausgegraben worden) wo er nicht etwann nach einer Schlacht an Wunden verblutete, sondern im gewohnten Aufenthalt an einer Krankheit starb. Daß Wien auf derselben Stelle steht, wo einst Vindobona gestanden, unterliegt keinem Zweifel. Wo in den Ueberresten römischer Erdbeschreibung Vindobona vorkommt, steht es, wie jetzt Wien, an der Donau gleich unterm Kahlenberg; und sehr viele römische Inschriften und Denkmahle wurden hier nicht nur in der Stadt sondern auch in den entferntesten Vorstädten ausgegraben, deren einige den Namen Vindobona tragen. Wien war also gewiß schon vor 1653 Jahren eine große Römerstadt unter dem Namen Vindobona; von seinen früheren Schicksalen und seinem Ursprung aber haben wir keine Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit. Wir werden darauf zurückkommen.

Aus der urältesten Zeit wissen wir von unserem Lande nichts, als was die heilige Schrift uns lehrt, daß nämlich alle Völker Europas einst aus Asien herüber gekommen sind. Erst 600 Jahre vor Christi Geburt fangen einige zerstreute Nachrichten an. Celtogallische Völkerstämme mußten wegen Uebervölkerung aus der Gegend von Lyon auswandern. Nach verschiedenen Schicksalen kam Einer dieser Stämme an die Donau und erbaute daselbst Carnuntum vor

ungefähr 2300 Jahren. Zu Petronell und Deutsch-Altenburg und selbst zu Hainburg sind noch Ueberreste dieser großen Stadt erkennbar. Unter den Römern war sie ein wichtiger, wohlbefestigter Waffenplatz, hatte einen Hafen, trieb Handel, besonders mit Bernstein. Noch einige andere Niederösterreichische Ortschaften hatten unter den Römern celtische Namen z. B. Arelape (Pechlarn), Medelicum (Melk), Gotwic (Göttweih) und andere mehr. Man darf daraus schließen, daß die Celten damals schon in geschlossenen Orten wohnten, daß sie also bereits einige Stufen der Cultur erreicht hatten; doch wissen wir von ihnen nicht viel mehr, als daß sie blaue lebhafte Augen, blondes Haar und weiße Hautfarbe hatten, groß gewachsen, stark, tapfer und kriegslustig waren, in sehr viele Stämme, gleich den schottischen Clawns, sich theilten, als freie Leute ihrem Heerführer von ganzem Herzen ergeben waren; und daß diese verschiedenen Stämme im Verlauf von 600 Jahren einander bekriegten, verdrängten, erschlugen, verjagten, bis die Römer Herren des Landes wurden.

Um in der Folge kürzer seyn zu können, wird hier vorausgeschickt, wie unter den Römern die östreichischen Erbländer begränzt und genannt waren.

Alles Land, das jenseits der Donau liegt, vom Ursprung bis hinab zum Einfluß der March, so wie alles Land, das den Römern jenseits des Rheins lag, nannten sie das große Germanien. Es war

ebenfalls von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, die nicht ganz mit Unrecht Barbaren hießen.

In dem heutigen Oberösterreich, Steier, Kärnthen, Krain, Tirol und Salzburg wohnten celtische Völkerstämme, von den Römern **Alpenvölker** genannt. Vindobona aber lag in **Pannonien**, welches ein sehr weit ausgedehntes Land war. Seine Gränze lief vom Leopoldsberg, wo er an die Donau stößt, längst dem Gebirge fort über den Schneeberg, durch Steier bis an die Sau in Krain, dann längst der Sau hinab bis zu ihrem Einfluß in die Donau, und wieder an der Donau herauf bis zum Leopoldsberg. Pannonien begriff also einen Theil von Oesterreich, Steier und Krain, ganz Slavonien und Syrmien, und von Ungarn Alles, was dießseits der Donau, das ist auf ihrem rechten Ufer liegt. Die Gebirgskette zwischen dem Leopoldsberg und dem Schneeberg ward von den Römern das celtische oder comagenische Gebirg, später aber, im Mittelalter das **Kahlengebirg** genannt. Jenseits dieses Gebirges lag **Norikum**, welches sich an der Donau hinauf bis an den Inn, und südlich in die Krainerischen Gebirge erstreckte. Jenseits der Sau lag **Illyrien**, jenseits der Donau bis zur March herauf **Dacien**, von der March aufwärts das Land der **Markomannen**, **Quaden** und **Bojer**. Von dem heutigen Lande Oesterreich unter der Enns lag also das Viertel **Unter-Manhardsberg** in den erstgenannten beiden Ländern, das Viertel Ober-Manhardsberg in Bojoheim, das Viertel **Ober-Wienerwald** im

Norikum, und nur das Viertel **Unter-Wiener-wald** in Pannonien.

---

**Pannonien** und die oben erwähnten Alpen-völker waren zu Anfang der Regierung des Kaisers Augustus noch nicht unter der Bothmäßigkeit der Römer, vielmehr machten sie öftere verheerende Einfälle in das römische Gebiet. Es hatte daher schon **Julius Cäsar** den Staatsgrundsatz aufgestellt, die Alpenvölker müßten unterjocht, und die Gränzen des Reichs bis an den Rhein und an die Donau erweitert werden; allein er wurde ermordet, ehe er ihn ausführte. **Augustus** hatte zu Hause genug zu thun, um den kaiserlichen Thron zu gründen, und sich darauf zu erhalten. Er war alt geworden, und wollte nicht mehr den früher erworbenen Kriegsruhm gegen Völker auf das Spiel setzen, deren Tapferkeit er bei ihren wiederholten Einfällen hinlänglich kennen gelernt hatte. Er übertrug sonach das Unternehmen seinen beiden Stiefsöhnen **Drusus** und **Tiberius**. Mit zahlreichen Kriegsheeren schickte er sie an den Rhein und an die Donau.

Die Tapferkeit der Alpenvölker mußte der Kriegskunst und der Uebermacht der Römer weichen. Drusus und Tiberius vereinigt drangen durch. **Drusus** setzte über den Rhein, über die Weser, kam bis an die Elbe; ein frühzeitiger Tod hemmte den Lauf seiner Siege, von welchen er den Beinamen Germanicus hatte. **Tiberius** zog an der Donau herab, über-

wältigte Pannonien in seinem ganzen großen Umfang.

Die Römer eilten jederzeit ihre Gränzflüsse zu befestigen; zu diesem Ende erbauten sie alle 1000 Schritte gemauerte Verschanzungen oder auch Thürme, und auf nahen Anhöhen Castelle und feste Lager mit Graben und Pallisaden; sie versahen alle diese Plätze verhältnißmäßig mit Besatzungen. Drusus hat über 50 Castelle am Rhein angelegt; in welchen acht Legionen stationirt waren. Diese Castelle waren nach der Ortslage verschieden, meistens nur Thürme, mit einer halben oder ganzen Centurie (100 Mann) besetzt. Aus manchen dieser Thürme wurden im Mittelalter deutsche Ritterburgen. Für eine Cohorte (1000 Mann) wurde ein festes Lager, eine Citadelle angelegt; und diese Cohorten hatten, wie unsere Grenadiere-Bataillons Namen von ihren Commandanten. Die Legionen hingegen (10,000 Mann) hatten Nummern, oft mit einem Beinamen, z. B. die siegreiche, die tapfere, die blitzende. Hier und da in großen Zwischenräumen wurden ganze Legionen stationirt. Wo möglich wählten die Römer dazu schon bestehende Ortschaften, und wo die Ortslage es nothwendig machte, eine Legion auf unbewohnte oder wenig bewohnte Stellen zu stationiren, führten sie Colonien hin, oder nahmen freiwillige Ansiedler auf, um die Subsistenz der Mannschaft zu sichern. Immer aber war das Lager durch seine Befestigung von den übrigen Einwohnern geschieden.

Von den Befestigungen an der Donau, welche

Tiberius in Oesterreich angelegt: wissen wir Lentia (Linz), Laureacum (Lorch bei Enns), Arelape (Pechlarn), Arriana (Mautern), Comagenä (Tuln), Cetii Murus (Zeiselmauer), Asturis (Greifenstein), Vindobona (Wien), Carnuntum (Petronell, Deutsch-Altenburg, Hainburg). Außer diesen größern Befestigungen muß Tiberius noch eine große Zahl von Thürmen erbaut haben; bei Schwechat, Ebersdorf, Fischament, welche unter den Namen Villa Gaji, Ala nova und Aequinoctium vorkommen, findet man Spuren römischer Befestigungen. Drei Flotten ruderten die Donau auf und nieder, um jede Bewegung der Barbaren am jenseitigen Ufer zu beobachten. Ihre Standorte waren Laureacum, Comagenä, und Carnuntum. In der Folge wurde der Standort der Flotte von Carnunt nach Vindobona übersetzt.

Zwanzig Jahre ungefähr nachdem **Tiberius** die ersten römischen Waffen in unsere Gegend getragen, kam er wieder. **Marbod** ein Markomanne, ein gewaltiger Heerführer, der den Krieg in Rom gelernt, hatte sich schnell mehrere benachbarte Völker unterworfen, und erschien dadurch den Römern gefährlich. **Tiberius** eilte, ihn anzugreifen; er versammelte sein Heer bei Carnunt, **dem nächsten Orte**, (wie der römische Geschichtschreiber ausdrücklich sagt) an **der Gränze von Norikum.** Ein Beweis, daß noch damals von Petronell bis an das Kahlengebirg, außer den zerstreuten kleinen römischen Besatzungen, keine Ortschaft gestanden. Als Tiberius sich anschick-

te, über die Donau zu gehen, da zeigte sich, wie weit umfassend und wohlbedacht Marbods Unternehmen gewesen. Die Pannonier standen zu hunderttausenden im Rücken des Tiberius auf; er war in der gefährlichsten Lage. Allein nicht nur an Kriegskunst und an Schutz- und Trutzwaffen waren die Römer diesen Völkern überlegen, sondern mehr noch in der Kunst der Unterhandlung. Sie säeten Zwietracht unter ihre Feinde, verstanden ihre Leidenschaften zu benutzen, gewannen einen Heerführer durch Geschenke, den andern durch Ehrenbezeugung, einen dritten durch Versprechungen, trennten die übrigen durch List oder Gewalt, und schlugen sie einzeln. So traten sie nach mehrjährigem Kriege als Sieger auch aus diesen Verhältnissen hervor; die **Tiberius** für so drohend ansah, daß er dem Jupiter einen (bei Wien ausgegrabenen) Gelübde-Stein (ex voto) setzte; was die Römer nur in äußersten Gefahren thaten.

Wenige Tage, nachdem er triumphirend in Rom eingezogen war, traf die Schreckensbothschaft ein, daß **Hermann** der Cheruskerfürst (im Jahr 9 nach Christi Geburt) die ganze römische Armee im großen Germanien vertilgt habe. Wie viel wäre in der Welt anders geworden, hätten Marbod und Hermann, diese zwei außerordentlichen Männer einträchtig gehandelt; allein Zwietracht war von jeher das Erb-Uebel der Deutschen. Marbod flüchtete zu den Römern; an Hermann wurde ein Verwandter zum Meuchelmörder.

Die Römer, welche Pannonien als ein erobertes Land behandelt hatten, machten es nun nach ihrem zweiten, vollständigeren Siege, und nachdem sie die verschiedenen Völkerstämme, die es bewohnten, genauer kennen gelernt, zu einer römischen Provinz; Tiberius ward ihr Proconsul. Sie richteten sich bei solchen Umstaltungen nach dem Benehmen und dem Naturell der Einwohner. Wilde und unbändige Völkerstämme zertheilten und übersetzten sie in kleinen Abtheilungen in von einander entfernte Provinzen; verkauften sie wohl auch als Sclaven, oder verschenkten sie als solche an ihre Soldaten. An ihre Stelle übersetzten sie Colonien aus anderen Provinzen, oder gaben Landstriche an freiwillige Ansiedler. Gelehrige und lenksame Völker ließen sie bleiben, und nach eigenen Satzungen und Herkommen, jedoch unter römischer Obergewalt, leben. Dergleichen Wohnplätze nannten sie Municipien. Immer aber legten sie an den wichtigsten Positionen militärische Colonien an, indem sie ausgezeichneten Legionen des siegenden Heeres Ländereien und Sclaven als Belohnung gaben.

Durch die wildesten Gegenden über Berge, Sümpfe und Ströme bauten sie breite und feste Straßen und Brücken, deren Ueberreste hier und da man noch bewundert. Damit beförderten sie Colonisirung, Handel und Ackerbau. Sie sorgten für Emporkommen von Städten, was überall die Cultur befördert. Mit ihren Colonien und Besatzungen brachten sie auch ihre Sprache, ihre Sitten, Bedürfnisse,

Künste und Kenntnisse in die eroberten Provinzen; und so wurden die Einwohner der Municipien allmälig Römer.

Wenn man Alles anführen wollte, was über den Ursprung Wiens vermuthet und erdichtet worden, so könnte man einen stärkeren Band damit allein anfüllen als der gegenwärtige ist. Die verschiedenen Namen, unter welchen es vorkommt, Vindobona, Vindomina, Viliobona, Juliobona, Fabiana, Fabianis, Wienne, Wien, vermehren die Schwierigkeit bei dieser Frage. Man hat es sich wohl auch bequem gemacht, hat die 1140 ersten Jahre übersprungen, und Wien erst unter Heinrich Jasomirgott entstehen lassen. Gibt es nun gleich über Ursprung und Namen keine volle Gewißheit, so ist es doch der Mühe werth, darüber vorzutragen, was hohe Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Als Tiberius im Jahr 6 nach Christi Geburt das zweite Mal an die Donau kam, um den Krieg gegen Marbod zu beginnen, versammelte er, wie Vellejus ausdrücklich sagt, sein Heer zu Carnunt, dem nächsten Orte am Kahlenberg. Wir haben also einen sichern negativen Anhaltspunct; nämlich daß Wien im Jahr 6 noch kein bewohnter Ort war. Zweifeln dürfen wir aber dabei nicht, daß Tiberius schon, als er das erste Mal siegend in unsere Gegend gelangte, den nun eroberten Gränzfluß mit Befestigungen alle 1000 Schritte geschützt haben wird. Wegen der Nähe des großen Carnunt hat er wahrscheinlich hier zuerst nur einen Thurm oder eine klei-

ne Befestigung gebaut. Dergleichen kleine Militärstationen konnten nicht zu den bewohnten Orten gezählt werden, doch ist glaubwürdig, daß schon 14 Jahr ungefähr vor Christi Geburt römische Gebäude und römische Besatzung hier bestanden haben. Als es sich nun aber um einen Krieg jenseits der Donau handelte, konnte dem geübten Feldherrnauge die Anhöhe, welche heutzutage von den Kirchen Maria Stiege und St. Ruprecht begränzt wird, an deren Fuße damals der Hauptstrom der Donau floß, und die das flache Land weit hinaus beherrscht, nicht entgangen seyn. Ehe er im Jahr 7 nach Rom zurückkehrte, mußte Tiberius hier ein größeres Standlager für eine Cohorte angelegt haben. Ausgegrabene Denksteine sagen uns, daß die Fabianische Cohorte hier gelegen, und erwähnen noch keiner Legion; es war also hier das Fabianische Lager, in der Sprache der Römer Fabiana castra. So wie wir wohl z. B. schreiben: »Deutschmeister hat sich in der Schlacht ausgezeichnet,« ohne das Wort Regiment beizusetzen, so ließen auch die Römer bei Bezeichnung ihrer Standlager das Wort castra weg, und Fabiana, Arriana (Mautern), Patava (Passau), Quintana (Kunzingen) bezeichnen die Standlager der Cohorten des Fabius, Arrius, Patavus, Quintus. Um auch den öfters vorkommenden Namen Fabianis zu erklären, darf man sich nur erinnern, daß im Latein: »Fabianis castris« im Fabianischen Lager heißt.

Das Daseyn einer ganzen Cohorte machte schon eine kleine Colonie oder mehrere Ansiedler nothwen-

dig, welche ihren Wohnplatz neben dem Lager hatten, und Ackerbau, so wie verschiedene Gewerbe trieben. Wie diese Wohnplätze sich so vermehrt, daß sie endlich eine große Stadt bildeten, wie das Lager der Cohorte sich allmälig so vergrößert, daß Legionen, namentlich die X. XIII. XIV. XV. XXX., (wahrscheinlich wohl nicht alle zu gleicher Zeit) hier lagen, das läßt sich, wenn gleich geschichtliche Nachrichten mangeln, doch in folgender Betrachtung denken. Erst im Jahr 180, also 173 Jahre nach der Erbauung des Fabianischen Standlagers wird der Stadt Vindobona erwähnt; der Andrang der germanischen Völker forderte in dieser Zwischenzeit Vermehrung der Gränzvertheidigung, die Ortslage war vortrefflich zu einem großen Waffenplatz; die Vermehrung der Garnison, machte Vermehrung der Colonisten nothwendig; die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum an Wäldern auf den nahen Bergen zog Ansiedler herbei; von Jahr zu Jahr mußte die Bevölkerung steigen. Marcus Aurelius selbst hat wahrscheinlich sehr viel zu Vergrößerung und Verschönerung Vindobonas beigetragen; er war ein großer Freund der Städte, und lebte die letzten drei Jahre vor seinem Tode in dieser schönen Gegend.

Was den Ursprung des Namens **Vindobona** betrifft, läßt sich nichts anders mit Grund annehmen, als daß die Mehrzahl der Einwohner aus **Vinden** bestand, einem weit verbreiteten celtischen Volksstamm; nicht zu verwechseln mit den später gekommenen **Wenden**, einem slavischen Volksstamm,

der noch in Inneröstreich wohnt. Die letzte Sylbe »bona« kommt auch bei Ratisbona (Regensburg) vor, und drei Völkernamen beim Tacitus haben eine ähnliche Endsylbe; sie hatte vielleicht im Celtischen dieselbe Bedeutung mit dem deutschen Wohnen.

Der sich aufdringende Zweifel, warum denn der Namen Fabianis nicht früher als Vindobona, sondern erst später in der Geschichte vorkommt, löst sich damit, daß Wien in früheren Zeiten, wo es nur noch ein Lager war, gar nicht, sondern erst im Jahre 180 von den Geschichtschreibern zum ersten Mal erwähnt wird. Da war es schon eine Stadt, und viel größer, als das von ihr auf drei Seiten umgebene Lager, trug also den Namen der Stadt. Nachdem aber Vindobona von barbarischen Völkern verheert und zerstört worden, und nur das mit Mauern, Thürmen und Graben befestigte Lager, worin die Besatzung den Barbaren widerstanden hatte, übrig blieb, wurde es wieder bei seinem ursprünglichen Namen **Fabiana**, öfter **Fabianis** genannt.

Da ganze Legionen hier gelegen, müssen wir das Standlager groß denken, ungefähr mit folgender Begränzung: von der Anhöhe, wo Maria Stiegen steht, herüber nach St. Ruprecht, von da durch den Dreifaltigkeitshof, Lazenhof, oberen Theil des Fischhofs, untern Theil des Hohenmarkts, längst dem Bauernmarkt auf den Trattnerhof, von da rechts aufwärts, längst der Naglergasse, dann hinüber auf den Hof zum bürgerlichen Zeughaus, und an der hohen Brücke wieder nach Maria Stiegen. Alles

Uebrige der heutigen Stadt und großentheils auch der Vorstädte war Vindobona. Was für außerordentliche gewaltsame Veränderungen in der Oberfläche dieser Stadt vor sich gegangen sein mögen, davon haben wir ganz neuerlich ein Merkmahl. Als man 1829 das Schottenkloster von Grund aus neu baute, fand man einen großen, steinernen römischen Sarg in einer Tiefe von mehreren Klaftern.

Der Namen Juliobona ist wohl nur eine Schmeichelei für die ersten Kaiser, die zur Familie der Julier gehörten. Viliobona, Vindomina, Vindomona sind Schreibfehler griechischer und gothischer Schriftsteller.

Genug vom Ursprung Wiens und seiner ersten Namen, und seiner ältesten Gestalt. Der Namen **Wien** kommt erst 850 Jahre später vor.

Im Jahr 169 nach Christi Geburt verbanden sich sechzehn Stämme des großen Germaniens (von den Römern nicht mit Unrecht **Barbaren** genannt) und tobten gerade durch Pannonien auf Italien los; **Vindobona** mag dabei zum ersten Mal vom Feinde Schaden gelitten haben. Bis vor die Mauern von Aquileja warf die Ueberzahl und Wildheit der Verbündeten jeden Widerstand nieder. Selbst der große **Marcus Aurelius** ward durch den gewaltigen Angriff erschüttert; Kunstschätze, Gold und Silber des Pallastes, selbst die Juwelen der Kaiserinn ließ er öffentlich versteigern, um die Kriegsrüstung zu bestreiten; mit Sclaven, Gladiatoren und Räubern verstärkte er das Heer. Nun brach er auf, und wo

er die Barbaren fand, schlug er sie. Da er aber nicht überall sein konnte, währte es fünf Jahre, ehe sie ganz wieder über die Donau zurück gedrängt wurden. Er setzte über den Fluß und verfolgte sie in ihrem eigenen Lande. Dort verlockten sie ihn in eine wüste Gegend, wo kein Wasser zu finden war; die vor Durst kraft- und muthlosen Römer wurden mit Uebermacht angegriffen, und schienen verloren. Allein plötzlich umwölkte sich der Himmel, Regen fiel in reichen Strömen auf die Römer; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag erschreckte die Feinde und schmetterte sie nieder; sie erlitten eine gänzliche Niederlage im Jahre 174. **Marcus Aurelius** in seinem Briefe an den Senat schreibt den wunderbaren Sieg in der höchsten Noth dem Gebete der XII. **Legion** zu, welche ganz aus **Christen** bestand. Die Feinde aller Wunder bezweifeln die Echtheit dieses noch vorhandenen Briefes; das aber läßt sich nicht bezweifeln, daß die XII. Legion von jener Wunderschlacht den Beinamen **Fulminatrix** erhielt, welcher eben Blitz und Schlag zugleich andeutet.

**Septimius Severus**, der (193) in Carnunt von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde, berühmt von seiner Sorgfalt für Brücken und Straßen, muß sich auch um Wien verdient gemacht haben, da zwei ihm geweihte Gedächtnißsteine hier gefunden wurden.

Nun schweigt die Geschichte von Pannonien bis zu der unglücklichen Schlacht des Kaisers **Decius** gegen die nach Dacien vorgedrungenen Gothen. Er

verlor sein Heer und sein Leben 249, und die Gothen verwüsteten Pannonien von einem Ende zum andern; eine verheerende Pest gesellte sich dazu. Viel muß Vindobona da gelitten haben, manche Trümmer schon damals unter die Erde gekommen, vielleicht die ganze Bevölkerung, die sich nicht in das mit Mauer und Graben umschlossene Lager retten konnte, zu Grunde gegangen sein.

Gallienus, ein zierlicher Redner und Dichter, ein vortrefflicher Gärtner und Koch, aber ein unwürdiger Kaiser, verliebte sich in des Markomannen Königs Attalus Tochter, und trat dafür dem Vater ein Stück von Pannonien, worin Vindobona und Carnunt, ab. Sie hieß **Pipa** oder **Pipara**, ein Namen, der ihm gar nicht gefiel; er nannte sie **Cornelia Salonina**. Ihre außerordentliche Schönheit fesselte den sonst Unbeständigen bis zu seinem Tode. Ihr blondes Haar ward Mode in Rom. So bekam Wien um einer schönen Frau willen einen **Markomannen** zum Landesfürsten. Viele dieses Volkes kamen nun über die Donau herüber, und wollten nicht mehr vom römischen Boden weichen, bis Kaiser **Aurelian** im Jahr 277 sie zurückschlug und die Donaugränze wieder herstellte.

Kaiser **Probus** ließ um das Jahr 284 durch seine Soldaten **Reben in Pannonien** pflanzen, war ein eifriger Hersteller der Straßen, Brücken und öffentlichen Gebäude; und wagte den gefährlichen Schritt, flüchtige oder gefangene Barbaren in den durch eingerissene Sittenlosigkeit, durch Verfall

des Ackerbaues, durch zunehmende Seltenheit der Ehe, und durch feindliche Einfälle geschwächten Provinzen anzusiedeln; um kräftige Soldaten zur Vertheidigung der Gränze zu haben.

**Diocletian**, der letzte Christenverfolger, der Sohn eines Sclaven in Dalmatien, übrigens in langer Regierung ein kluger und tapferer Herrscher, schlug die Markomannen, und versetzte, im Geiste des Probus, das ganze Volk auf römischen Boden; wodurch die **Quaden** Nachbarn **Vindobona's** wurden.

**Diocletian** bei allem seinen großen Herrschergeist erkannte doch die Unmöglichkeit, das ungeheure Reich gegen die von allen Seiten sich vermehrenden Anfälle der Barbaren allein zu vertheidigen; er erwählte sich einen Mitregenten. Beide wählten in der Folge Cäsarn, welche in angewiesenen Theilen des Reiches unabhängig herrschten. Es waren endlich Sechs, welche unter dem Titel Augustus oder Cäsar die oberste Gewalt ausübten; darunter auch **Constantin**, der sich in der Folge den Namen der **Große** erworben. Vindobona traf das Unglück zu dem Theile des Reiches zu gehören, der vom Cäsar **Galerius** beherrscht wurde, dem vorzüglichen Anstifter der grausamsten Christenverfolgung, Constantins entschiedensten Feinde. Die sechs Herrscher wurden uneins, und als die Römer sich so bestimmt für Constantin aussprachen, daß sie ihm Bildsäulen setzten, bekämpften ihn die übrigen Theilnehmer der Macht.

Während einer Schlacht 311 erblickte Constantin ein glänzendes Kreuz am Firmament, und vom

Himmel kam ihm der Gedanke, er werde siegen unter Christi Kreuz. Er bekannte sich öffentlich zu dem Glauben an Christus, ließ das Kreuz auf Schild und Fahnen setzen; und der Sieg wich nicht mehr von diesen Fahnen. Seine Nebenbuhler fielen in Schlachten, oder wurden sonst dem Tod zum Raube; 323 war er Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches, also auch der Fürst unseres Landes. Er erbaute den Christen Kirchen, zerstörte die heidnischen Tempel, verlegte den Sitz des Reiches von Rom nach Constantinopel, und starb in seinem 64. Jahr, am 22. Mai 337. Er theilte das Reich bei seinem Tode unter seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans. Bald ward aber Constantius durch den Tod der Brüder Alleinherr.

**Constantin**, eben auch weil er sah, wie sehr die Heere vermindert, das Land entvölkert, manche Gegenden zur Einöde gemacht waren, hatte vollends die **Vandalen**, ein überaus rohes Volk, in Oberpannonien aufgenommen, worin nach Diocletians Eintheilung Vindobona lag. Diese Nachbarschaft von einer Seite, die Quaden von der anderen, die mächtig herauf drängenden Westgothen von der dritten drohten der schon früher sehr zurückgekommenen Stadt eine böse Zukunft.

So lange **Constantin** lebte, hielt seine Klugheit und Tapferkeit die Barbaren noch einigermaßen in Schranken; es entging ihnen aber nicht, daß das ohnehin geschwächt gewesene Heer noch viele Tapfere verloren, ehe Constantin seine fünf Mitre-

genten in zwölfjährigem Kriege überwunden und sich zum Alleinherrn gemacht hatte. Sie bemerkten gar wohl, daß man ihrer bedurfte, um öde gewordene Gegenden zu bevölkern, und das Heer zu verstärken; und daß auf Constantius, der nur nach manchem Kampf mit seinen Brüdern allein übrig blieb, der Geist des verstorbenen Vaters nicht ruhte. Sie brachen kühn auf allen Seiten in das römische Gebiet ein, und bei dieser Gelegenheit ward Pannonien von den Quaden und Sarmaten grauenvoll verwüstet.

Julian, der letzte aus der Familie Constantins des Großen, ward abtrünnig vom Christenthum und empörte sich gegen Constantius; dieser fiel auf dem Zuge gegen ihn 361, jener 2 Jahre später in einer Schlacht gegen die Perser. Jovian starb nach wenig Wochen, und die Herrschaft über das Abendland gelangte wieder einmal an einen Mann von Kraft und Entschlossenheit, an Valentinian, einen gebornen Pannonier. Besondere Aufmerksamkeit verwendete er auf die Gränzbefestigung an der Donau von Enns bis Ofen, damals Aquincum genannt. Er schon erkannte die Wichtigkeit von Commorn (Commercium) und legte 365 den ersten Grundstein zu Erbauung einer Burg daselbst. Als erfahrner Feldherr ordnete er auch die Herstellung fester Puncte auf dem linken Ufer in dem Lande der Quaden an. Unglücklicherweise aber vertraute er dieses Geschäft dem Marcellian, einem verderbten Römer, der Hinterlist kriegerischen Anstalten vorzog. Die Qua-

den protestirten gegen alles Bauen auf ihrem Boden; Marcellian lud ihren König Gabin ein, die Frage bei einem freundschaftlichen Mahle zu besprechen. Gabin kam treuherzig, und ward nach einem verschwenderischen Gastmahl plötzlich überfallen und ermordet. Die Quaden, durch solche Missethat empört, brachen mit benachbarten Stämmen über die Donau; verheerten das Land, verstümmelten oder tödteten die Einwohner, und schleppten, was sie nicht erschlugen, mit sich fort. Beinahe wäre die dem Cäsar Gratian, ältesten Sohne des Kaisers, bestimmte Braut mit fortgeschleppt worden, so wenig hatte Marcellian auf Gegenwehr gegen die zu erwartende Blutrache seines Meuchelmordes fürgedacht. Das begab sich im Jahre 373.

Valentinian, als er die böse Botschaft zu Trier vernahm, eilte nach Carnunt, er fand es verlassen, verwüstet und ausgeödet. Vindobona wird bei dieser Gelegenheit nicht genannt; es hat ohne Zweifel dasselbe Schicksal gehabt. Denn nachdem er wieder mit Feuer und Schwert wüthende Rache an den Quaden genommen, zwang ihn der Winter über die Donau zurück zu kehren. Er suchte Winterquartiere, — sagen die Geschichtschreiber — aber Alles lag verwüstet da, außer Sabaria, (Stein am Anger) wiewohl auch dieses sehr herabgekommen war.

Es kam nun eine fürchterliche Zeit, in der man lange nichts von Vindobona oder Fabiana vernimmt. Der heilige Kirchenvater Hieronymus schreibt in dieser Zeit: »Seit zwanzig Jahren wimmeln die pan-

nonischen Provinzen von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen, die diese Länder plündern, verheeren, und Alles mit sich fortschleppen.« Abwärts bis nach Griechenland ging es eben so; am Rhein, in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien noch ärger.« Verhungernde Mütter — schreibt der heilige Ambrosius — nährten sich von dem Fleisch ihrer Kinder, wilde Thiere, an den Fraß der Leichname gewohnt, kamen ohne Scheu in die wehrlosen Städte.«

Noch einmal gelang es Theodosius dem Großen, in Europa Frieden und die alten Reichsgränzen herzustellen. Allein nur durch Bündnisse mit Barbaren, worunter die erschrecklichen Hunnen, konnte er siegen; und das Uebel ward dadurch in der Folge ärger. Er theilte das Reich zwischen seinen beiden Söhnen; dem ältern, Arkadius, fiel Constantinopel zu mit Thrazien und den asiatischen Provinzen; dem jüngern, Honorius, Europa und das nördliche Afrika. Theodosius I. war der Letzte, des Namens würdige, römische Kaiser, unter seinen Nachfolgern sank das römische Reich in Europa schnell und unaufhaltsam seinem Untergang entgegen.

Alarich, der Westgothen König, brach im Winter 400 aus Mösien auf, überstieg die julischen Alpen, die Kärnthen von Italien trennen, und eroberte Rom fast ohne Widerstand; entthronte den Honorius, ernannte einen unbedeutenden Menschen Attalus zum Kaiser, und ließ sich bei Tisch von ihm bedienen. So schnell, so ganz, so tief konnte eine

Herrlichkeit, vor der die Welt gezittert hatte, versinken.

Alarich starb ohne Nachkommen, die Westgothen besetzten Gallien, die Franken unter Pharamund die Niederlande, die Burgundier den obern Rhein. Alle diese Völker, Besieger der Römer, wurden ihre Bundesgenossen genannt. Zwei Menschen lebten zu gleicher Zeit, deren jeder allein schon Unglücks genug gewesen wäre: Attila, der Hunnenkönig, die Geißel Gottes genannt, und Genserich der König der Vandalen, grausamer noch und ohne alle guten Eigenschaften. Die Hunnen, wie Schriftsteller sich ausdrücken, mehr Vieh als Menschen, wälzten sich, siebenmal hundert tausend an der Zahl, von den Gränzen China's heran, und hatten jetzt im tiefen Ungarn an der Theiß ein bleibendes Lager aufgeschlagen; sich hölzerne Wohnungen errichtet. Genserich war mit seinen Vandalen und Sueven aus Andalusien nach Afrika übergeschifft, und hatte den Römern den größten Theil ihrer dortigen Besitzungen entrissen. Um den Rest leichter zu nehmen und seines neuen Reiches sicherer zu sein, schickte er Botschaft an Attila, jetzt sei es Zeit, die Römer anzugreifen, wenn er Herr von Europa sein wolle.

Attila zog aus; seine häßlichen schmutzigen Hunnen, die Ostgothen, die Gepiden und ein unzähliger Schwarm anderer Barbaren mit ihm. Wo er hinkam, war geflüchtet, was flüchten konnte; wo er gewesen war, blieb Graus und Verwüstung

durch viele Jahre. In den catalaunischen Feldern (bei Chalons) traf er auch Aetius, den letzten römischen Feldherrn. Wenige Römer nur fochten unter diesem; sie waren so weichlich geworden, daß sie sich die Daumen abschnitten, um sich zum Kriegsdienst untauglich zu machen. Aus Bundsgenossen fast nur, aus Westgothen, Franken, Alanen bestand das Römerheer. Ein ungeheures Blutvergießen dauerte vom Morgen bis in die Nacht. Attila mußte weichen. Zum ersten Mal geschlagen, zog er, von Aetius, der seinen Bundesgenossen nicht weiter trauen wollte, unangefochten, so schnell zurück als er gekommen war; setzte sich aber, wie ein verderbender Zug Heuschrecken, in Pannonien. Ein langes Jahr blieb er da, und brütete Rache; dann zog er gerade gegen Rom. Am Mincio kam ihm Papst Leo entgegen, ohne andere Waffen, ohne andern Schutz, als die Gott gibt. Mit begeisterten Worten warnte er ihn, die Grabstätte der Apostelfürsten nicht zu betreten. Eine höhere Macht wendete den Sinn des stolzen Attila; es war ihm als sähe er zwei ehrwürdige Gestalten über dem Papst in Lüften schweben; er entließ ihn im Frieden, und zog heim bis ganz hinab an die Theiß; leider wieder durch Pannonien.

Das folgende Jahr 454 befreite die Welt von ihrer damaligen Geißel; Pannonien jedoch noch nicht von Verwüstung. Attila's Söhne stritten unter sich; die Völker, die seinem Vater gehorchten, gegen sie, und gegen einander. Wilde Völker, die römischen schwach besetzten Gränzbefestigungen nicht achtend,

schwärmten daran vorüber. Durch ganz Pannonien war in wilder Auflösung mehr ein Schlachten als eine Schlacht. Die Hunnen wurden bis auf einen, an das schwarze Meer hinab versprengten Rest erschlagen; die Ostgothen blieben Meister in Pannonien. In den Castellen an der Donau weilten hier und da noch einige Soldaten, sich kümmerlich nährend von den Gartenflecken hinter der Mauer; von welcher sie die Verwüstung wohl sehen, aber nicht abwehren konnten. Die Gothen hießen Hülfstruppen und Verbündete der Römer, und waren in der That die Landesfürsten.

## Wien unter den Barbaren.

Unter solchen Verheerungen konnte wohl von dem einst großen Vindobona, bis an die Mauern und Graben von Fabiana, nichts mehr bestehen als der Namen; bald verschwand auch dieser.

Durch alle Gräuel jener entsetzlichen Zeit, durch das Drängen und Treiben so vieler Völker hindurch, erschien plötzlich der heilige Severin um das Jahr 454 in Fabiana unversehrt, das Kreuz in der Hand; ein anschauliches Bild vom Siege des Christenthums über irdische Mächte.

Wann das Christenthum zuerst in das heutige Wien gelangt, bleibt höchst zweifelhaft. Ausgegrabene Steine zeugen, daß bis auf Constantin den Großen, der das Christenthum als Staatsreligion einführte, noch das Heidenthum vorgewaltet hat; wenn gleich mehrere Einwohner Christen gewesen

seyn mögen, da schon früh viele der Soldaten es waren. Gewiß aber ist, daß aus dem von dem **Evangelisten Marcus** gestifteten Patriarchensitz zu **Aquileja** sich das Christenthum über Oesterreich dießseits der Donau verbreitete, und Jahrhunderte vor der Ankunft des heiligen Severins der Bischofsitz zu Laureacum (Lorch) bestand. Dieses **Lorch**, damals die Hauptstadt von Ufernorikum (das Land Oesterreich zwischen dem Inn und dem Kahlengebirg), ist heute ein kaum mehr erkennbares Dörfchen in der Gegend von Enns. Die Bischöfe jener Zeit wanderten oft weit herum, die Lehre Christi zu verkünden, die unterdrückten christlichen Gemeinden zu trösten und zur Standhaftigkeit zu ermahnen. Ein solcher Bischof von Lorch war der heilige **Maximilian**, geboren zu Cilly um das Jahr 225. Einst wanderte er wieder hinab in seine Vaterstadt, und litt dort den Martirertod. Die Standhaftigkeit, mit der vierzig gefangene Christen aus dem Ufernorikum Marter und Tod erlitten, ergriff den vornehmsten römischen Officier, den Tribun **Florian** zu Cetium. Er eilte nach Lorch, wo der Präfect **Aquilin** die kaiserlichen Befehle zur Christenverfolgung streng vollzog; nannte sich laut und furchtlos einen Christen, der gekommen sei, seine leidenden Brüder zu stärken. Als Ermahnungen und die sinnreichsten Martern ihn nicht vermochten, den Göttern zu opfern, ließ Aquilin den Glaubenshelden im Jahr 303 in die Enns stürzen. Das Stift St. Florian in Ober-Oesterreich bewahret würdig seinen Namen und sein

Grab. **Quirin**, der Bischof zu Siscia (Sißek) wurde in demselben Jahr in die Güns geworfen, und Bischof **Victorin** litt den Martirertod zu Pettau; dagegen wurden bald darauf **Martin** von Tours, **Hieronymus**, **Ambrosius**, **Augustinus** geboren, vier große Lichter zu gleicher Zeit.

Auch mehrere Völker jenseits der Donau waren Christen geworden, doch meistens **Arianer**, die zwar Christi Lehre bekannten, Christi Gottheit jedoch bestritten; die Katholiken haßten und verfolgten. Dabei hatten sie von ihren barbarischen Sitten noch wenig nachgelassen. Ein Beispiel stehe hier für mehrere, um den Begriff jener Sitten zu geben. **Alboin**, König der Longobarden, ein Arianer, erschlug mit eigner Hand den Gepiden König **Thunimund**, nahm seinen Hirnschädel zur Trinkschale und seine schöne Tochter **Rosamunde** zum Weibe. Er zwang sie, auch aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, und ward auf ihr Anstiften ermordet.

Das ganze abendländische Reich war katholisch, so auch die Einwohner von Fabianis, allein sie waren ringsum von Barbaren umgeben. Jenseits der Donau, wo einst Markomannen und Quaden gehaust, hatten in dem Völkertumult nach Attilas Tode **Rugier** (Rügen) ebenfalls Arianer, sich zu Herren gemacht. Unter solcher Umgebung mußte es den Fabianern sehr übel ergehen. Sie zu trösten und zu beschützen, und die reine Lehre zu erhalten, dazu scheint der heilige **Severin** von Gott gesendet gewesen zu sein.

Er sprach nie von seiner Geburt; wäre er von gemeiner Herkunft gewesen, würde seine Demuth es gesagt haben.

Er war ein großgewachsener Mann von ehrwürdigem Ansehen; seine Art sich auszudrücken und sein Anstand verriethen einen vornehmen Römer. Er war in grobes Tuch gekleidet, schlief auf harter Erde, und ging auch im strengsten Winter, wenn Lastwagen über die gefrorne Donau fuhren, barfuß.

Durch Rath und Trost und Lehre gewann er bald Liebe und Zutrauen der Fabianer. Durch seine hohe Gestalt, durch sein furchtloses Erscheinen unter den Barbaren hatte er solches Ansehen bei ihnen erworben, daß er oft Hülfe und Rettung gewähren konnte. Er hatte weite Reisen gemacht, besaß viele Welterfahrung, war aufmerksam auf die Bewegungen der Völker; und wundergleich stimmte der Erfolg überein mit seiner Mahnung und Warnung. Seine Lebensbeschreibung, von seinem Schüler **Eugippius** 30 Jahre nach dem Hinscheiden des Gottesmannes verfaßt, ist auf uns gekommen. Eines solchen Mannes Predigten mußten wohl wirken und fruchten. Für sich selbst schien er nichts zu bedürfen, doch baute er ein Kloster außer der Stadt; der allgemeinen Meinung nach das heutige St. Johann am Alserbach. Die Einwohner halfen ihm gern, die Barbaren störten ihn nicht.

Severin, um den sich immer eine Menge Hülfsbedürftiger einfand, wollte wenigstens in einzelnen Stunden allein sein; um sich der Andacht und ungestörten Betrachtungen zu überlassen. Er baute sich

eine Capelle in den verödeten wieder zum Wald gewordenen Weingärten. Sie steht noch zwischen Ober- und Unter-Sievering, die ihren Namen von ihm haben. Der Bau dieser Capelle und des Klosters waren, so zu sagen im Angesicht der über der Donau wohnenden Rugier, und ziemlich weit von Fabianis unternommen; doch hatte Severin nichts zu besorgen, denn der Rügenkönig Flacka (Flaccitheus) obgleich ein Arianer, hegte große Ehrfurcht vor dem heiligen Mann, und fragte ihn bei jeder wichtigen Gelegenheit um Rath.

Severin predigte auch an verschiedenen Orten längst der Donau hinauf; er kam bis Lorch, bis Passau. Er war gerade an diesem letzteren Orte, als Flüchtlinge ankamen, die sich vor den von Regensburg herab ziehenden Alemannen retteten. Severin ging ihrem König Gibuld weit vor die Stadt entgegen. Mit solcher Ehrfurcht erfüllte diesen des Heiligen Anblick, und so eindringend war seine Fürbitte, daß Gibuld ihm die gefangenen Römer losgab, und, Passau verschonend, sich landeinwärts wandte.

Rom hatte zwar, nur für Italien besorgt, seine Gränzprovinzen schon lange stillschweigend den Barbaren überlassen, jedoch in den festeren Plätzen stand noch einige Gränzmiliz, so auch in Passau. Da seit geraumer Zeit kein Befehl mehr aus Rom gekommen war, kein Sold mehr, weder Verstärkung noch Mundvorrath, gingen die römischen Soldaten, die Abmahnung des noch anwesenden Severins verach-

tend, nach Haus; sie wurden so nahe an der Stadt erschlagen, daß ihr Blut den Inn färbte. Die Einwohner baten ihn, ihnen vom Rügenkönig die Erlaubniß zu erwirken, daselbst Handel zu treiben. Mit bittern Zähren antwortete ihnen Severin: »Ich sehe die Zeit nahe, daß gleich so vielen anderen Orten auch diese Stadt wüste liegen, weder Käufer noch Verkäufer mehr hier seyn wird.« Also schied er und fuhr auf der Donau herab in sein Kloster zu Fabiana. Bald darauf brachen Thüringer die Mauern Passaus; erschlugen, was Severins Warnung verspottet hatte, und zerstörten den Ort.

Einst kam ein Haufe kriegslustiger **Heruler** in Severins Kloster, an ihrer Spitze ein junger Mann von vorragender Gestalt, kühnen und schönen Zügen. Er bat den Gottesmann um seinen Segen, denn er ziehe auf gefährliche Abenteuer nach Italien. **Odoaker** war es; Severin sagte ihm seine künftige Größe vorher; was, wie wir hören werden, bald eintraf.

Den Zug der Heruler berechnend, schickte Severin eilends den Vorsänger seiner Kirche **Moderatus** nach **Juvavia** (Salzburg) mit der Warnung, in schneller Flucht sei die einzige Rettung. Die Einwohner glaubten nicht. Zu den Herulen hatten sich Scyren, Turcilinger und andere wilde Schaaren gesellt. In der Nacht stürzten sie in die Straßen; das Volk wurde getödtet oder zu Sclaven gemacht; die schöne Stadt zertrümmert. **Maximus** ein frommer Priester, der mit fünfzig Gefährten in einer Berghöhle wohn-

te, wurde herausgerissen, die Gefährten über den Fels gestürzt, er selbst an einem Baum erhängt.

Folgsamer waren die Einwohner von **Lorch**, die er vor andern Barbaren warnte. Sie hatten sich wohl verwahrt und waren auf wachsamer Huth; nur eine Heerde ward dem Feinde zur Beute, deren Eigenthümer sie aus ungläubigem Eigensinn außer den Mauern gelassen hatte.

Es war eine Zeit gekommen, wo es auch den Einwohnern von Fabiana nicht besser ging. Der gute Rügenkönig Flacka war gestorben; ihm folgte sein Sohn Fälôt (Feletheus), dessen böse Gattin **Giza** viele römische Leute über die Donau herüber in harte Dienstbarkeit entführen ließ. Obschon die Abtrünnige vom Christenthum den heiligen Severin haßte, fürchtete sie doch aus Erfahrung seine drohenden Warnungen, und gab die Geraubten auf sein Fürwort wieder frei. Einst kamen mehrere Bürger zu ihm, und klagten, daß ihnen Vieh und Feldfrüchte und die mit deren Einsammlung beschäftigten Dienstleute und Kinder geraubt seien; nicht von Rugiern, sondern von anderen streifenden Barbaren. Er fragte **Mamertinus** den römischen Tribun, ob er Soldaten habe, die Räuber mit Nachdruck zu verfolgen. »Ich habe deren wohl — erwiederte dieser — aber nur ein kleines Häuflein und schlecht bewaffnet.« »So haben — sprach der Mann Gottes — die Feinde Waffen. Deine Soldaten sollen sie ihnen entreißen. Falle muthig aus in Gottes Namen.« Mamertinus that, wie ihm geheißen war. Am Bache Dicuntia

(bei Zwölfaring an der Schwechat) erreichte er die Räuber, erschlug einige, nahm den übrigen die Beute ab, und brachte sie gefangen zum heiligen Severin. Dieser reichte ihnen Speis und Trank, und ließ sie ziehen mit der ernsten Warnung: sie sollten es niemals mehr wagen Fabianis zu beunruhigen.

Als die Römerstädte im entfernteren Norikum nach einander gefallen waren, flüchtete Alles nach Lorch. Der Rügenkönig **Fälöt** beschloß, über die Donau herüber zu gehen, und alle die Verlassenen oder von römischen Milizen noch schwach besetzten Plätze für sich zu nehmen; damit ihm nicht eine andere Völkerschaft zuvorkomme und durch ihre Nähe gefährlich werde. Dann wollte er die Einwohner von Lorch und alle dort zusammengekommenen Flüchtlinge hinwegführen, und sie in Fabianis und anderen gesunkenen und entvölkerten Orten in dessen Nähe untertheilen. Er nahm zuerst Fabianis, übergab es seinem Bruder **Friedrich**, und zog mit starker Heeresmacht die Donau hinauf gegen Lorch. Als die Lorcher sein Vorhaben erfuhren, erschracken sie, und schickten Eilbothen zu Wasser an Severin um Fürbitte und Hülfe. Ungesäumt macht der fromme Mann sich auf, schreitet ohne Stillstand den ganzen Tag und die ganze Nacht, und findet am Morgen den König in seinem Lager, nicht weit mehr von Lorch. »Friede sei mit dir, o guter König — spricht Severin. — Ich komme, bei Dir im Namen Christi für das Volk von Lorch zu bitten. Gedenke, daß dein Vater nie etwas ohne meinen Rath gethan, und

daß es ihm gute Frucht getragen. Gedenke, daß es des Ueberwinders größter Vortheil ist, sich seines Sieges nicht zu überheben.« Hierauf machte er den Lorchern begreiflich, daß sie unter dem christlichen, wenn gleich arianischen, Rügenkönig besser daran sein werden, als wenn sie einer fremden, vielleicht noch zum Theil heidnischen Völkerschaft zur Beute würden; und führte im friedlichen Einverständniß das ganze Volk unter seinem Bischof Constantius nach Fabianis herab. Der König vertheilte es hier und in die anderen Städte und Flecken, wo es in freundlicher Gemeinschaft mit den Rügen lebte. Severin ging wieder in sein Kloster zurück, und fuhr fort zu lehren und zu weissagen. Die vermehrte Bevölkerung störte oft seine liebe Einsamkeit auch in der Capelle in den verlassenen Weingärten. Er suchte sich also ohne sich weit zu entfernen in dichtem Wald eine verborgene Stelle, wo er oft mehrere Tage zubrachte. Wenn man von Unterdöbling durch den Hohlweg nach Heiligenstadt kommt, und bedenkt, daß das einst wilder Wald war, so möchte man fast vermuthen, daß die Fabianer nach Severins Tod mit einer Capelle seine verborgene Stelle bezeichneten. Woraus in besseren Zeiten die uralte Kirche erbaut und des Heiligen Stätte genannt worden.

Odoaker hatte das glänzende Ziel erreicht, welches Severin ihm vorhergesagt. Er war siegreich bis nach Rom vorgerückt, und hatte diese ehemalige Hauptstadt der Welt ohne Schwertstreich in Besitz genommen.

Seit zwanzig Jahren war das kaiserliche Zepter durch die Hände von zehn verschiedenen, meistens unbedeutenden Personen gegangen, welche durch die wandelbare Gunst des Volkes oder einzelner Machthaber plötzlich auf den Thron gehoben, und fast eben so geschwind wieder herab gestürzt wurden. Der letzte war ein Knabe, der durch das Spiel des Zufalls die Namen Romulus Augustulus führte. Er ging dem rauhen Heruler entgegen, und legte zitternd 476 das Diadem in seine Hand. Odoaker erbarmte sich seiner Jugend, und gönnte ihm ein stilles Leben auf einem angenehmen Lustschloß.

Die letzten römischen Kaiser hatten diesen Titel so herabgewürdiget, daß Odoaker vorzog, sich König von Italien zu nennen. Er vergaß der Vorhersagung Severins nicht; schickte ihm Botschaft von seiner Erhöhung, und stellte ihm frei, sich etwas auszubitten. Der uneigennützige Severin bat nur um die Rückberufung eines Verwiesenen.

Schon seit zwei Jahren hatte er sein Hinscheiden vorhergesagt, und als nun die Stunde gekommen war, ließ er den König **Fälöt**, dessen arge Gemahlinn Giza, und Bruder **Friedrich** vor sein Sterbelager rufen. Er warnte Jene vor ungerechter That, und sagte ihnen, daß die gute Zeit ihrer Regierung zu Ende gehe. Diesen warnte er insbesondere, nach seinem Hinscheiden nicht etwann frevlerische Hand an das Gut der Kirche und der Armen zu legen. Friedrich antwortete fast unwillig über solche Zumuthung; allein Severin sagte ernst und

scharf: »Bald offenbarst du deinen wahren Sinn. Ich wünsche keine Rache, aber sie ist dir nahe.« Er verfiel in eine milde Entzückung, und sprach zu seinen umherstehenden weinenden Brüdern: »Wie die Kinder Israels aus der ägyptischen Sclaverei so wird dieses arme Volk bald mit Hab und Gut von hier ausziehen in das italische Land; aber denket an das Gebot des Patriarchen Joseph; führet meine Gebeine mit euch. Denn diese ganze, jetzt volkreiche Umgegend, wird dergestalt verwüstet und eine völlige Wildniß sein, daß die Feinde, ihre Habsucht zu ersättigen, selbst der Todten in den Gräbern nicht schonen werden.« Am 8. Jänner 482, nachdem er durch beinahe dreißig Jahre unserm Lande in größter Trübsal ein Tröster, Helfer und Retter gewesen, entschlief der Gottesmann sanft unter Lobgesängen der Seinigen.

Kaum war er beigesetzt, als Friedrich einen seiner Krieger, Avitian, schickte mit dem Befehl, alles im Kloster selbst den einzigen silbernen Kelch zusammen zu raffen und ihm zu überbringen. Avitian ward bei diesem Kirchenraube von so heftigem Schauder ergriffen, daß er sich seit dem besessen glaubte, die Waffen wegwarf, und in die Einöde floh. Friedrich selbst ward wenige Wochen darnach von seines Bruders Sohn, ebenfalls Friedrich genannt, ermordet. So ging auch diese Weissagung Severins in Erfüllung.

Odoaker machte als König von Italien Anspruch auf alle Provinzen, die früher zum römischen Reich

gehört hatten. Dalmatien war schon bezwungen, um Norikum kämpfte er jetzt; da war ihm die Botschaft von diesem in der Familie des Rügenkönigs vorgefallenen Mord sehr willkommen. Blutrache war der Vorwand, um sich der rügischen Donaulande, wo sein Glück zuerst geblüht, zu bemeistern. Er zog mit vielem Volk 487 heran, schlug den König Fälöt, nahm ihn und seine Gemahlinn gefangen und führte sie nach Italien. Ihr Sohn, der Mörder Friedrich war zu den Ostgothen in Unterpannonien entflohen. Er gewann anfangs die Gunst ihres Königs Theodorich, indem er ihm zu dem bereits beschlossenen Zuge gegen Odoaker rieth; ward aber in der Folge ein Verräther, und erschlagen oder hingerichtet, man weiß nicht wann und wo.

Odoaker, als er die Rüstungen Theodorichs vernahm, war nicht ohne Besorgniß; er schickte gleich 488 wieder unter seinem Bruder Wulfo Heeresmacht an die Donau, ließ alle festen Plätze schleifen, und alles Volk, das römisch sprach, jedes Alters und Geschlechtes, mit Hab und Gut über die Alpen gegen Italien führen. Die Fabianer, seit beinahe 500 Jahren römische Unterthanen, mußten römisch gesprochen haben. Ausdrücklich begehrte er Severins theure Leiche; der Nachfolger desselben, Abt Lucillus und die Mönche führten sie nach Feltre, wo sie ein neues Kloster erbauten. Durch die Unbill der Zeit von da verscheucht, ruhen Severins irdische Ueberreste seit Jahrhunderten in Neapel.

Theodorich, mit Recht der Große genannt,

war der Sohn Theudemirs Königs der Ostgothen, von dessen liebster Concubine Erelieva (Ehrenlieb) am Neusiedler See geboren. Er ward am Hofe zu Constantinopel erzogen, ein Liebling des Kaisers Zeno. Als er aber schon im achtzehnten Jahre Obsieger eines sarmatischen Königs ohne Theudemirs Wissen und Willen, und nach dessen Tode sein Nachfolger auf dem Throne ward, fand der mißtrauische Zeno seine Nähe gefährlich. Er eiferte ihn daher an, Italien zu erobern, das Odoakers Verachtung und Strenge nur unwillig ertrage. Das Unternehmen, so schwierig es war, gefiel Theodorichs Heldensinne. Er brach mit seinem ganzen Volke, mit Weibern und Kindern, Hab und Gut von Syrmium (Mitrowitz) auf; schlug Odoaker, wo er ihn fand; theilte anfangs die Herrschaft mit ihm, ließ ihn ermorden, weil er Ränke anspann; und bestieg 493 den Thron der Cäsarn. Jedoch nur unter dem Namen eines Königs von Italien; indem er dem Kaiser des Orients einen Rest von Oberhoheit ließ. Er war von solcher Kraft des Geistes, daß er, ohne schreiben zu können, doch Wissenschaften und Künste liebte und beschützte; ohne Kriege das Uebergewicht über alle barbarischen Könige gleich einem Kaiser behielt. Er erhob die ganz versunkene römische Herrlichkeit wieder. Seinen Gothen gab er das übliche Eroberungslos, nämlich den dritten Theil des eroberten Grund und Bodens; und ließ sie nach ihren Gesetzen und Gebräuchen leben. Uebrigens stellte er die alte Staatsverfassung und die römischen Gesetze her;

gründete Städte und Ansiedlungen; und zwar selbst Arianer, verehrte er dennoch die rechtsgläubige Kirche. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß er Lorch und Fabiana wieder hergestellt; da wir unter seiner Regierung einen Metropoliten Namens **Theodor** zu **Lorch**, und einen Bischof **Mamertin** zu **Fabianis** finden. Welches letztere sonach wohl seiner Festungswerke beraubt, gesunken und entvölkert gewesen sein mochte, aber nicht zerstört und ausgeödet sein konnte.

Nach Theodorichs des Großen Tod 526 ergoßen sich die **Longobarden**, die zuerst in die Wohnplätze der durch Odoaker geschwächten Rügen jenseits der Donau vorgedrungen waren, nun auch auf das rechte Ufer in das flache Land von Oesterreich. Wir kennen die schrecklichen Sitten dieses Volkes, dessen Königinn aus dem Schädel ihres Vaters trinken mußte; dürfen also nicht zweifeln, daß Alles, was noch in Fabiana lebte, während dem zwei und vierzigjährigen Besitz der Longobarden sich entfernet haben werde, um menschlichere Landesfürsten zu suchen.

**Theodorich**, oder wie spätere, sein Heldenleben preisende, Dichter von seinem Siege bei Verona ihn nennen, **Dietrich von Bern** hatte keinen Sohn; er hinterließ die Krone einem unmündigen Enkel. **Amalasuntha**, seine Tochter, die großen Geistesgaben des Vaters mit Sanftmuth vereinigend, führte die Regentschaft während der Minderjährigkeit ihres Sohnes **Athalarich**. Er starb; ihr ungeduldiger Neffe ermordete sie. Das war für Ju-

stinian, den Kaiser zu Constantinopel, ein willkommner Anlaß, Kriegesmacht nach Italien zu schicken. Nach zwanzig Jahren des Widerstandes unterlag 555 der letzte Gothenkönig der Tapferkeit und dem Kriegstalente des byzantinischen (constantinopolitanischen) Feldherrn Narses.

Als Justinian gestorben war, fing man am Hofe an, den alternden Feldherrn zu vernachlässigen, bald darauf ward er verfolgt, und endlich vollends mißhandelt. Narses war nicht zu alt zur Rache; er rief die Longobarden, seine gewesenen Hülfsvölker gegen die Gothen, nach Italien. Die Longobarden hatten das schöne Land unter Narses kennen gelernt; verbanden sich mit andern Barbaren, und machten sich hurtig auf den Marsch. Ihre Wohnsitze an der Donau und in Pannonien überließen sie mit dem Beding, daß sie ihnen wieder eingeräumt werden sollten, wenn es ihnen in Italien nicht gelänge, und sie zurückkehren müßten, den Avaren.

Zum Unglück für Pannonien gelang es den Longobarden, in Italien ein Reich zu stiften, das sie über 200 Jahre behaupteten. Man nennt es noch die **Lombardie**; Pavia war die Residenz. Eben so lang trug Pannonien die Bürde der Avaren; eines Volkes, pfeilschnell im Angreifen, unerreichbar im Fliehen, scheußlich von Antlitz und Gebärde, befleckt mit allen Lastern der Unwissenheit und Wildheit. So werden die schrecklichen Herren von Wien und Pannonien in jener Zeit beschrieben. Eine Beschreibung, welche die Abkunft der Avaren von den Hunnen nicht

bezweifeln läßt. Neben ihnen wohnte zerstreut im Lande der slavische Stamm der **Wenden**; ein Volk von milden Sitten und schöner Gestalt. Sie waren mit den Gepiden über die Donau gekommen; wurden von den Longobarden, nachdem diese die Gepiden unterjocht, in unfruchtbaren Strecken noch geduldet, und bei deren Aufbruch nach Italien zurückgelassen; wodurch sie in die grausame Knechtschaft der Avaren geriethen. Diese, wilder als Barbaren, mieden und verabscheuten die Städte als Gefängnisse; sie wohnten in Ringen, das ist hinter meilenlangen Erdwällen, die sie an Flüssen, in unzugänglichen Morast aufwarfen. Ein solcher Ring bestand am Einfluß des Kamps in die Donau, ein anderer umfaßte Königstätten und Zeiselmauer.

Da wälzten sie sich so lange die Jahreszeit es zuließ, unter freiem Himmel in allen Lastern sinnlicher Völlerey auf ihren Thierfellen; wenn sie nicht auf Jagd oder Raub bei fremden Völkern ausgezogen waren, denen sie Feldfrüchte, Vieh und Menschen wegschleppten. Glücklich noch die Gefangenen, die sie als Sclaven weiter verkauften. Das Christenthum mußte dem Götzendienst wieder weichen, Kirchen und Klöster wurden zerstört, oder verächtlich den unterjochten Slaven als Obdach überlassen. In diesen 200 Jahren, wo Avaren hier hausten, ist das alte Vindobona zum wilden Walde geworden, dessen letzter Baum, der Stock am Eisen ganz nahe vor dem Thor von Fabianis stand. Noch unter den Babenbergern hieß der Berghof am hohen Markt der

Gjaidhof, und das fürstliche Esterhazysche Haus in der Wallnerstraße war Leopold des Heiligen Jagdhaus. Den Ackerbau, das Lichten der Wälder überließen sie den Slaven. Diese mußten ihnen dafür Tribut bezahlen; sie jedes Jahr über Winter bei sich behalten, ihnen die Früchte ihres Fleißes, ihre Weiber und Töchter preisgeben. Aus dieser Vermischung und unerträglichen Knechtschaft erklärt sich der noch heute bemerkbare große Abstand in der Gesichtsbildung der Wenden, und mancher Flecken ihres von viel mehreren Seiten lobenswürdigen Charakters.

## Wien unter den Franken.

Mit dem Verfall des römischen Reiches erhob sich das der Franken unter den Merovingern. Theodorich hielt ihren, besonders nach dem großen Sieg über die Alemannen 486, mächtig emporstrebenden jungen König **Chlodwig** noch durch sein Ansehen zurück; nach dessen Tod aber breiteten sie ihr Reich von den Pyrenäen bis an die Donau aus. Zwischen dem Lech und der Enns nannten sie das Land von seinen uralten, lange nicht mehr vorhandenen, Einwohnern **Bojoaren** (Bayern); und setzten einen Herzog, der dem königlichen Hause der **Merovinger** verwandt war, darüber; um es als Vormauer des Reiches unter fränkischer Oberhoheit zu vertheidigen. Nach **Chlodwigs** Tod erregten seine Schwiegertöchter **Brunehild** und **Fredegunde** verderbliche Zwietracht zwischen seinen vier Söhnen, unter die

er das Reich getheilt hatte. Chlotar, sein Enkel vereinigte es wieder. Unter den ferneren Nachkommen artete die alte Kraft der Merovinger immer mehr in Schwäche aus; sie waren nur mehr Schattenbilder neben ihren Majordomen (das ist Stellvertretern des Königs im Krieg und Frieden). Diese vergrößerten ihre Macht immer mehr, bis endlich Pipin den letzten König Chilperich in eine Zelle sperrte; sich zum König ausrufen ließ, und 752 sammt seinen Söhnen Carlmann und Carl vom Papste Stephan gesalbt wurde.

Inzwischen, da seit Chlodwig, (also schon über 250 Jahre) die Franken katholische Christen waren, hatten ihre Kirchenversammlungen und früher auch ihre Könige Missionarien in die eroberten Länder geschickt. Auch aus dem fernen Irland und Schottland, wo das Christenthum sehr früh feste Wurzeln schlug, kam der heilige **Columban**, **Gallus** und **Magnoald**; sie zerstörten den Götzendienst der noch ganz heiduischen Schweiz, Tirols und Schwabens. **Eustasius** und **Agilus** kamen 630 nach Bayern; wo neben einen Schein von Christenthum noch das Unkraut der rohesten Sinnlichkeit und des düstersten Aberglaubens fortwucherte. Erst Carl der Große konnte ihn ganz ausrotten.

Zwanzig Jahre nach Eustasius und Agilus, die man Bayerns Apostel nennt, kam der Heilige **Emmeran**, ein edler Franke, und Bischof zu Poitiers im südlichen Frankreich, nach Regensburg, wo der bayrische Herzog **Theodo** Hof hielt. Seine Absicht

war, den Avaren das Evangelium zu predigen; Theodo hielt ihn mit der Vorstellung zurück, daß von der Enns abwärts, also in unserm Niederöstreich, nur wilde Thiere wohnten. Auf seiner Reise nach Rom ermordete ihn Theodos Sohn. Um das aufgebrachte Volk zu beruhigen, ward die Leiche mit großer Feierlichkeit von Helfersdorf nach Regensburg getragen, und da beigesetzt, wo in der Folge das bis zu Anfang dieses Jahrhunderts berühmte Stift St. Emmeran entstand.

Ruodbert (Rupert) dem fränkischen Königsstamm der Merovinger verwandt, ergriff auch den Hirtenstab, um Christi Lehre zu verkündigen, und kam uach Worms am Rhein. Dort empfing er eine Bothschaft von Theodo II. mit inständigem Bitten, nach Baiern zu kommen; wo es mit dem Christenthum sehr zurückgegangen seyn muß, da Rupert 696 erst nach genugsamen Unterricht den Herzog, viele Große und Geringe taufte. Theodo II. faßte großes Vertrauen zu ihm; stellte ihm frei, sich mit den Seinigen, wo er wolle, niederzulassen, Kirchen zu erbauen, und zum Seelenheil der Gläubigen bleibende Anordnungen zu treffen. In einsamer Waldgegend des Wallersees meinte der Heilige Rupert sein Kloster zu bauen. Bald wurden in der Nähe die mit Gras und Moos bewachsenen Trümmer der vor 200 Jahren von den Herulern zerstörten schönen Römerstadt Juvavia entdeckt, der Herzog schenkte sie ihm; Rupert hohlte zwölf Mitbrüder, Jünger des Heiligen Benedicts, aus Frankreich. Mit deren Hülfe

reutete er die Wildniß aus, und baute dem heiligen Petrus zu Ehren Kirche und Kloster. Von der vorüber fließenden Salzach, und einer auf hohen Fels stehen gebliebenen Burg erhielt es den Nahmen Salzburg. Der Heilige Rupert saß der erste auf diesem bischöflichen Sitz; der in der Folge der vornehmste erzbischöfliche in Deutschland geworden ist; und sammt dem Benedictinerstift St. Peter bereits über 1100 Jahr besteht.

Von Salzburg aus kam das Christenthum zum zweiten Mal nach Oesterreich. Die alte Sage stimmt mit einer alten Inschrift darin überein, daß von **Cunald** und **Giselrich**, zweien Jüngern des Heiligen Rupert und Verkündern des göttlichen Wortes zu Fabianis, die kleine, noch in uralter Gestalt dastehende Kirche zu **St. Ruprecht** in Wien erbaut worden ist. Da aber diese Kirche, so klein sie ist, doch offenbar aus zwei in verschiedenen Zeiten gebauten Theilen besteht, so ist wohl 740 nur der kleinere Theil von Cunald und Gisalrich, und dieser auch wohl nur von Holz erbaut worden. Daß damahls das Land in den Händen der Avaren war, ist keine entscheidende Einwendung, gegen das Alter der Ruprechtskirche, denn wir wissen, daß sie die Städte haßten und vermieden, und sie den Wenden überließen.

Im Jahre 737 machten die Avaren einen wilden Verheerungszug über die Enns, und bei dieser Gelegenheit zerstörten und verödeten sie **Lorch** ganz und gar. **Vivilo**, der Bischof daselbst flüchtete nach

Passau hinter den Inn und die Donau. Seit der Zeit ist Lorch beinahe ganz verschwunden; und sein uralter Bischoffsitz bis auf die neuesten Zeiten, die so viel altes umstürzten, in Passau geblieben. Um jene Zeit kam auch der Heilige **Bonifacius**, ein Benedictiner aus Brittanien, früher Winfried genannt, nach Deutschland. Er verbreitete in den nördlichen Gegenden weit und breit das Evangelium, und gründete Klöster seines Ordens. Der bayrische Herzog **Odilo**, unterstützte ihn mit Eifer; und das Kloster **Monsee**, das älteste, welches in Oesterreich bestand, dankt ihm seine Entstehung 744. Der Heilige **Virgilius**, ein Mönch von St. Peter in Salzburg, und in der Folge Bischof daselbst, war der Apostel der carentanischen Wenden; und predigte selbst nicht ohne Erfolg bei den Avaren.

**Pipin**, der neue König der Franken, war 768 gestorben; bald nach ihm 771 auch sein ältester Sohn Carlmann; sein zweiter Sohn **Carl** war nun allein König der Franken.

**Desiderius**, König der Longobarden, zertrug sich mit Papst **Hadrian** und handelte feindselig gegen ihn. Der Papst rief **Carln** zu Hülfe. Dieser, vor kurzem aus Spanien gekommen, hatte eben der Sachsen Ehrensburg und ihre abgöttisch verehrte Irmensäule (Heermannssäule) zertrümmert; brach jedoch ungesäumt nach Italien auf. Alles unterwarf sich seinem gewaltigen Arm; **Desiderius** wurde mit der ganzen königlichen Familie gefangen und starb als Mönch zu Corvey. **Carl** war König von Italien.

Schon Herzog Odilo von Bayern hatte es versucht, seiner Abhängigkeit von den Franken los zu werden, und zu diesem Ende Aquitanier, Sachsen, Slaven und Thüringer gegen seinen Oberherrn aufgeboten. Er wurde geschlagen, auf der Flucht ereilt, und büßte Jahr und Tag als Gefangener in Frankreich. Wonach er aus Gnade das Herzogthum wieder erhielt; jedoch nicht mehr erblich, sondern als Lehen. Sein Sohn Tassilo, eben so nach Unabhängigkeit dürstend, war der Schwiegersohn des Königs der Longobarden; und als Carl gegen diese auszog, schien ihm der Zeitpunct gekommen zu seyn, um die so lange gewünschte Selbstständigkeit zu erringen. In der Blindheit leidenschaftlichen Stolzes rief er die Avaren herbey; mit Mordstahl und Brandfackel traten diese Bundesfreunde des letzten bayrischen Herzogs aus dem Stamm der Agilolfinger auf. Viele Bayern, darüber empört, fielen von ihm ab. Auf dem Mayfelde zu Ingelheim wurde 788 Gericht über ihn gehalten, und ihm das Leben abgesprochen. Carl schenkte es ihm; schlug aber Bayern wieder ganz zum fränkischen Reich. Tassilo und seine Kinder verschwanden in verschiedenen Klöstern.

Die Stunde der Züchtigung war für die Avaren gekommen; wenn gleich die Befestigungen, die sie seit zwei Jahrhunderten zu Stande gebracht, unüberwindlich schienen. Ihre Ringe hatten sie aus Baumstämmen, zwanzig Fuß hoch und zwanzig Fuß dick, errichtet; mit Lehm und Steinen ausgefüllt, oben mit Rasen bedeckt, von außen durch Sümpfe oder Ver-

haue geschützt. Neun solcher Ringe waren ihre Wohnplätze in Pannonien und im Norikum; denn sie besaßen alles Land von der Theiß an beiden Ufern der Donau herauf bis an die Enns; und waren nun auch in das fränkische Gebiet eingefallen. Zweimal wurden sie von den Feldobersten Carls, der inzwischen wieder mit den Sachsen und mit den Aquitaniern zu thun hatte, blutig zurückgewiesen; bei Ibosa (Ybbs) mehrere tausend in die Donau gesprengt, wo sie ertranken. Sie ruhten doch nicht; durch wiederholte Raubzüge in fränkisches Land suchten sie ihre Niederlagen zu rächen.

Nun beschloß Carl ein Ende zu machen. Er versammelte 791 ein zahlreiches Heer zu Regensburg, Graf **Theodorich** und **Meginfred** der Kämmerer rückten auf dem linken, **Carl** auf dem rechten Donauufer herunter; der Fluß selbst war bedeckt mit Kähnen und Flößen, worauf der Mund- und Kriegsvorrath für das große Heer nebst den Bayern sich befanden. Aus Friaul herüber führte Carls zu früh verstorbener Sohn **Pipin** eine Heeresabtheilung den Avaren in die Flanke. Carl hielt sich bei dieser vortrefflichen Disposition seiner Sache gewiß.

Er machte an der Enns Halt und wartete auf Nachricht, daß Pipin die Avaren erreicht habe. Die Nachricht kam, daß er sie erreicht, und auch geschlagen hatte. Drei Tage wurden nun dem Gottesdienst geweiht; um für Pipins Sieg zu danken, und ferneren glücklichen Fortgang der Waffen zu erbitten; darauf griff Carl in Gottes Namen an. Bald wa-

ren die Avaren, die durch die kleinen Pförtchen ihrer Ringe herausgekommen waren, um im freien Felde Widerstand zu leisten, geschlagen; entsetzt flüchteten sie in ihre Ringe. Einer nach dem andern wurde mit unwiderstehlicher Tapferkeit erstürmt; und den Avaren mit eignem Maße wieder zugemessen. Zu tausenden wurden sie erschlagen, zu tausenden als Sclaven hinweggeführt; bis an die Raab verfolgt, und eine Wüste gemacht zwischen Carls neu eroberter Provinz und dem Ueberrest des Landes der Avaren.

Nach 52 Tagen kehrte Carl siegreich nach Regensburg zurück; fast ohne allen Verlust außer einer bösen Pferdeseuche. Durch Pipins Heeresabtheilung ließ er die Avaren ferners verfolgen. Sieben Jahre hatte Pipin noch zu thun, ehe er über die Theiß zu dem alten hunnischen Hauptsitz vorgedrungen war; wo in meilenlangen Kreisen ein Ring den andern umschloß. Einer nach dem andern wurde ersiegt und gebrochen, der Chan mit vielen Tausenden erschlagen, und die seit Jahrhunderten in der halben Welt geraubten, und hier aufgethürmten Schätze erobert.

Carl war nun Herr und Herrscher von dem Flußgebiet der Theiß, durch Pannonien, Norikum, Vindelitien, Rhätien bis an die Nordsee hinauf; von ganz Frankreich, nachdem auch die aquitanischen und baskischen Herzoge unterjocht waren; selbst jenseits der Pyrenäen in Spanien machte er das beherzte Volk der Mauren in Saragossa zittern. Er war Herr von Italien, wo die Araber in Sicilien und Sardinien es nicht wagten, herüber zu kommen;

von den istrischen und dalmatinischen Küsten; und, nachdem er die Sachsen, die durch 30 Jahre für ihre Freiheit und ihre Götter mit hartnäckiger Verzweiflung gestritten, überwunden hatte, auch von ganz Deutschland bis an die Eyder, die es von Dänemark scheidet; dessen mächtigen König Er von fernerer Verschwörung mit den Sachsen abschreckte.

Es ist wohl nicht gleichgiltig auch das Aeußere eines so gewaltigen Landesfürsten zu kennen.

Carl der Große war sieben Fuß hoch; hatte einen runden Kopf, länglichtes Angesicht und Nase, breite Brust und starken Nacken, eine helle Stimme, hohe Stirn und große blaue Augen; durchbohrend im Betrachten, schrecklich im gereizten Zorn; meistens aber war in seiner Seele erhabene Ruhe, und ein milder Glanz in seinen Augen. Seine Kost war überaus mäßig, und bis in das 69. Jahr seines Lebens hat er von Krankheit nie etwas gewußt. Er zerbrach Hufeisen mit freier Hand, und hat manchen Feind auf einen Hieb entzwei gespalten. Sein Gewand für alle Tage war äußerst einfach, vom Webstuhl seiner Frauen und Töchter. Jedoch wenn er bei feierlichen Gelegenheiten auf seinem von Gold strotzenden Thron saß, von seinem in ausgesuchter Pracht glänzenden Hofe umgeben, so konnte kaum ein anderer starker Mann die Last von seinem Mantel, Krone und Zepter, Haften und Spangen, Alles von Gold und voll großer Edelsteine, ertragen. Nichts gibt ein vollständigeres Bild von dem außerordentlichen Eindruck, den sein Aeußeres machte, als

zwei Ereignisse, die von alten Geschichtschreibern erzählt werden.

Wir wissen, daß Carl der Große vom Papst Hadrian gegen den Longobardenkönig Desiderius zu Hülfe gerufen wurde. Als dieser vernahm, Carl rücke an, ward ihm bange; als Carls Heer nahe kam, stieg er mit seinem Freund Otkar auf einen hohen Thurm, um es zu übersehen, und seinen berühmten Feind zu erblicken. Voraus kam ein zahlreicher wehrhafter Troß mit einem ansehnlichen Anführer. Ist das Carl, fragte Desiderius; — noch lange nicht, antwortete Otkar. Als fremde Fußvölker von verschiedener Gestalt und mitunter seltsamen Waffen nachrückten, fiel dieselbe Frage und Antwort. Später kamen Reiter mit glänzenden Waffen, Roß und Mann geschmückt, als ob Jeder ein Kriegsfürst wäre. Darunter, meinte Desiderius, muß er doch seyn. »Noch immer nicht.« — »Aber was werden wir thun, wenn noch mehr solches Volk mit ihm kommt?« »Was aus uns werden wird — antwortete Otkar — weiß ich freilich nicht.« Jetzt zogen mit dem Kreuz und unter Gesängen die Bischöfe, die Aebte, die ganze Clerisei heran. »Da kommt der Himmel mit der Erde — rief Desiderius; — verbergen wir uns in ihren Schooß vor dem Anblick eines solchen Feindes.« Worauf Otkar erwiederte: »Siehst du Feld und Fluß mit Eisen bedeckt, dann erst ist es Zeit sich zu fürchten, dann erst kommt Carl.« Kaum hatte er's ausgesprochen, so schien es aus dem Boden aufzusteigen; wie schwarze Wetterwolken scho=

ben sich Spieße zwischen Stadt und Feld und Fluß. Hoch ragte unter ihnen eine riesengleiche Kriegergestalt empor; in der Linken den mächtigen Speer schwingend, in der Rechten das blitzende Schwert; mit drohenden Blicken den Feind aufsuchend.—»Jetzt ist er da!« rief Desiderius und sank in Ohnmacht zu Boden.

Die griechischen Kaiser nannten ihr Constantinopel Rom, und bildeten sich noch immer ein, Herren des alten römischen Weltreichs zu sein; wenn gleich in ganz Europa, außer Griechenland, Niemand ihnen gehorchte. In diesem Dünkel behandelten sie Carls Gesandte sehr schnöde. Aber bald unterrichtet, wie gefährlich es sei, Carln zu beleidigen, schickte Kaiser Nicephorus eine Gegengesandtschaft, das Geschehene zu entschuldigen. Carl nahm eine gütige Genugthuung. Er ließ die Gesandten über die wildesten Alpen und durch die unwirthbarsten Gegenden führen, daß die weichlichen Griechen ganz erschöpft anlangten. Tags darauf, nachdem sie sich erholt und geschmückt hatten, kamen sie in dem Pallaste nach einander in drei verschiedenen Sälen vor den Burgvogt, vor den Pfalzgrafen, vor den Connetabel. Jeder dieser Herren saß so prachtvoll auf vergüldetem Stuhl, war mit so reich gekleideter Dienerschaft umgeben, daß die Griechen einen nach dem andern für den Kaiser hielten. Vor jedem fielen sie auf die Knie, vor jedem fingen sie ihre Rede an; wurden ausgelacht und weiter geschickt. Schon waren sie, an der vierten Thür stehend,

gereizt und entschlossen, ihrerseits für die erfahrene Behandlung Genugthuung zu verlangen; da ging die Thür auf, und sie erblickten auf goldnem Thron, umgeben von Prinzen und Prinzessinnen, Bischöfen, Heeresfürsten und Edeln den großen Carl. Die Griechen, auf ihr Angesicht gesunken, wagten es nicht eher, sich von dem Boden wieder zu erheben, bis Carl ihnen beim Herrn des Himmels und der Erde geschworen, es solle ihnen kein Haar gekrümmt werden.

An diese Beispiele von Schrecken, den Carls Aeußeres bewirkte, reiht sich ein drittes wundervolles, entgegengesetzter Art. **Wittikind**, der große Anführer der Sachsen war Carls bitterster Feind. Vergeblich hatte er oft Wunder der Tapferkeit gegen ihn gethan; und viele Tausende seines muthigen Volkes geblutet. Immer blieb Carl Sieger. **Wittikind** schlich endlich, als Bettler verkleidet, ins christliche Lager, um sich durch Meuchelmord von dem verhaßten Frankenkönig zu befreien. Er hört, Carl sei in der Capelle, er erblickt den Heldenkönig in Kindesdemuth am heiligen Tische des Abendmahls kniend; aus der Hostie scheint ein himmlisches Knäblein zu lächeln. Da war ihm plötzlich das Herz im tiefsten Busen umgewendet. Er eilte heim, seine Götzen zu zerschlagen. Von derselben Stunde gehörte er Carln und dem lebendigen Gotte an; er wurde zu Attigny getauft, Carl war sein Taufpathe.

So wie wir nun den gewaltigen Herrscher als Schrecken seiner Feinde, und wieder in demuths-

voller Andacht sahen; so war er in seinem Hause ein zärtlicher Gemahl und Vater, ein Freund der Wissenschaften und der Künste; welcher Gelehrte, Dichter, Musiker, Mahler und Bildhauer zu geselligem Abendkreis um sich vereinigte. Die Palläste, die er sich zu Aachen und zu Ingelheim erbaute, zeigen von seinem feinen Geschmack in der Baukunst. Schulen führte er überall ein, besuchte sie oft selbst, um sich von dem Geschick der Lehrer und dem Fortgang der Schüler zu überzeugen. Er gab so treffliche Gesetze, daß einige davon sich über tausend Jahre erhielten. Er übersah der kleineren Angelegenheiten wegen niemals etwas in den großen; und vernachlässigte bei den wichtigsten Unternehmungen, auch die unbedeutendste nicht. Es blieb ein Sprichwort: »Glücklich das Reich, das so bestellt ist, wie Carls Meiereien; glücklich der Meier, der sein Haus so übersieht, wie Carl sein Reich.«

In dem verlassenen Fabiana verbargen sich schüchterne Wenden, welche in die bemoosten Ruinen römischer Tempel und Palläste ihre armseligen Strohhütten hinlehnten; ihr Vieh aus Grabmählern tränkten, und auf Jupiters Altar ihren Haberbrei kochten. Ringsum war Wald entstanden, und die vergessnen Trümmer von St. Severins Klöster mit Gras bewachsen. Es wieder zu einem bevölkerten Wohnplatz zu machen, dazu gehörte ein so außerordentlicher Mann, wie Carl der Große. Er hatte sein Reich in Grafschaften (Comitate) eingetheilt, an deren Spitze ein Graf als Richter stand. Was

jeƶt ein erblicher Titel ist, war damals ein nicht erbliches Amt. Kein Graf konnte mehr als eine Grafschaft (auch Gau genannt) unter sich haben; ausgenommen die Markgrafen, welchen zur Vertheidigung der Gränzen größere Landstriche untergeben waren. So bekam Guntram der Graf im Erdingau das Land zwischen der Enns und der Leitha, welches die Ostmark genannt wurde 791, und er war unser erster Markgraf.

In den übrigen, noch zu Deutschland gehörenden, den Avaren abgenommenen Ländern, welche in der späteren Eintheilung Maximilians I. den österreichischen Kreis bildeten, ließ Carl die Wenden bestehen. Siedelte auch andere Slaven von der Elbe und Oder, und einige der 30,000 deportirten Familien der Sachsen dort an. Die Franken und Bayern, die in dem Kriege gegen die Avaren unter ihm gefochten, belohnte er mit Besitzungen im Verhältniß zu ihren tapferen Thaten. Daher entstanden die Namen, Frankenberg, Frankenmarkt, Bayrisch-Waidhofen, Bayrisch-Gratz (Grades, ein Bergschloß in slavischer Sprache) Windischgratz, Sachsenfeld, Sachsenburg ꝛc. Auch den gefangenen Avaren, welche Christen wurden, wies er Land an zwischen dem Neusiedlersee und der Leitha. Viele, aus der alten Zeit herrührende, aber von den Avaren verwüstete Gotteshäuser und Gebäude stellte Carl wieder her, und stiftete neue. In der Ostmark überhaupt zwölf Pfarreien; zu Wien insbesondere stellte er St. Ruprecht her und stiftete St. Peter, und in der Nähe

zu Neuburg (Korneuburg) St. Martin. Er führte hier die ersten Schulen ein. Wahrscheinlich ist auch die Wiederherstellung des Bisthums ihm zu verdanken; denn schon in einer Bulle Eugens II. vom Jahr 824 wird Rathfred, Bischof zu Fabiana von seinen unverdrossenen, und durch glückliche Erfolge gesegneten Bemühungen zur Ausbreitung des echten Glaubens gelobt. Was doch eine mehrjährige Verwaltung des bischöflichen Amtes voraussetzt; und Carl lebte noch 814. Auch eine Vorschrift für die Kaufleute erließ er, wie weit sie mit ihren Waaren ziehen sollen, und wie weit er durch seine Gaugrafen für Sicherheit des Leibes und Gutes bürge. Auf der Donau hatte sich ein lebhafter Verkehr gebildet. Von Regensburg kamen Waaren aus ganz Deutschland herab; die angesiedelten Slaven lieferten sie den lüsternen Griechen nebst Wildpret und Fischen aus den Wildbächen, und anderer beliebter Seltenheiten für sie; dagegen brachten sie griechische Waaren herauf, womit sie weiteren Handel in das nördliche Deutschland trieben.

Am Ende des Jahres 799 hatten zu Rom zwei Neffen des verstorbenen Papstes **Hadrian** gegen seinen Nachfolger **Leo** Aufruhr erregt. Dieser floh zu Carln nach Paderborn; und wurde auf dessen Machtwort zu Rom wieder mit hohen Ehren empfangen. Carl folgte ihm dahin, und eine Menge frommer Christen aus allen Ländern, um die nahen Weihnachten am Grabe der Apostel zu begehen. Als nun in der heiligen Nacht Alles bei St. Peter versammelt,

das Hochamt vorüber, und Carl eben vom Betstuhle aufgestanden war, trat Papst Leo auf ihn zu; setzte, wie aus göttlicher Eingebung, eine Kaiserkrone auf sein Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oehle. Das Volk aber in stürmischer Begeisterung brach in dreimaliges, lang nachhallendes Freudengeschrei aus: »dem großen, frommen, friedebringenden von Gott gekrönten Kaiser von Rom, Carl, dem Augustus Heil und langes Leben und Sieg!« — Also ward das abendländische Kaiserthum 324 Jahre nachdem es mit Romulus Augustulus untergegangen, auf tausend und ein Jahr wieder hergestellt im Jahre 800 nach Christi Geburt und im 58. Jahre von Carls des Großen thatenreichen Leben. Vierzehn Jahre noch genoß er im Frieden seiner Herrlichkeit, und empfing eine Ehrengesandtschaft von dem mächtigen und weltberühmten Caliphen der Araber Haroun-al-Raschid. Der 28. Jänner 814 war sein Todestag. Beinahe ein halbes Jahrhundert hat er geherrscht, und sein Reich fast über ganz Europa ausgedehnt; ohne je eine Auflage auszuschreiben, ohne je besoldete Krieger zu haben, blos durch den Heerbann. Den Rath seiner Großen hat er selten bedurft, immer gerne gehört, zu keiner Stunde gescheut. Seine Eroberungen haben Segen gebracht, Heiden zu Christen gemacht, Wilde auf eine Stufe der Cultur gehoben. Die Kirche mit dem Staat innig zu verbinden war sein Bestreben; denn alle Weisheit des Alterthums war durch die verheerenden Völkerwanderungen zu Grun-

de gegangen; die Welt konnte nur in dem Christenthum gedeihen. Carl wollte, daß bei jedem Freihof eine Capelle und ein Caplan sei, in Städten und Dörfern Pfarreien; daß neben jedem Grafen ein Bischof stehe, neben dem Herzog der Erzbischof, neben dem König der Primas; das ganze christliche Europa aber unter Kaiser und Papst; eine allgemeine christliche Kirche, und ein allgemeines, heiliges römisches Reich.

## Oesterreich ein Markgrafthum.

Residenz in Pechlarn.

Von Carls Tode an wissen wir nur wenig von Oesterreich. Nach Guntram waren **Werenhar**, **Alberich**, **Gottfried**, **Gerold**, nach einander Markgrafen; und die Zeiten scheinen friedlich gewesen zu sein. Der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg ließen sich angelegen sein, das Christenthum zu verbreiten und zu befestigen. Klöster wurden gestiftet, deren Bewohner die Sümpfe austrockneten, den wilden Wald urbar machten, als Missionäre Heiden bekehrten, dabei stets ihr Leben wagten, oft es unter Martern opferten.

An den Gränzen der Ostmark, am linken Ufer der Donau, vom Mannhartsberg abwärts, und rechts und links an der March bis gegen die Oder und Elbe wohnten Heiden, die **Marhanen** (Mährer), ein slavisches Volk, das sich auch Carl dem Großen unterworfen hatte. Das war ein weites

Feld für den Eifer der Mönche. **Prininna**, Fürst der Marhanen, von **Moymar** vertrieben, flüchtete zu **Ratbod**, den reichen Markgrafen der Ostmark; fand Schutz, wurde zu Trasmauer getauft; entfloh aber bald undankbar zu den Slaven an der Sau, und hetzte sie gegen seinen Wohlthäter auf. Ratbod ließ sie die Kraft seines Armes dermaßen fühlen, daß **Prininna** bald Aussöhnung suchte. **Moymar** starb, und **König Ludwig** der Deutsche setzte 846 den **Rastiz** über die Mährer.

Rastiz, wiewohl ein Christ, half überall, wo er Haß, Aufruhr und Verrath gegen Deutschland wahrnahm. Ihm zur Seite stand sein Vetter, dessen Namen nach den verschiedenen slavischen Dialecten **Swatopluck**, Swantopolk, Zwentibolch, Zwetboch lautet. Schon als Jüngling war ihm keine Gefahr und kein Verbrechen zu groß; seine List und Gewalt als Mann empfanden Viele. Rastiz und Swatopluk hatten in der Folge Deutschlands **König Carlmann** so vielfältig gereizt und beleidiget, daß er endlich verwüstend ins tiefste Mähren eindrang. Swatopluk lieferte seinen Vetter und Fürsten Rastiz selbst in Carlmanns Hände; der ihn blenden ließ, und in ein Kloster steckte; Swatopluk mußte aber als Geisel für die Ruhe der Mährer bleiben. Am königlichen Hofe überließ er sich allen Freuden und Genüssen, brütete aber Jahre lang über seinen hinterlistigen Plan. Er schätzte sich seinen Worten nach glücklich, in dieser angenehmen Gefangenschaft zu sein; spottete seines wilden und armseligen Vol-

kes; lernte Deutsch, kleidete sich Deutsch, und nahm ganz deutsche Sitten an. So schläferte er ein und gewann Vertrauen. Als nun die Mährer wieder versuchten, sich der deutschen Oberherrschaft zu entledigen; trat Swatopluk zu dem König und sprach, das Volk sei nur durch ehrgeitzige Große verführt, es werde ruhig sein, sobald man nur erst diese zu paaren getrieben. Das nehme er auf sich, und hafte mit seinem Kopfe für schnellen Sieg, wenn man ihm den Oberbefehl anvertraue; denn er kenne auf das genaueste Land und Leute. Zu langem Unglück der Deutschen wurde dem hinterlistigen Slaven geglaubt, und er erhielt den Oberbefehl. Eine gänzliche Niederlage 871, aus der nur Wenige dem Tode oder der Gefangenschaft entrannen, war die Folge davon. Von dieser Zeit an griff Swatopluk immer weiter um sich; unterjochte ein benachbartes Volk nach dem andern; bis er zwischen 880 und 890 von Ungarn alles Land zwischen der Donau und der Theiß, einen großen Theil des heutigen Oesterreich, nämlich das Land jenseits der Donau, ganz Mähren mit dem größten Theil von Schlesien, die meisten Slaven zwischen der Weichsel und Elbe und endlich auch Böhmen unter seiner Botmäßigkeit hatte. Dieses Reich ist das in der Geschichte durch einige Jahre glänzende und ganz Europa fürchterlich gewesene Großmähren.

So tapfer auch die Markgrafen Wilhelm und Engelschalk ihre Ostmark vertheidigten, die Uebermacht der Mährer war zu groß; mehr als einmal wurde das Land, also wohl auch die Stadt grausam

verwüstet. Carl der Dicke, auf dessen unfähigem Haupte wieder alle Kronen seines Ahnherrn, Carls des Großen, sich zusammen gefunden hatten, zog mit einem zahlreichen Heere gegen Swatopluk. Auf dem Tulnerfelde standen sie gegen einander; jedoch zu keiner Schlacht kam es, sondern zu einem Frieden, in welchem Carl sich begnügte, von dem treulosesten aller Menschen das Versprechen der Lehenstreue erhalten zu haben.

Einer alten sehr wahrscheinlichen Sage nach, haben um diese Zeit 882 fromme Schiffer, Kaufleute und Reisende eine Capelle zu Ehren Mariä erbaut, welche die Capelle am Gestade oder bei der Fischerstiege genannt ward. Sie stand ohne Zweifel, wo die zwischen 1388 und 1412 erbaute Kirche Maria Stiegen steht.

Als endlich Carl der Dicke, blödsinnig, arm und von aller Welt verlassen, seine Tage in einem Kloster am Bodensee geendiget hatte, stieg Arnulf, Herzog von Kärnthen, auf den Kaiserthron des Abendlandes, dem deutsche und slavische Völker huldigten. Er war der Sohn König Carlmanns, außer dessen kinderloser Ehe erzeugt; aber schön und stark und ein Held; der vorletzte und würdigste Abkömmling Carls des Großen in männlicher Abstammung.

Nachdem der erlauchte Arnulph die aufrührerischen Obotriten bestraft, die Ruhe im Innern befestigt, die bisher unüberwindlichen Normannen geschlagen, und ihre Königsfahne in der Domkirche zu

Regensburg aufgehängt, dachte er daran, die alte unvergoltne Schmach endlich an Swatopluk zu rächen. Ein unbekanntes furchtbares Volk, die Magyarn (Ungarn), hatte Arpad, ihrer sieben Stämme Erbherzog, mit Griechen und Bulgarn siegreich kämpfend, an der Donau bis nahe an die Ostmark herauf geführt. Diese rief Arnulph auf, die Mährer über die Theiß zu jagen, die er selbst von vorne angriff. Wiederholt geschlagen, mußte Swatopluk einen schimpflichen Frieden eingehen; er überlebte seines Landes grauenvolle Verwüstung und diesen Frieden nur um wenige Monate. Das großmährische Reich war dahin 894. Von Swatopluk's drei Söhnen ward einer nach Kärnthen abgeführt, und hatte Arnulphs Gunst gewonnen, der andere ward von den Ungarn erschlagen; der Dritte vertheidigte die väterliche Burg noch lange, flüchtete endlich, da er Alles verloren, nach Bayern, und fiel als abenteuernder Ritter in fremdem Dienst.

Arnulph hatte gegen die Mährer zwei Markgrafen eingesetzt. Brüder von Geburt, doch verschieden an Gesinnung. **Luitpold** war Markgraf unter der Enns, redlich und getreu; **Aribo**, der Markgraf ober der Enns, meist verdächtig, öfters seiner Würde entsetzt. Seinen Sohn Isanrich von gleichem unbändigen Sinn ereilte Arnulph durch schnelle Fahrt auf der Donau in Mautern und nöthigte ihn nach lebhafter Gegenwehr durch Steinschleudern und Sturm zur Unterwerfung.

Nachdem Arnulf 899 gestorben war, riefen die

Fürsten, so groß war ihre Achtung für ihn, seinen siebenjährigen Sohn **Ludwig** als König aus; der letzte Carolinge, in der Geschichte als **Ludwig das Kind** bekannt.

Den Ungarn war die Kunde von Arnulfs Tod sehr willkommen; sie waren in das Herz des mährischen Slavenlandes eingedrungen, und schwerer Beute Meister geworden; sie verlangten nun nach Deutschland. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Regensburg unter friedlichem Vorwand; in der wirklichen Absicht aber, das Land auszukundschaften. Brennend, raubend, mordend fielen sie in Oesterreich ein. Man glaubte, die Hunnen seien wieder entstanden, und nannte sie auch, obgleich irrig, Hunnen. Sie waren jedoch Heiden, verbrannten ihre Todten, tranken Blut, verzehrten rohes Fleisch, selbst Menschenherzen als Arznei. Wenn man in Betrachtung der dermaligen Ungarn, diese Schilderung unglaublich findet, so möge man bedenken, daß die Deutschen, als sie zuerst nach Europa kamen, gewiß nicht weniger wild waren, ja, wie man weiß, noch durch lange Zeit ihren Göttern Menschenopfer brachten.

Markgraf **Leopold** und **Richar** der Passauer Bischof ermannten sich schnell; aber nichts half ihre Tapferkeit und Klugheit. Heute waren die Ungarn in zahllosen Schwärmen da; morgen waren sie verschwunden als hätte der Erdboden sie verschluckt. Wie angewachsen saßen sie auf ihren pfeil-

schnellen Rossen, auf Schläuchen schwammen sie über Flüsse und Seen.

Neben dem alten zerstörten Lorch auf dem Berg an der Enns wurde eine feste Burg, die Ennsburg aufgebaut; an ihr vorüber durchstreiften die Ungarn das Land nach allen Richtungen.

Im Juni 907 war endlich der Heerbann des oberen Deutschlandes bei Ennsburg versammelt. **Ludwig das Kind** blieb dort mit dem Nachtrab; Markgraf Luitpold, jetzt auch Herzog der Bayern, ging mit dem Heere dem Feind entgegen, und lagerte auf dem weiten Felde zwischen Petronell und Preßburg. Die Deutschen, schwer bewaffnet und sorglos, wurden in der Nacht von feindlichen Schwärmen, die über den Fluß geschwommen, überfallen und hingewürgt. Durch drei Tage wehrten sie sich tapfer, doch vergeblich; sie mußten der ungeheuren Ueberzahl erliegen. Herzog **Luitpold** selbst, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freysing und Seben, viele Aebte, Grafen, und die Blüthe deutscher Ritterschaft kam in diesen blutigen Tagen elendiglich um.

Nun wälzte sich der Strom des Verderbens nach Bayern, und weiterhin durch Schwaben bis in Elsaß und Burgund, und Nordostwärts in Thüringen und Sachsen. Dörfer und Flecken wurden verbrannt, Kirchen und Klöster verödet; viele Tausende Weiber und Kinder mit den Haaren zusammengekoppelt, und in die Sclaverei getrieben gleich dem Vieh. Ueber Oesterreich und Wien kam wieder ein

halbes Jahrhundert wie jene lange Zeit, da es unter den Avaren schmachtete. Das ganze Land war eine Weide für ungrische Rosse, die Gebäude zertrümmert; die Einwohner in Knechtschaft oder in tiefem Wald und Gebirge, kaum das Leben fristend, verborgen.

Den neunzehnjährigen König Ludwig tödtete 911 der Gram; mit ihm erlosch der Mannsstamm der Carolinger in Deutschland. Doch war die Ehrfurcht für Carl den Großen noch so lebhaft, daß bis zu dem großen Interregnum im XIII. Jahrhundert kein König der Deutschen gewählt wurde, der nicht weiblicher Seits von ihm abstammte.

Der erste war Conrad, Herzog der Franken, ein kraftvoller Regent; doch konnte er Oesterreichs Schicksal nicht ändern. Es verschlimmerte sich vielmehr, da Arnulf der Böse, Herzog der Bayern von blinder Herrschsucht getrieben, ein Bundesfreund der Ungarn wurde.

Auf Conrad folgte Kaiser Heinrich I. Herzog der Sachsen. Er umgab die Städte mit Mauern und Thürmen, brach damit der Ungarn Allgewalt, schlug sie endlich auch 933 bei Merseburg, wo ihrer 36000 blieben, doch wichen sie nicht aus Oesterreich.

Sein Sohn, Otto der Große, vereinigte das, durch der Carolinger Entartung der wildesten Anarchie preisgegebene, Italien wieder mit Deutschland. Allein hier war es durch Herrschsucht und Uneinigkeit so weit gediehen, daß sein eigner Sohn Ludolf,

daß Herrmann und Eberhard, die Söhne Arnulfs des Bösen, und der lothringische Herzog Conrad sich gegen ihn empörten und Bundesfreunde der Ungarn wurden. Durch Ottos Schnelligkeit und unwiderstehlichen Nachdruck waren die Meuterer bereits besiegt, gefangen, erschlagen oder auf unbekannter Flucht untergegangen, als 100000 Ungarn sich auf dem zehn Stunden langen Lechfeld ausbreiteten. Sie wählten am liebsten solche Ebenen, die, wie in ihren Wohnsitzen, ohne Bäume und Gebüsch, blos mit kurzem Gras bedeckt waren, zur Schlacht; weil ihre zahlreiche Reiterei da am besten wirken konnte. Das befestigte Augsburg war ihnen ein Dorn im Auge, und sie bestürmten es; allein die Bürger waren durch ihren Bischof den Heiligen Ulrich mit so viel Muth und Vertrauen beseelt, daß sie sich tapfer wehrten, bis Otto mit einem Heere aus allen vier großen Herzogthümern, Franken, Bayern, Schwaben und Sachsen und einer Anzahl Böhmen herangekommen war. Am St. Lorenztag (10. August) 955. erstritt Otto mit den Deutschen einen vollständigen Sieg über die Ungarn. Was nicht auf dem Schlachtfelde gefallen oder im Lech und der Wertach ertrunken war, wurde auf der Flucht durch das erbitterte Landvolk, welches früher so viele Unbilden und Martern von den Ungarn auszustehen hatte, erschlagen; nur sieben von diesen kamen mit abgeschnittenen Ohren nach Haus, um das Schicksal der übrigen zu melden.

Von diesem Tage an hörten die Raubzüge der

Ungarn für eine geraume Zeit plötzlich auf. Das Land zwischen der Erlaf und der Leitha ließen sie als Einöde liegen, hinter der Leitha und um den Neusiedlersee räumten sie ihre Wohnsitze wehrhaften Stämmen von Reußen und Bissenern (Peschenegern) ein; das Land am linken Donauufer hinauf bis gegen Medelike (Melk) aber behielten sie, so wie Melk selbst, aus dem sie eine starke Gränzfestung machten. Die Nachkommen der alten in die Wälder und Berge geflüchteten Einwohner der Ostmark wagten sich nun wieder schüchtern in das offne Land heraus; und da mag, was etwann von Fabiana noch übrig geblieben ist, auch wieder angefangen haben bewohnt zu werden.

Durch mehr als achtzig Jahre seit den Brüdern **Luitpold** und **Aribo**, welche Arnulf einsetzte, findet man keinen Markgrafen von Oesterreich bei den Geschichtschreibern verzeichnet. Alte Sagen und Chroniken jedoch erwähnen zweier, mit allen Rittertugenden ausgestatteter **Markgrafen von Pechlarn**, beide Namens **Rüdiger**. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Ungarn ober der Erlaf nicht festen Fuß gefaßt haben, und von diesem freigebliebenen Theil der Ostmark die beiden Rüdiger Markgrafen waren; welche in dem gegen Melk nächsten festen Ort **Pechlarn** an der Erlaf ihren Wohnsitz hatten. Daß der Dichter des Nibelungen Liedes einen Markgrafen Rüdiger von Pechlarn zum Freund des Hunnenkönigs Attila macht, kann die Geschichte nicht beirren, sondern ist nur eine poetische Freiheit, deren er sich noch größere erlaubt; indem er Attila, den großen

Theodorich und den Bischof Piligrin von Passau als Zeitgenossen und Freunde anführt, ob sie gleich in der Zeit um Jahrhunderte, und an Gesinnung noch weiter von einander geschieden waren. Erst zwanzig Jahre nach dem Siege am Lechfeld, als Otto der Große bereits verstorben war, finden wir **Burkard**, Pfalzgrafen und Schirmvogt von Regensburg als Markgrafen der Ostmark. **Piligrin** Bischof von Passau seines frommen Eifers wegen bei Papst und Kaiser in Gunst, wirkte gemeinschaftlich mit ihm zu Wiederherstellung des christlichen Gottesdienstes, und zu Bevölkerung des Landes durch Ansiedler; und bald findet man, daß **Haarlanden** und **Steinakirchen** wieder bewohnt waren, und Melk zum Trotz die Feste **Wieselburg** nächst der Erlaf erbaut worden.

Bei den Ungarn hatte sich die Gestalt der Sachen nun auch geändert. Geschreckt durch die Niederlage am Lechfeld, hatten sie zwar von den Deutschen abgelassen; zum Ersatz der hier verlornen Beute aber einen eben so großen Raubzug in das griechische Kaiserthum unternommen, und bei Adrinopel eine eben so große Niederlage erlitten. So in Ost und West geschlagen, verloren viele unter ihnen die Lust an dem herumziehenden Leben, und wurden geneigt, einheimisch zu werden in ihrem gesegneten Lande. Auch hatten sie auf ihren früheren Zügen so viele deutsche Gefangene gemacht, daß deren Anzahl fast größer war als ihre eigene. Die Gefangenen trieben Ackerbau und Gewerbe und verbreiteten auch übrigens manche Kenntnisse. Salzburg, Regensburg,

Passau schickten wetteifernd Missionäre nach Ungarn. Die Herzoginn Sarolta, eines zu Constantinopel getauften ungrischen Stammesfürsten Tochter, beschützte sie, und erleichterte ihnen nach Möglichkeit ihr lebensgefährliches Unternehmen. Ihre Schönheit und ihr kühner männlicher Geist brachten den Herzog Geysa (der noch wild genug war um im Gähzorn jeden zu erschlagen, der ihm in Wurf kam) dahin, daß er in die Messe ging, zugleich aber auch den Götzen opferte. Als man ihn fragte, warum er das thue, antwortete er: weil ich reich genug bin für beides. Diese Gesinnung des Herzogs gibt ein Bild von dem Zustand des Christenthums im ganzen Lande. Viele Ungarn waren getauft; die größere Anzahl konnte sich nicht entschließen, die christlichen Gefangenen loszulassen und der Vielweiberei zu entsagen; bleibende Wohnsitze und Arbeit waren ihrer Natur zuwider. Die Partei des Heidenthums — der endlich Geysa selbst nachgeben mußte, glaubte ihre Abneigung gegen das Christenthum nicht besser äußern zu können, als indem sie die neuen Ansiedlungen an der Erlaf mit Feuer und Schwert verheerten. Das ist aber übel für sie ausgefallen, denn schon war der neue Markgraf **Leopold der Babenberger** an dieser Gränze der bewohnten Ostmark angekommen.

Die Babenberger sind ein so berühmter Heldenstamm, und um Oesterreich so hoch verdient, daß nicht weggelassen werden darf, was man aus früherer Zeit von ihnen weiß.

# Oesterreich als Markgrafthum unter den Babenbergern.

Residenz in Melk.

So wie Carl der Große die Ostmark gegen die slavischen Marhanen, so hatte er auch eine solche in Franken angeordnet gegen die slavischen Sorben; denn auf die Treue der erst vor Kurzem unterworfenen slavischen Völker konnte er sich nicht verlassen. Die Markgrafen in Franken bauten sich eine Burg an der Rednitz, welche einer schönen Sachsenfürstinn Baba zu Ehren Babenberg (heute Bamberg) genannt worden sein soll. Zur Zeit als Ludwig das Kind regierte, war Adalbert, mütterlicher Seits ein Abkömmling der Carolinger, Markgraf in Franken. Er war in Ahnenfeindschaft mit den Wetterauer Grafen. Diese häufigen und ewigen blutigen Familienzwiste, entspringend aus der Erbsünde der Deutschen, der Uneinigkeit erschwerten die Versammlung des Heerbanns, der gerade gegen die Ungarn dringend nöthig war. Daher verbot sie der König bei Todesstrafe. Adalbert der Babenberger hatte einen treulos ermordeten Bruder zu rächen; die Blutrache ging den Deutschen über Christi Gebot, und so achteten sie auch des Königs Befehl nicht. Adalbert, anstatt sich bei dem Heerbann zu stellen, fiel in die Wetterau ein; darüber wurde er in die Acht erklärt, und der König lagerte vor Babenberg. Adalbert spottete der Gewalt in seiner festen Burg, da griff man zur List. — Hatto, Erzbischof von Mainz, von dem die Sage

geht, daß ihn die Mäuse gefressen, kam zu dem Markgrafen und verpfändete ihm sein und Ludwigs königliches Wort, ihn unverletzt in seine Burg zurückzuführen, wenn er sich zu gütlicher Verhandlung in des Königs Lager stellen wollte. Adalbert ritt mit ihm. Kaum waren sie wenige Schritte außer dem Thor, da gab Hatto ein plötzliches Uebelbefinden vor; sie ritten zurück, Hatto stärkte sich mit altem Wein und weißem Brot. So hatte er sein falsches Wort gelöst; er hatte den Markgrafen unverletzt zurück geführt. Bei dem zweiten Austritt hingegen, vor dem er nichts versprochen, ward Adalbert gefangen, enthauptet, und all sein Gut eingezogen.

Wo und wie der flüchtige Sohn des schändlich Betrogenen sein Leben geführt und geendiget, ist unbekannt, selbst sein Namen nicht auf uns gekommen. Ein zweiter Adalbert, Enkel des Hingerichteten, suchte durch treue Anhänglichkeit an Otto den Großen seinem gesunkenen Hause wieder aufzuhelfen. In dem Aufstande der Söhne Arnulfs des Bösen, denen Ungarn zu Hülfe standen, ließ er sein Leben für den Kaiser; und seinen Sohn **Leopold** im Knabenalter verwaist und hülflos zurück. Der gerechte Kaiser nahm den Knaben zu sich; und als er herangewachsen, war er sein beständiger Gefährte auf der Jagd. Einsmals verfolgte der Kaiser, keine Gefahr scheuend, einen ungeheuren Eber in den tiefsten Wald. In dem beinahe undurchdringlichen Dickicht brach er den gespannten Bogen; das Unthier wandte sich gegen ihn. Mit einem kühnen Sprunge

stürzte sich der junge Leopold dazwischen, reichte seinen gespannten Bogen dem Kaiser, und rettete ihn damit gerade im rechten letzten Augenblick. »Das soll dir nicht unbelohnt bleiben, wackerer Babenberger, — sprach der Kaiser — das nächste heimfallende Lehen an Land und Leuten soll dein sein; und da wir ohne Zeugen sind, nimm hin meinen gebrochenen Bogen statt Brief und Siegel.« **Leopold**, in allen Kriegen des Kaisers eben so treu als tapfer, erhielt bald eine Grafschaft im großen Donaugau; aber erst nach Jahren, als der alte Kaiser schon lange in der Gruft seiner Ahnen ruhte, und sein Sohn, **Otto II.**, die Krone trug, fiel **Burkard** der Markgraf der Ostmark in der unglücklichen Schlacht gegen die Araber an den Küsten Calabriens. Da trat **Leopold** mit dem zerbrochenen Bogen vor den Kaiser. Diesem war des Bogens Geschichte und seines Vaters Versprechen wohl bekannt; Leopold hatte durch seine Rittertugenden den Namen des **Erlauchten** bereits erworben; die Ostmark bedurfte eines so siegreichen Kämpfers; er wurde daher 984 als ihr **Markgraf** belehnt. Eine zahlreiche muthige Heeresfolge drängte sich bald unter sein ruhmvolles Panier. Mit dieser kam er an die Erlaf; die Ungarn flohen in das feste Melk, das sie die Eisenburg nannten. Leopold griff es an, eroberte es in ritterlichem Sturm, zerbrach seine Mauern, und jagte die Ungarn bis über den Kahlenberg. Als ein echt christlicher Ritter bedachte er, daß für solchen Sieg nicht ihm, sondern dem Namen des Herrn Preis und Dank gebühre,

baute aus den heidnischen Trümmern eine Kirche und stiftete Chorherrn dazu. Dort erkor er sich und den Seinigen die Grabstätte, und residirte daselbst, wie mehrere seiner Nachfolger. So lange er lebte, blieb Frieden mit dem Ungarn, welchen er viele Missionarien schickte. Auf einem Landtag zu Tuln ward beschlossen das Land zu befestigen und zu bevölkern. Aus Ueberresten römischer Castelle wurden feste Burgen, Ansiedler kamen aus Franken und Bayern. Bei einem Ritterspiele zu Würzburg 994 tödtete ein aus Rache abgeschossener Pfeil, den erlauchten Leopold der jedoch nicht ihm vermeint war, sondern einem andern.

Sein älterer Sohn Heinrich I. (Markgraf von 994 bis 1018) schreckte die Mährer und Pohlen von ihrem beschlossenen Einfall in Oesterreich ab, und ward der Starke zugenannt.

Der ungrische Erbprinz Wock empfing die Taufe und in selber den Namen Stephan. Nach seines Vaters Tod ließ er sich die Bekehrung von ganz Ungarn eifrigst angelegen seyn; wofür er die Hand der bayrischen Prinzessin Gisela erhielt, und am Maria Himmelfahrstage (15. August) im Jahre 1000 zu Gran als erster König von Ungarn gekrönt wurde. Ebendaselbst ward auch der Sitz des Erzbischof und Primas von Ungarn festgestellt. Ein unvergeßliches Ereigniß in der Geschichte Wiens; es hat aus grausamen, kriegs- und raublustigen Feinden gute Nachbarn und Helfer in der Noth gemacht; ihre

Wildheit hat sich zu einem gerechten Stolz veredelt; nur ihre Tapferkeit ist geblieben.

Unter dem Markgrafen **Heinrich** I. fiel sonst nichts ferners merkwürdiges vor, als daß im Jahre 1012 Coloman, ein nach dem heiligen Grab pilgernder Irländer oder Schottländer, von dem argwöhnischen Volk, das seine Sprache nicht verstand, für einen Kundschafter gehalten und bei Stockerau getödtet wurde. Nachdem man aber sich des Irrthums überzeugt, ward sein Leib, der Wunder gewirkt haben soll, nach Melk feierlich bestattet, und Columban als Heiliger und als Landespatron verehrt.

König Stephan von Ungarn hatte sein großes Werk, das ganze Land christlich zu machen mit starker Hand durch geistliche und weltliche Mittel mühsam vollbracht; und, so lange er lebte, aufrecht erhalten; hatte 38 Jahr lang die rauhen Gemüther durch Furcht und Hoffnung gezügelt, und ein ganz anderes Reich hinterlassen als das er nach seines Vaters Tod gefunden. Seine letzten Tage wurden durch den Verlust seines einzigen Sohnes Emmerich, den auf der Jagd ein wilder Eber getödtet, so kummervoll, daß sein hoher Geist einer Schwachheit unterlag, die für Ungarn und Oesterreich eine Quelle vieles Blutvergießens war. Es war nämlich seine Schwester an den Herzog von Venedig Otto Urseolo verheirathet; nach ihrem Tode kamen ihre Kinder **Peter** und **Frowiza** an den Hof König Stephans, und genossen der Königinn Gisela vorzügliche Gunst. Frowiza ward an unsern **Adalbert**, der, nach sei-

nem ohne männlichen Erben gestorbenen Bruder Heinrich, Markgraf von Oesterreich war, vermählt; und Gisela brachte es dahin, daß König Stephan, mit Uebergehung des näheren Rechtes seiner Vettern **Andreas, Bela und Leventa, Petern** zu seinem Nachfolger ernannte.

Stephan starb (1038) an demselben Tag und in derselben Stunde, in denen er die heilige Krone auf sein Haupt empfangen hatte. Nur die Kraft der letzten Worte eines solchen Königs konnte den Ungarn einen, durch seinen Hochmuth und seine ungezähmten Begierden verhaßten, Fremdling aufdringen. Als König benahm er sich, als sei es seine Absicht, den Nationalhaß in helle Flammen ausbrechen zu machen. Seine und seiner Höflinge wilde Lust galt als einziges Gesetz. Ein unklug unternommener und unglücklich ausgefallener Kriegszug gegen den Kaiser erschöpfte endlich die Geduld. Auf einer Versammlung zu Stuhlweißenburg kündigten alle Bischöfe und alle Großen Petern im dritten Jahr seiner bösen Regierung den Gehorsam auf. Er, nur auf eigene Sicherheit bedacht, verließ sich selbst und sein Reich, und floh zu seinem Schwager Adalbert nach Oesterreich.

Die Ungarn riefen Stephans Schwager, den rauhen Cumanen **Aba** (wider seinen Willen getauft und Samuel genannt) einen Todfeind des christlichen Glaubens und aller Cultur, zum Könige aus. Aba schickte Bothen an den jungen Kaiser **Heinrich III.**, begehrte die Anerkennung und Peters Auslieferung.

Die Antwort des schon in seiner Jugend kraftvollen, für Deutschlands Wohl viel zu früh verstorbenen Kaisers war: »Der Könige Leib sei allen Völkern heilig, und der Kaiser kenne keinen anderen König Ungarns als den Peter.« Noch in strengem Winter überschwemmten die Ungarn Oesterreich bis an die Trasen, und hausten auf gewohnte Weise; ein anderes Heer brach in Kärnthen ein. Adalbert und sein Sohn Leopold, der noch kaum einen Bart, aber schon Kraft genug hatte, des bömischen Herzogs Brzetislaw Rüstung zu tragen, schlugen die Ungarn aus Oesterreich hinaus. Gottfried, Markgraf der oberen Kärnthnerschen Mark, der auf dem Schlosse Pütten residirte, schlug sie aus seiner Gränze. Es gränzten nämlich damals Oesterreich und Kärnthen an der Piesting unmittelbar zusammen.

Im folgenden Sommer (1042) führte der Kaiser selber ein ansehnliches Heer die Donau herunter, und ging zu **Wien** mit den Fürsten zu Rath über den Zug nach Ungarn.

Jetzt findet man plötzlich den vorher nie vernommenen **Wienne** oder **Wiene**, ohne daß der alte Namen Fabiana ganz verschwunden war, wie es mit Vindobona schon seit Jahrhunderten geschehen; denn noch 116 Jahre später nennt Herzog Heinrich selbst in dem Stiftbrief des Schottenklosters die Stadt bald Favia bald Favianis, »die von den Neuern Wienne genannt wird.« Auch Otto Bischof von Freisiegen, ein Bruder Heinrichs Jasomirgott, schreibt in seinen Geschichten noch immer Fabianis.

Der neue Namen entstand also bestimmt während der fünfzigjährigen Beherrschung durch die Ungarn oder gleich in den ersten Wochen nach ihrer Besiegung; und war nach mehr als 100 Jahren noch nicht allgemein. Schon dieser Umstand widerlegt die Meinung, daß er aus einer Verkürzung des alten Namens entstanden sei; wenn man sich auch vorstellen könnte, wie aus Favia, Fabiana oder dem viel häufiger vorkommenden Fabianis Wienne, das der Deutsche zweisylbig spricht, geworden sein möge.

Andere wollen in dem Ungrischen Betz ben, das sehr gelinde ausgesprochen wird, den Keim des Namens Wien finden. Die Zeit des Ursprungs stimmt damit überein. Wieder Andere glauben, die Stadt habe den Namen von dem Fluß, wie z. B. Enns und Steier; und die Wien müsse viel größer gewesen sein, als der Wald noch bis an die Stadt reichte; und alle die jetzigen Tausende von Brunnen und Wasserableitungen von Burkersdorf bis hieher, vorzüglich die Wasserwerke von Schönbrunn, nicht bestanden. Nicht unwahrscheinlich ist die Meinung, daß in dem zerstörten Fabianis während der ungrischen Unterjochung nur Slaven gewohnt haben; in den slavischen Sprachen heißt unsere Stadt Widen, woraus leicht Wien geworden sein kann.

Die Zeit, seit welcher der Namen Wienne vorkommt, ist gerade dieselbe, seit welcher Wien erst ununterbrochen zu Deutschland gehört, denn Markgraf Adalbert hatte die Ungarn, die Leopold nur über den Kahlenberg getrieben, eben wenige Wochen

vor Ankunft des Kaisers bis über die Leitha hinaus geschlagen. Sonach ist es sehr begreiflich, daß die fast ganz zerstörte und halb vergessene Stadt, nun unter deutscher Oberherrschaft statt ihres römischen Namens einen andern erhalten hat. So wie man auch erst kurz vorher das Land zum ersten Mal Osterrichi genannt findet. Der Umstand, daß Kaiser Heinrich III. zu Wien eine Berathung mit den Fürsten über die Heerfahrt nach Ungarn gehalten, darf Niemand verleiten zu glauben, daß es damals schon groß genug gewesen sei, Kaiser und Fürsten mit ihrem Gefolge aufzunehmen; man hält einen Kriegsrath manchmal in einem Zelte, in einem Bauernhaus, wohl auch unter freiem Himmel. Erst hundert Jahr später finden wir Wien im merklichen Zunehmen an Bevölkerung und Wohlstand.

In dem Fürstenrathe zu oder bei Wien wurde beschlossen, die Ungarn sogleich anzugreifen; denn Aba hatte das Heidenthum und die alten wilden Sitten wieder eingeführt, worüber viele christliche Große des Reichs und die Bischöfe sehr unzufrieden waren. Der Kaiser und unser Adalbert, der eines größeren Lobes nicht bedarf, als mit der Freundschaft eines solchen Kaisers beehrt worden zu sein, eroberten die Hunnenburg (Hainburg) und die Brezißburg (Preßburg), zerbrachen ihre Mauern, und drangen bis über den Granfluß. Nun kam es zu weitläufigen Unterhandlungen, welche im Frühjahr 1043 damit endeten, daß Aba das Land Oesterreich bis an die Leitha förmlich abtrat, und sich der Ober-

Hoheit des Kaisers unterthänig und zinsbar erkannte; worauf das deutsche Heer sich zurückzog. Aba jedoch konnte seinen Haß gegen das Christenthum nicht mäßigen; unter dem Vorwand seiner Krönung rief er die Großen und die Bischöfe zusammen; und ließ vierzig aus ihnen ohne Verhör und Urtheil spießen. Der Kaiser, davon empört, drang mit Adalbert abermal in Ungarn ein. Am 5. Juli 1044 kam es zu der mörderischen Schlacht bei Mensö, unweit Raab; die anfangs so unglücklich ging, daß das Feld noch heutzutage »das Grab der Deutschen« heißt. Endlich entschied **Adalbert** den Sieg; die Ungarn, des wilden Regiments und der Grausamkeiten Aba's müde, schlugen ihm selbst das Haupt ab, und legten es dem Kaiser zu Füßen; der den König Peter wieder einsetzte, und ihm den Vasalleneid abnahm. **Peter** war aber auch durch Unglück nicht weiser geworden. Seine zügellose Willkühr reizte wieder im dritten Jahr die Ungarn zum Aufstand; er floh wieder, seinen kleinen Anhang verlassend, nach Oesterreich; wurde aber bei Wieselburg eingeholt, niedergeworfen und geblendet. Die Prätendenten **Andreas**, **Bela** und **Lewenta** kamen aus ihrer Freistätte in Pohlen unter allgemeinem Zujauchzen nach Pesth.

Adalbert baute noch das im Jahr 1042 eroberte **Hainburg** als deutsche Gränzfestung, von den Ungarn oft vergeblich zerstört, wieder auf; und starb 1056 nach einem ruhmvollen Leben, des Namens »der Sieghafte« vollkommen würdig. Noch vor ihm

sein tapferer Sohn Leopold II. und nach wenigen Monaten folgte ihm sein Freund, Kaiser Heinrich III. in das Grab, der einen sechsjährigen Knaben an der Hand einer schwachen Frau und uneiniger Vormünder hinterließ.

Darauf gründete Andreas, König von Ungarn, das Begehren der Unabhängigkeit, eines dauerhaften Friedens, und engerer Verbindung. Es war der Kaiserinn Agnes nicht möglich, dagegen zu sein. Sie führte ihren Sohn, Kaiser Heinrich IV. und ihre Tochter Sophie (nach andern Judith) im Jahr 1058 nach Melk zu Markgraf Ernst den Tapfern, Adalberts Sohn. Hier vermählte sie ihre Tochter an des Königs Andreas Sohn, Salomo; und Heinrich IV. ertheilte dem Markgrafen Ernst jenen Brief, der ihn des Reiches vordersten und getreuesten Fürsten, Oesterreich des deutschen Reiches Vormauer nennt, und es durch Vortragung des Schwertes und der eigenen Landesfahne den alten, großen Herzogthümern gleichstellt.

Andreas gerieth mit seinem Bruder Bela um die Krone in Streit. Ein unheilvoller Streit, der in beider Brüder Nachkommen fortwährend Ungarn durch mehr als 200 Jahr in blutige auswärtige und Bürgerkriege stürzte; welche auch Oesterreich vielfach berührten. Andreas wurde von Bela an der Theiß geschlagen, und ging, man weiß nicht wo, zu Grunde. Sein Sohn Salomo flüchtete mit der heiligen Krone und dem Schatze nach Oesterreich, und fand Schutz in Melk, das noch vor 70 Jahren

eine ungrische Festung war. Bela bestieg den Thron; überfiel mit den christlichen Ungarn die Heidnischen; erschlug eine ungeheure Zahl derselben, erzwang von anderen den Widerruf; und hatte in einem Jahr den Christenglauben, den Ackerbau und gesellige Sitten in Ungarn neu hergestellt. Nun wollte er auch durch verheerenden Einfall in Oesterreich für den Schutz, den Salomo gefunden, sich rächen, und die Krone und den Schatz wieder holen. Aber **Ernst** hieß nicht umsonst der Tapfere; er schlug den König zurück, verfolgte ihn nach Ungarn, nahm Wieselburg im Sturm; Bela stürzte auf der Flucht, und starb plötzlich. Ernst half Salomo den Thron besteigen; Bela's Söhne **Geysa** und **Ladislaw** flüchteten nach Pohlen.

In der erbitterten Schlacht **Heinrich's** IV. gegen die Sachsen bei Hohenberg an der Unstrut am 8. Juli 1075, die vom heißen Mittag bis in die späte Nacht währte, kämpfte **Ernst** für seinen Kaiser, bis der Sieg erkämpft war; allein es kostete ihm das Leben; nur seine Leiche kam nach Oesterreich.

Ihm folgte sein Sohn **Leopold** III. **der Schöne** von dem nichts merkwürdig ist, als daß er in dem unvergeßlichen Streit zwischen **Heinrich** IV. und **Gregor** VII. zu Tuln die Partei öffentlich abschwor, für die sein Vater Ernst gestorben war, und auf die Seite des Papstes trat. Heinrich erklärte ihn dafür seines Markgrafthums verlustig, und verlieh es dem neuen Böhmenkönig **Wratislaw**, der sich schnell durch die Schlacht bei Mailberg (12. Mai

1082) in Besitz setzte. Eben so schnell vertrieb ihn der tapfere Azo von Gobatsburg, Ahnherr der Kuenringer durch einen Sieg zwischen Horn und Eggenburg.

Wenn gleich aus der kurzen Regierung Leopolds des Schönen nichts Ruhmwürdiges von ihm zu melden ist, so lebte doch unter ihm ein auf seinem Platz höchst ruhmwürdiger Mann, Altemann, Bischof von Passau. Er war der Sohn eines Grafen in Westphalen, und studierte in seiner Jugend in Paris und in Italien Theologie, wo er mit zwei anderen jungen deutschen Grafen Gebhard aus Schwaben, und Adalbero aus Bayern zusammen traf. Die Jünglinge überließen sich gerne dem schmeichelhaften Traume, daß sie Kirchenfürsten und Klosterstifter werden könnten. Er ging in Erfüllung; Gebhard ward Erzbischof von Salzburg und stiftete Admont in Steier, Adalbero Bischof zu Würzburg stiftete Lambach in Oberösterreich, Altmann stiftete Garsten, St. Florian, St. Pölten, und erneuerte Göttweih, St. Nikola, Melk. Seine Einkünfte auf fromme Stiftungen hingeben ist viel gethan, Altmann aber that noch viel mehr. Er fand, wie man sich nach so oft wiederholten Verheerungen wohl vorstellen kann, fast alle Kirchen klein; die meisten von Holz, ohne Thürme und Glocken, ohne Bücher, ohne Schulen. Er erbaute anständige Kirchen mit Thürmen, schaffte Glocken dazu, versah die Kirchen mit allem Nothwendigen, legte Schulen an, bildete eine gottesfürchtige, durch Sitten und from-

men Wandel ausgezeichnete Geistlichkeit. Und alles das zu einer Zeit, wo neben ihm in Ungarn der Bürgerkrieg wüthete, wo das in Parteien zerrissene Deutschland gegen einander kämpfte; wo ihn, den Anhänger des Papstes, der Böhmenkönig, des Kaisers treuer Vasall, verfolgte und zweimal aus seinem Bisthum trieb; wo endlich Hunger und böse Seuchen das allgemeine Elend auf das Höchste trieben. Alles dieses hinderte nicht, daß der fromme Bischof Altmann jedes Werk geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit fort übte, bis er arm und verbannt zu Zeiselmauer in Oesterreich 1091 starb.

Man weiß, daß um jene Zeit eine kleine Kirche, dem heiligen Pancratius geweiht, in Wien auf dem Platze der heutigen Nunciatur stand; aber weder von ihrer Entstehung noch von ihrem Untergang hat man eine ganz gewisse Nachricht. Eine wahrscheinliche Sage berichtet, daß sie eben auch von Bischof Altmann im Jahr 1068 erbaut worden sei; vermuthlich weil etwann in jener Gegend die ersten Häuser wieder bewohnbar geworden, St. Peter und St. Ruprecht aber in Trümmern lagen. Bei Erbauung der Nunciatur mag ihre Hauscapelle an die Stelle dieser dem Verfalle wieder nahen kleinen Kirche getreten sein.

Nach Leopolds des Schönen Tod 1096 folgte ihm sein Sohn gleiches Namens, welcher im Jahre 1485 heilig gesprochen, seither als Landespatron von Oesterreich verehrt wird. Als dieser Leopold IV. die Regierung antrat, war schon auf dem Kirchen-

rath zu Clermont der Kreuzzug in das heilige Land beschlossen, um die Stätte des Leidens und des Grabes Christi der Entweihung der Ungläubigen zu entreißen; und die Wallfahrter von den bisher erlittenen Mißhandlungen zu befreien. Man hat über diese Kreuzzüge, besonders in der neuesten Zeit, sehr ungünstig geurtheilt; hat sie eine unsinnige Schwärmerei genannt; hat aber in eben dieser neuesten Zeit den Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung der Griechen geprediget. Der unparteische Mann verkennt nicht, daß viel loses Gesindel aus Raub- und Beutelust mitgezogen; daß so Mancher das Kreuz genommen, um für ein ruchloses Leben, das er nicht zu bessern willens war, Vergebung zu erhalten; daß Viele in unbedachtem Eifer ihre Familien zu Grunde richteten, indem sie, die Kosten des Zuges aufzubringen, ihr Hab und Gut verpfändeten oder verkauften; daß mehrere Hunderttausend kraftvolle Männer von allen Nationen und allen Ständen dabei zu Grunde gingen; daß es besonders dem ersten Zuge an Zucht und Ordnung gänzlich fehlte. Allein es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß sehr Viele aus reiner Andacht, von der großartigen Idee begeistert, alle irdischen Rücksichten hintan setzten; mit ihren Feinden sich versöhnten, und in Gottes Namen zu Kreuz und Schwert griffen; und daß die durch Verheerungen der Barbaren seit Jahrhunderten verscheuchten Künste und Wissenschaften durch die Kreuzzüge wieder anfingen, in Europa zu blühen; daß durch sie erst ein Handel im Großen entstand, der

Städte und Länder zu dem Flor brachte, in dem wir sie bald sehen werden. Vorzüglich gewann Wien dabei. Hunderttausende zogen auf der Donau herab, oder zu Land über Wien nach Ungarn. Wenn das damals noch sehr kleine Wien auch anfangs wenig zu geben hatte, so vermehrte sich bei diesem Andrang von Fremden doch seine Bevölkerung und sein Wohlstand von Tag zu Tage. Je mehr hier zu haben war, desto gewisser hatte jeder Kreuzfahrer in dieser letzten Stadt Deutschlands noch etwas zu kaufen, jeder Deutsche den Wunsch, noch ein paar Tage hier zu verweilen.

Das zweite Heer, mit welchem **Gottfried von Bouillon**, der Eroberer und erste christliche König Jerusalems, der große Ahnherr unseres Kaiserhauses, im August nachrückte, hielt sich lange in der Nähe von Wien auf; bis der Vertrag über den freien Durchzug durch Ungarn mit dem König **Coloman** geschlossen war. Gottfried mußte seinen Bruder **Balduin** mit seiner Gemahlinn **Gundehilde** als Geisel geben; dagegen geleitete **Coloman** selbst dieses zweite Heer bis an die Save hinab. Das erste Heer, welches plündernd und zuchtlos umher gestreift war, hatten die Ungarn zu Tausenden erschlagen und versprengt.

Markgraf Leopold IV. war um diese Zeit noch nicht 23 Jahr alt; war tapfer und muthvoll wie alle Babenberger, und nach einem unter seinem Bildniß zu Klosterneuburg befindlichem Maße fast 7 Schuh hoch. Mit diesen Eigenschaften verband Er, auf des-

sen Jugend der Freund seines Vaters, Bischof Altmann, viel Einfluß hatte, eine innige Gottesfurcht, einen lebendigen Eifer für Alles, was er der Sache der Religion zuträglich hielt, und eine wahrhaft väterliche Liebe zu dem Volke, dessen Wohl ihm Gott anvertraut hatte. So heiß nun sein Verlangen auch war, sich dem wohlgeordneten Heere Gottfrieds, unter welchem er viele Helden erblickte, anzuschließen, so widerstand er doch jetzt, wie durch sein ganzes Leben, den Lockungen der Ruhmbegierde, und zog seine Pflicht den liebsten Wünschen vor. Eine doppelte Pflicht gebot ihm, in Oesterreich zu bleiben. Er hatte eben die Regierung angetreten, sein Land hatte sich noch wenig von allen den erlittenen Verheerungen erholt; sein Vater, der die Partei des Kaisers abgeschworen hatte, weil den Satzungen der Kirche zufolge Niemand mit einem Excommunicirten Gemeinschaft halten durfte, hatte genug zu thun, um sich vor der Rache des Kaisers zu schützen; Leopold war voll von Entwürfen, seinem Lande, seinem geliebten Volke aufzuhelfen. Er konnte jetzt nicht fort. Hiezu kam noch, daß Kaiser Heinrich IV. vom Kirchenbann losgesprochen war. Leopold erkannte nun seine Lehenspflicht, sobald es ihm nur irgend möglich wäre, dem Kaiser mit gesammter Waffenmacht beizustehen. Um jedoch seinen lebhaften Antheil an den Kreuzzügen zu beweisen, versah er ihre Schaaren, die zügellosen wie die geordneten, freigebig mit Speise, Trank und Geld; und an Gottfried von Bouillon sandte er eine zureichende Summe in Gold,

um 300 Ritter auszurüsten, welche das Vermögen dazu nicht selbst besaßen.

Nach 2 Jahren, nachdem er zu seinen Entwürfen mittelst der Landstände einen festen Grund gelegt, und einige derselben bereits in guten Gang gebracht hatte, ordnete er eine Regentschaft für die Zeit seiner Abwesenheit an, und brach mit allen seinen Vasallen auf, um sich dem Kaiser anzuschließen; des Willens, bei jeder Waffenruhe im Winter wieder heimzukehren. Der Entschluß war großartig und aus reinem Pflichtgefühl entsprungen; denn der unglückliche Heinrich IV. war bereits, bis auf seinen stets getreuen Schwiegersohn Friedrich von Hohenstauffen, von allen Fürsten verlassen, und sein böser Sohn Heinrich V. als Gegenkönig von den meisten anerkannt. Dem Beispiel Leopolds folgte auch sein Schwager Herzog Borziwoy mit den Böhmen und Mährern; und die Sache des Kaisers hielt sich noch einige Jahre.

Die Eroberung der heiligen Stadt (Jerusalems) 1099 entzündete den Eifer für die Kreuzzüge aufs neue. In ganz Europa wurde gerüstet, die theure Eroberung zu erhalten, sich ganz Palästina's zu bemeistern. Der Bayernherzog Welf, der Erzbischof von Salzburg Thiemo, Ulrich Bischof von Passau, Giselbert Abt von Admont kamen mit einem neuen Heere nach Wien. Leopold war bei dem Heer des Kaisers, doch seine Mutter Itha die Witwe Leopolds des Schönen, des Herzogs von Bayern Schwester, schloß sich dem Zuge an. Glücklich kamen

sie durch Ungarn und durch das Reich der treulosen Griechen. Von diesem Erfolge eingeschläfert, und da sie durch Vereinigung mit andern Schaaren auf 160,000 Kreuzfahrer angewachsen waren, durchzogen sie zerstreut und unbesorgt das karamanische Land. Plötzlich brachen die Karamanier in ungeheurer Anzahl aus dem Gebirg hervor; kaum 3000 Kreuzfahrer konnten entfliehen. Was aus der Markgräfinn Itha geworden, bleibt ungewiß; einige der Flüchtlinge wollten sie unter den Schwertern der Ungläubigen und von ihren Rossen zertreten gesehen haben; spätere Pilger hatten gehört, sie sei mit mehreren Frauenzimmern nach Chorazan verkauft des Sultan Massoud Gemahlinn und des berühmten Nureddin Großmutter geworden. Ihr Alter, wenigstens 40, ist zwar eine Einwendung dagegen; allein deutsche Frauen bleiben lange schön; und als Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern 1172 ins gelobte Land kam, grüßte ihn Sultan Kilidsch gastfreundlich als einen Verwandten.

Leopolds Herzenswunsch war es auch jetzt, sich diesem Zuge anzuschließen, allein Kaiser Heinrich und Oesterreich forderten Leopolds Gegenwart, und er hatte Gewalt genug über sich, um seine Wünsche fortan seinen Pflichten zum Opfer zu bringen. Unter mehreren Anstalten, die er zum Wohl seines Landes traf, war auch der Bau einer Burg und einer Kirche auf der letzten, von der Donau herauf sich erhebenden Höhe des Kahlengebirges, welche heutzutage noch der Leopoldsberg heißt. Hieher ver-

legte er von Melk seine Residenz. Mit den Böhmen und Mährern stand er in den freundschaftlichsten Verhältnissen, nur von Ungarn her waren feindliche Einfälle zu besorgen. Dieser gefährlichen Gränze wollte er nahe seyn als ein rechter Markgraf und Schutzherr.

Seine fernere Absicht dabei war, das alte, jetzt nur noch wenig bewohnte **Wien**, durch die Nähe der Residenz emporzubringen. Er erreichte beide Absichten im vollen Maße. Die Ungarn waren eingefallen; doch er schlug sie so tapfer zurück, daß sie während allen 40 Jahren seiner Regierung keinen zweiten Einfall wagten. Auch kein anderer feindlicher Fuß betrat das von Leopold beschützte Oesterreich. Zu jener Zeit tobte der Krieg zwischen dem Kaiser und den Päpsten, zwischen Heinrich IV. und seinem bösen Sohn Heinrich V., und gleich nach dessen Tod zwischen den Welfen und Waiblingern durch ganz Deutschland. Nur Leopolds Weisheit und seinem Ansehen im ganzen Reiche war das Wunder möglich, daß Er, außer der in den ersten Jahren dem Kaiser schuldigen Lehenspflicht, in keinen dieser erbitterten Kriege verwickelt wurde.

In so langen Jahren sicherer Ruhe nahm Wien allerdings zu an Bevölkerung, und manches neue Haus entstand aus alten Trümmern. Leopolds Sohn und zweiter Nachfolger Heinrich II. würde seine Residenz nicht vollends nach Wien verlegt haben, wenn es nicht durch des Vaters segensreichen Geist sich schon bedeutend emporgehoben hätte. Sonach war

es Leopold der Heilige, der den ersten festen Grund zu dem heutigen Glanz der Kaiserstadt gelegt hat.

Noch etwas lag dem heiligen Leopold sehr am Herzen. Er sah wohl, daß in Wien Gewerbe empor kamen, daß die Einwohner Neigung und Geschick zum Handel hatten, allein an religiöser und sittlicher Bildung fehlte es noch sehr; an Wissenschaften ganz. In den weit ausgedehnten Waldungen Oesterreichs bewohnten noch vereinzelte Familien zerstreute Hürten, lebten da fast in wildem Zustand; nannten sich zwar Christen, kamen aber nur selten in die ferne Kirche, noch seltner kam zu ihnen ein Priester. Leopold hatte gesehen, wie durch die Stiftungen von Kremsmünster und Göttweih die Gegenden umher urbar geworden, das Volk sich vermehrte und bildete; daher beschloß Er drei Klöster zu stiften. Eines für Chorherrn, die vorzüglich im Ruf der Gelehrsamkeit standen, in der Nähe von Wien; und in den noch wilden Waldgegenden eines für den neuen Orden der Eisterzienser, ein anderes für Benedictiner.

Leopold hatte bei Eintritt des Winters 1104 Kaiser Heinrich IV. im Begriffe verlassen, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe anzutreten; er glaubte nun Zeit zu haben, zu Erbauung seines Chorherrnstiftes, und war nur über die rechte Stelle noch im Zweifel. Nicht ferne von Wien sollte es stehen, und auch nahe am Leopoldsberg. Jetzt im Frühjahr 1105 erhielt Leopold Botschaft vom Kaiser, der Schwabenherzog Friedrich von Hohenstauffen, seine festeste Stütze sei gestorben; nur dießmal sollte Leopold ihm noch

zu Hülfe kommen, und nur auf kurze Zeit, indem er ernstlich willens sei, seine versprochene Pilgerschaft nach Jerusalem anzutreten. Leopold folgte dem Ruf.

Bei dem Kaiser fand er dessen Tochter Agnes, Witwe Friedrichs von Hohenstauffen, mit ihren zwei Söhnen. Sie suchte nach ihres Gemahls Tod lieber beim schwachen Vater als beim mächtigen Bruder Schutz, und ließ es ihr eifrigstes Bestreben seyn, Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zu vermitteln. Wirklich erschien auch, bald nach Leopold, **Heinrich** V., und nach einigen Unterredungen erfolgte die gewünschte Versöhnung. Leopold lebte nun in der Familie des Kaisers wie dazu gehörend. Es war von Märschen und Schlachten nicht die Rede; man lebte in Frieden. Leopold, obschon bereits 32 Jahr alt, hatte noch nie Zeit gehabt an eine Vermählung zu denken; jetzt hatte er Zeit dazu. Durch alle die Jahre, in welchen er Heinrich IV. Heeresfolge leistete, sah er immer Friedrich von Hohenstauffen vorgezogen, durch seine herzogliche Würde sowohl, als durch seinen ruhmvollen Namen, im Vertrauen des Kaisers wie im Ansehen beim Heere. Alles dieses verletzte nicht Leopolds demüthigen Sinn; er bewunderte und verehrte Friedrichs Heldenmuth, seine unwandelbare Treue, den hohen Geist, mit dem er Alles vollbrachte. Wenn von Agnes die Rede war, fühlte Leopold, ohne sie jemals gesehen zu haben, eine herzliche Hochachtung für die Frau, die ein solcher Mann gewählt hatte. Nun aber sah er sie durch mehrere Monate täglich, und täglich mehr leuchtete ihm

ihr Verstand, ihre Güte, ihre Gottesfurcht ein. Auf dem Wege einer, mit zeitlichem Nachtheil verbundenen Pflicht hatte er sie gefunden; er zweifelte also nicht, sie sei die ihm von Gott bestimmte Lebensgefährtinn. Sie war schon 29 Jahr vorüber, war Mutter mehrerer Kinder; es war keine Leidenschaft, die den jungen Mann an sie zog, sondern das Erkenntniß, Diese sei die wünschenswertheste Hausfrau. Er mußte das Trauerjahr ehren; doch vermag kein Mann eine aufrichtige Zuneigung zu verbergen. Der Kaiser und sein Sohn bemerkten sie Beide mit gleichem Wohlgefallen aus sehr verschiedenen Gründen.

Heinrich V., indem er seinen Vater umarmte, der ihm den Kuß der Versöhnung gab, dachte nur an dessen Untergang. Heinrich IV. hatte dem Papst die Wallfahrt ins heilige Land versprochen, hatte sie schon lang verschoben, jetzt aber war sie der Ausführung nahe; sie konnte ihm wieder Anhänger gewinnen, selbst des Papstes Freundschaft erwerben; sie mußte hintertrieben werden. Unter dem Schein aufrichtiger Reue gestand er dem Kaiser, er habe den Winter über die Sachsen neuerdings gegen ihn aufgehetzt; er gewärtige täglich die Botschaft, daß sie bereits aufgebrochen; nur auf wenige deutsche Fürsten könne er rechnen, sie seien dem Sohn nicht viel mehr hold als dem Vater; eilends müsse man, soviel man könne sich verstärken. Brächte man den Sachsen nicht eine Niederlage bei, würden sie den weiten Weg nicht umsonst gemacht haben wollen. Es war fast Alles wahrhaft an dieser Rede, nur die Ab-

sicht war verrätherisch. Der arme Vater hielt sie für treuherzig, widerrief alle Anstalten zur Wallfahrt, rüstete sich, schickte Boten aus nach allen Seiten; Niemand kam. Der Sohn zog auch Kriegsvolk herbei, und sendete Boten den Sachsen entgegen; aber nicht um sie zurückzuhalten, sondern um ihnen den rechten Zeitpunct ihrer Ankunft zu bestimmen. Schnell kam die Kunde von diesen Vorgängen nach Rom. Papst Pascal II. hielt Heinrich IV. nun für unverbesserlich widerspenstig, und sprach neuerdings die Excommunication über ihn aus.

Das hatte Heinrich V. erwartet und beabsichtiget. Wie der Kirchenbann publicirt war, brach er auf. In der Verwirrung des ersten Schreckens führte er Agnes sammt ihren Kindern mit sich; und aus dem Lager der Sachsen schickte der unnatürliche Sohn die Botschaft an seinen Vater: »Der von der Kirche Verfluchte hat weder Aeltern noch Kinder, weder Gattinn noch Freunde.« An unsern Leopold aber ließ er sagen: »Noch mit Heinrich IV. halten, heißt verloren sein hier und dort. Wollt Ihr Agnesen zur Gemahlinn, das Trauerjahr ist vorüber, so müßt Ihr auf meine Seite treten.«

Nach den strengen Kirchensatzungen jener Zeit durfte Niemand mit einem Excommunicirten Gemeinschaft halten, ohne sich der Gefahr gleiches Schicksales auszusetzen. Leopold, ein frommer Sohn der Kirche, mußte, wenn gleich mit schwerem Herzen, sich vom Kaiser trennen. Er entließ seine Vasallen nach Haus, und zog mit Wenigen zu Hein-

rich V. Nicht auf seine Seite gedachte er zu treten, bei Agnes selbst wollte er um ihre Hand werben. Sie sagte sie ihm zu, allein sie befand sich in des Bruders Gewalt. Nach kurzer Unterhandlung begnügte sich Dieser mit Leopolds Trennung vom Kaiser, mit desselben Wort niemals Partei gegen ihn zu nehmen, und mit Zurückhaltung der Söhne Agnesens Friedrich und Conrad, als Geiseln. Leopold führte seine Braut nach Melk, wo sie am 1. Mai 1106 mit ihm feierlich vermählt wurde. Eine höchst merkwürdige Frau; durch außerordentliche Verhältnisse von der Vorsehung ausgezeichnet. Sie hat 23 Kinder geboren und 81 Jahre gelebt; sie war Urenkelinn, Enkelinn, Tochter und Schwester von vier fränkischen Kaisern, Mutter, Großmutter und Aelternmutter der fünf schwäbischen Kaiser; Gemahlinn eines Heiligen; Ahnfrau der ruhmvollen Geschlechter der Hohenstauffen und der Babenberger.

Sobald die Burg am Leopoldsberg vollständig eingerichtet war, zogen Leopold und Agnes von Melk hinab. Abends stand Leopold gerne auf der hohen Altane, das schöne Land und die Stadt überschauend, den scharfen Blick sorgfältig gegen die ungrische Gränze gerichtet. Agnes trat zu ihm. Er wies ihr mit dem Finger einige neue Häuser, die bereits in Wien entstanden, und äußerte herzliche Freude darüber. Ein Windstoß hob ihr den übergehängten Schleier vom Haupte; er flog stromaufwärts, er stürzte, man konnte nicht mehr ausnehmen, ob in die Donau, ob dieß — ob jenseits in

den Wald. Agnes war sehr betrübt über den Verlust des Schleiers; er war eine Arbeit ihrer ehrwürdigen Schwiegermutter Hohenstauffen, für sie gemacht, ein theures Angedenken. Viele wurden ausgeschickt, ihn zu suchen; vergebens. Einst auf einer Jagd zwischen dem Leopoldsberg und jenem Theil von Neuburg, den vor Jahren eine Ueberschwemmung der Donau abgerissen hatte, hörte Leopold seine Hunde ganz fremden Laut ausgeben, und immer auf einer und derselben Stelle unten an der Donau. Er ging darauf zu; da hing Agnesens Schleier von schwankem Ast hernieder. »Sollte mir das nicht ein Zeichen des Himmels sein? — sprach Leopold. — Was suche ich länger! Hier soll mein Chorherrnstift stehen.« Und dort steht es noch; **Klosterneuburg** genannt.

Der ganz verlassne Heinrich IV. konnte seinem Sohn auf keine Weise mehr widerstehen. Er legte die Krone ab, die ihn während 50 Jahren nicht selten schwer gedrückt hatte; und zog sich in ein dunkles Privatleben zurück. Noch in demselben Jahr 1106, dem 57. seines Lebens unterlag der kraftvolle Geist dem Grame und dem, oft selbst geschaffnen, harten Schicksal.

An Heinrich V. ging das vierte Gebot bald in Erfüllung; auch ihn traf der Fluch der Kirche. Alle Fürsten wichen von ihm; alles, wofür sein Vater gestritten, ging unter ihm verloren. Mißmuth und böses Gewissen fraß an seinem Herzen; durch neunzehn Jahr nach seines Vaters Tod schleppte er ein ruhmloses lästiges Leben fort und starb 1125 nicht

geachtet und nicht bedauert. Mit ihm erlosch die Dynastie der fränkischen Kaiser. Die mächtigsten Fürsten schritten zur neuen Wahl; sie ernannten vier Fürsten, zwischen denen zu wählen sei: Agnesens ältesten Sohn **Friedrich von Hohenstauffen**, unseren Markgrafen **Leopold**, **Lothar**, Herzog in Sachsen und Carl, Grafen zu **Flandern**. **Adalbert**, Erzbischof von **Mainz**, der Hohenstauffen alter Feind, machte die Fürsten aufmerksam, daß Friedrich in seinem Stolz und Uebermuth glaube, sie könnten keinen andern wählen; die Krone, welche bereits die Sachsen und die Franken getragen, müsse nun auf die Schwaben kommen. Die Fürsten erließen nun den Ruf zur Kaiserkrone an Leopold. Dieser, von Stolz und Ehrgeiz weit entfernt, liebte sein Oesterreich über Alles; war zufrieden mit dem Loose, das ihm der Himmel beschieden, und verbat voll Demuth mit Thränen in den Augen die hohe Würde. **Lothar** der Sachse ward sodann gewählt.

Leopold lebte nun im ungestörten Frieden nur für sein Oesterreich. Seinem Vorsatz getreu, baute und stiftete er die Cisterzienser Abtei **Heiligenkreuz**, und mit seinen Vettern Heinrich und Rapoto Herrn von Mödling und Altenmark gemeinschaftlich die Benedictiner Abtei Kleinmariazell. Mit immer gleicher Sorgfalt für sein Volk, regierte er 40 Jahre, und starb unter Werken der Andacht und der Wohlthätigkeit an seinem 64. Geburtstag, den 15. November 1136, von aller Welt geehrt, geliebt, bedauert. Sein Grab ist in Klosterneuburg.

Ihm folgten als Markgrafen seine Söhne Leopold V. und Heinrich II. Da die Markgrafschaften noch nicht erblich waren, bewarb sich Agnes bei Kaiser Lothar um die Belehnung für Einen der Söhne Leopolds. Adalbert, der älteste, war inzwischen bald nach dem Vater gestorben; der Kaiser belehnte Leopold 1137, und starb selbst noch in demselben Jahre. Von den übrigen Söhnen Leopolds sind bekannt, **Otto**, zuerst Probst von Klosterneuburg, dann Bischof von Freisingen, der das Leben Kaiser Friedrichs I. schrieb, und dem Vater zu Liebe zu Wien den Freisinger- jetzt Trattnerhof baute; und **Conrad** Bischof von Passau, in der Folge Erzbischof von Salzburg. Von den Töchtern des heiligen Leopolds war **Agnes** Königinn von Pohlen, **Bertha** Burggräfinn von Regensburg, **Gertrud** Königinn von Böhmen, **Elisabeth** Landgräfinn von Thüringen, **Judith** Markgräfinn von Montferrat. Mehrere Kinder starben mit jungen Jahren.

Gleich nach **Heinrichs** V. Tod brach der Streit zwischen dem Hause Hohenstauffen und dem Welfischen Hause unter **Heinrich** dem Stolzen, Herzog von Sachsen und Bayern aus, gewöhnlich der Kampf der **Welfen** und **Wiblinger** (Gibellinen) genannt; der durch lange Jahre Deutschland zerrüttete, und ganz Italien mit Blut und Graus erfüllte. Heinrich V. hatte seine Erbgüter seinen Neffen Friedrich und Conrad von Hohenstauffen vermacht, wodurch sie mächtige Herren wurden. Kaiser Lothar wollte diese Güter zum Reich einziehen, und das Beste da-

7 *

von dem ihm verwandten Heinrich dem Stolzen verleihen. Die Stauffen griffen zu den Waffen, sie kämpften mit abwechselndem Glück; Friedrich in Deutschland, Conrad in Italien. Der Heilige Bernard bewog endlich die ungebeugten Stauffen, daß sie sich Lotharen unterwarfen.

So wie früher Friedrich hatte nun Heinrich der Stolze durch seinen Uebermuth sich die Fürsten abgeneigt gemacht; sie wählten nach Lothars Tod Conrad III. den jüngern Hohenstauffen. Der stolze Heinrich fiel in die Acht, seine Besitzungen wurden eingezogen. Der neue Kaiser gab Sachsen an Albrecht den Bären von Askanien, und Bayern seinem Halbbruder Leopold V. von Oesterreich, der **Freigebige** zugenannt.

Außer dieser Verleihung ist in Leopolds V. kurzem Leben nichts merkwürdig, als daß er noch bei seines Vaters Lebzeiten einst auf der hoch angeschwollenen Wien eine Statue des Apostels Jakob des älteren herabrinnen sah. Er rettete sie aus den Fluthen und stellte sie außer der Stadt in einer Capelle auf, die er 1131 auf der Hülben, wie die Gegend damals hieß, nahe an der alten Römerstraße (jetzt Riemerstraße) bauen ließ. Später stand da ein Chorfrauen-Kloster zu St. Jakob, und noch heißt ein Theil dieses aufgehobenen Klosters das Jakobergebäude. Im Jahr 1141 starb er, und ihm folgte als Herzog von Bayern und Markgraf von Oesterreich sein 27jähriger Bruder **Heinrich** II. Bei jeder Versicherung oder Betheurung pflegte er hinzu zu se-

zen, »ja so mir Gott helfe;« er wurde daher Jasomirgott zugenannt.

## Oesterreich ein Herzogthum unter den Babenbergern.

### Heinrich II. Jasomirgott.

Bei Leopold des Freigebigen Tod müssen wir uns Wien noch als jene kleine Stadt denken, welche einst ein römisches Standlager in viereckiger Form war, eingeschränkt vom Graben, tiefen Graben, Salzgries, und einer Linie bis wieder hin zum Graben. Doch schon ziemlich bevölkert; viele Häuser wieder hergestellt; vorzüglich lebhaft längst dem Ufer der Donau, denn der Handel zu Wasser war der Wiener vorzügliches Geschäft. Die Bevölkerung war nothwendig sehr gemischt; theils alte Einwohner, die sich vor den Ungarn geflüchtet hatten, und durch 50 Jahr in Wäldern und Gebirgen verwildert waren; größerentheils neue Ankömmlinge aus verschiedenen Ländern, Deutsche, Slaven und Ungarn. Auch mögen wohl einige Kreuzfahrer wegen Krankheit oder Ermüdung hier geblieben seyn, und Andere, die mit Erzeugnissen des Orient's zurück gekommen waren, an diesem für den Handel wohl gelegenen Orte sich angesiedelt haben; Juden haben dabei gewiß nicht gemangelt. Bei einer so gemischten Bevölkerung konnte noch von eigenthümlichem Charakter oder allgemeinen Sitten keine Rede seyn.

Wahrscheinlich standen die Juden unter allen Einwohnern auf der höchsten Stufe der Bildung.

Das einst große Vindobona, der letzte Aufenthalt Marcaurels ward von Markomannen und Quaden, Hunnen und Gothen bis auf den Namen vertilgt; doch sein Kern, das alte Fabianis blieb, zwar verödet, doch noch zum Theil bewohnt. Der Heilige Severin verbreitete dort das Christenthum, und der Rügenkönig Fälöt führte eine zahlreiche Bevölkerung wieder hin. Odoaker führt diese Bevölkerung hinweg und zerbricht die schützenden Mauern; Fabianis steht leer wie Jerusalem nach der Zerstörung. Theodorich der Große stellt es wieder her. Nun kamen die Alles mit Feuer und Schwert zerstörenden Avaren, und durch 200 Jahr verbargen sich nur furchtsame Wenden unter Fabianis Trümmern. Carl der Große schlug die Avaren und trieb sie für alle Zukunft weit über die Gränzen Oesterreichs hinaus. Er räumte den Schutt des Städtchens auf, an dessen zerbrochenen Mauern der Wald heran gewachsen war; baute eine Kirche, sorgte für Ansiedler. Hundert Jahre später ungefähr überschwemmten die Ungarn ganz Oesterreich, und verwüsteten Wien am härtesten und verderblichsten; über 50 Jahr blieb die Stätte den Thieren des Waldes preisgegeben. Die edlen Babenberger Leopold der Erlauchte, und sein sieghafter Sohn Adalbert reinigten das Land von Feinden. Wien gewann wieder Einwohner; durch die Kreuzzüge vermehrten sie sich, und es bildete sich ein nicht unbedeutender Handel.

Viermal, wie wir gesehen haben, war Wien untergegangen, viermal erhob es sich wieder; ein Vorzeichen seiner hohen Bestimmung. Daß es aber geworden was es ist, die weltberühmte Kaiserstadt, das dankt es seinen Markgrafen Leopold dem Heiligen und Heinrich Jasomirgott, der seine Residenz vom Leopoldsberg vollends in die Stadt verlegte; der erste Herzog von Oesterreich wurde, und durch 36 Jahr mit Güte und Weisheit regierte.

Nachdem er die Stadt mit Mauern und Gräben, und dazwischen angebrachten Thürmen gesichert, baute er sich eine Burg an der Stelle, wo heute das Hofkriegsrathsgebäude steht, und legte zu gleicher Zeit 1144 den Grundstein zu einem Gotteshaus außer der Stadt, welches er dem Heiligen Stephan, dem ersten Martyrer, weihte. Die Kirche war nicht so groß wie jetzt, und nur das Riesenthor zeigt noch von dem hohen Geist und Geschmack jener Zeit.

Im Jahr 1146 war Boris, ein Sohn des ungrischen Königs Coloman und Prätendent der Krone, vertrieben worden, und flüchtete nach Oesterreich. Da fand er Anhang unter kriegslustigen Abenteurern und vertriebenen Ungarn. Rapoto von Mödling stellte sich an ihre Spitze; mit ihrer Hülfe eroberte er Preßburg. König Geysa II. zwang ihn bald zur Uebergabe, und brach um sich zu rächen mit 70,000 Mann über die Leitha nach Oesterreich herein. Heinrich ging ihm mit seiner kleinen Schaar muthig entgegen; warf den feindlichen Vortrab an der Fischa über den Haufen. Als aber das ausge-

breitete Herr sichtbar wurde, verließ die Seinigen der Muth vor der ungeheuren Uebermacht, dem wilden Geschrei und dem Staub, der die Gegend bedeckte. Sie wendeten um; Heinrich entging der Niederlage, indem er sich nach Wien zurückzog; was jetzt wohl wieder eine Verwüstung erlitten hätte, wäre es nicht befestiget gewesen. Geysa wagte nicht, es anzugreifen, er kehrte heim, indem er den kleinen Landstrich verwüstete, den er besetzt hatte. Aber auch **Heinrich** nahm keine Rache; denn die begeisternden Reden des **Heiligen Bernard** hatten die Fürsten des Abendlandes zu einem neuen Kreuzzug entflammt. Aleppo und Edessa waren verloren, Jerusalem in höchster Gefahr; schnell mußte geholfen werden. **Ludwig VII.** König von Frankreich mit den Edlen seines Landes nahm das Kreuz; deßgleichen ein zahlreicher Adel aus den brittischen Inseln. Zu Lande kam nach Wien **Kaiser Konrad III.** mit fast der ganzen deutschen Ritterschaft; darunter seines Bruders Friedrich Sohn gleiches Nahmens, **Barbarossa**, (der Rotbart) zugenannt; ein Heldenjüngling, der später ein großer Kaiser geworden. Die Donau herab kamen die Bischöfe von Passau und von Regensburg, **Welf**, Heinrichs des Stolzen Bruder, und desselben Sohn **Heinrich der Löwe**; abgesagte Feinde der Oesterreicher, weil sie Bayern nicht verschmerzen konnten, und weil die Oesterreicher den Hohenstauffen verwandt waren. Der **Heilige Bernard** hatte aber Versöhnung der Feinde so eindringlich geprediget, daß die Welfen Jasomirgotts Gast-

freundschaft annahmen, und Er mit seinem Bruder Otto der Kreuzfahrt sich anschloß.

Alle diese zahlreichen Züge hielten theils zu Wien, theils in der Nähe von Wien, zum großen Vortheil dieser nun schnell empor blühenden Stadt. Der Baumeister der Stephanskirche Octavian Falkner aus Krakau hatte so fleißig gearbeitet, daß sie im Jahre 1147 fertig war. Reginbert, Bischof von Passau weihte sie ein und übertrug auf sie die Pfarre, welche Carl der Große zu der Kirche St. Peter gestiftet hatte, weil diese Kirche von den Ungarn zerstört war.

Zu Pfingsten desselben Jahres brachen die Kreuzfahrer auf, nachdem sie alle versammelt dieses Fest an der Fischa unter freiem Himmel gefeiert hatten. Viele setzten die Fahrt auf der Donau fort, Andere zogen über die Leitha zu Lande. Ihre Unordnung, die Eifersucht der verschiedenen Nationen, die Treulosigkeit der im geheimen Einverständniß mit dem Sultan handelnden Griechen, ihr eigener Uebermuth endlich, den die Christen im heiligen Land mehr scheuten als oft geschlagene Feinde, — das waren die Ursachen, warum dieser unter den größten Erwartungen begonnene Kreuzzug vergebens unternommen war; und nichts Rühmliches davon zu sagen ist, als Heldenthaten einzelner Fürsten und Ritter.

Jasomirgott indessen benutzte die Gelegenheit zu einiger Verbindung mit dem Hofe zu Constantinopel; die ihm nothwendig war, weil in den noch

immer fortwährenden Thronstreitigkeiten in Ungarn bald ein vertriebener Prätendent, bald eine versto- ßene Gemahlinn, bald verfolgte Königsbrüder oder Söhne nach Oesterreich flüchteten; was jedesmal ei- nen Krieg oder die Gefahr eines Krieges herbeizog. Auch hat er ohne Zweifel einen Handelsvertrag dort abgeschlossen, denn die alten Zollgesetze und Stadt- ordnungen, so wie die Lieder der von unserm Hein- rich und seinen Nachfolgern vorzüglich geehrten Min- nesänger sind voll bedeutender Spuren von Reisen und Fahrten nach Constantinopel zu Wasser und zu Lan- de. Das Kostbarste von allen Kostbarkeiten, die Heinrich nach zwei Jahren mit heim brachte, war seine zweite Gemahlinn Theodora, des griechischen Kaisers Michael Kommenos Tochter. Griechische Schönheit und deutsche Treue vereinigten sich in ihr mit den feinsten Sitten. Die erste Gemahlinn Hein- richs war auch eines Kaisers, Lothars II. Toch- ter, Heinrichs des Stolzen Witwe; er hatte sie schon nach einem Jahre 1143 verloren.

Kaiser Conrad III. starb den 15. Februar 1152, und sein Neffe Friedrich der Rothbart folgte ihm auf dem deutschen Throne. Der alte Kampf der Wel- fen und Gibellinen, der durch den Kreuzzug nur auf kurze Zeit unterbrochen war, machte jetzt einen lan- gen Stillstand. Heinrich der Löwe, das Haupt der Welfen, war ein Held wie Friedrich und ihm gleich an Jahren. Die Feindseligkeit ihrer Häuser vergessend, schloßen sie als Jünglinge den Bund der innigsten Freundschaft. Friedrich ließ sich nichts an-

gelegener sein, als seinen Freund wieder in den Besitz der dem Vater abgesprochenen Herzogthümer zu setzen. Zur Abtretung Bayerns war Jasomirgott lange nicht zu bewegen; endlich nach vier Jahren, den 17. September 1156 kam der Vergleich zu Regensburg unter des Kaisers offnem Zelt zu Stande. Jasomirgott gab dem Kaiser Bayern zurück mit Ausnahme des Landes ob der Enns (Oberösterreich), das bis dahin zu Bayern gehört hatte. Dagegen ward Oberösterreich mit Oesterreich unter der Enns vereiniget zu einem Herzogthum erhoben, und **Heinrich Jasomirgott erster Herzog von Oesterreich** erhielt viele auszeichnende Privilegien.

Die Kreuzzüge, durch welche andere Länder an Gut und Geld verarmten, und viele Menschen verloren, beförderten, wie schon bemerkt worden, Oesterreichs Bevölkerung und insbesondere den Wohlstand Wiens. Der Handel mit Griechenland wurde immer lebhafter und ein vorzüglicher Artikel desselben war Wolle. Da diese Waare viel Raum braucht, baute Jasomirgott eine eigene Vorstadt für die Wollhändler, welche noch heut zu Tage die **Wollzeil** heißt.

Die eifrigsten und zahlreichsten Kreuzfahrer und Pilger in das heilige Land waren die Schotten und die Irländer. Schon lange hatten diese beiden Nationen sich ein Kloster zu St. Jacob in Regensburg gestiftet, und es mit ihren Landsleuten besetzt. Dieses Kloster zeichnete sich vor allen in ganz Deutschland durch strenge Zucht und exemplarisches Betra-

gen aus; die Mönche, Benedictiner, unterrichteten die Jugend, hielten Singschulen, schickten Missionarien bis in das tiefste Rußland. Der große Ruf des Schottenklosters zu Regensburg, und die Betrachtung, daß so viele Schotten und Irländer nicht nur auf der Donau herab, sondern auch zu Land nach Wien kamen; daß die Aermeren Hülfe bedurften, den Reicheren es willkommen sein mußte, hier noch Priester ihrer Sprache zu finden, bewogen Heinrichen, ein Kloster mit einer Kirche zu bauen, und es schottischen Benedictinern von Regensburg einzuräumen. Das Kloster sollte zugleich als Herberge und Hospital ausschließlich für schottische und irländische Kreuzfahrer und Pilger dienen; weßwegen er bedeutende Einkünfte und Besitzungen dazu stiftete; an welchen sich jedoch in der Folge durch spätere Stiftungen, Tausch und besondere Verträge Manches geändert hat. Er baute es außer der Stadt auf dem Platze, worauf jetzt das kleine abgesonderte Zinshaus am Eingang in die Renngasse steht; der gegenwärtige Schottenhof war damals des Klosters Meierhof. Zu Anfang des Jahres 1158 war der Bau vollendet; die Mönche zogen unter ihrem ersten Abt Santinus ein. Der Stiftbrief wurde mit besonderer Feierlichkeit ausgefertiget; die Aebte von Heiligenkreuz, von Melk und von Göttweih, zehn Grafen und Ritter, acht Ministerialen, zwei Pfarrer und fünf Pröpste sind unterschrieben; und ausdrücklich erwähnt, daß Eberhard Erzbischof von Salzburg und Conrad Bischof von Passau, des

Herzogs Bruder und Diöcesan in Oesterreich, die Stiftung genehmiget, und die Herzoginn Theodora mit ihren Kindern, Leopold, Heinrich und Agnes sie bestätiget haben. In diesem Stiftbrief und in zwei anderen Urkunden vom 22. April 1161, werden mit Einwilligung des Bischofs von Passau, des Pfarrers bei St. Stephan Heberger und der ganzen Gemeinde dem Abt des Schottenklosters pfarrherrliche Rechte über die Gegend vom Burggraben am Hof bis St. Johann am Alserbach, und bis zum Einfluß des Alserbaches in die Donau verliehen, ferners in der Stadt über die Capellen Maria Stiegen, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz, und auf dem Lande über die Pfarren Krems, Tuln, Pulkau und Eggendorf. Es müssen also die Capellen Maria Stiegen, St. Peter und St. Ruprecht wieder hergestellt worden sein; und da Krems, Tuln, Pulkau, Eggendorf Pfarren hatten, so muß auch die Sicherheit in Oesterreich, wo man noch vor kurzem nur in Bergschlösser oder in, mit denselben durch feste Mauern verbundene Wohnplätze sich einschloß, bedeutend zugenommen haben. Das ist ein gültiger Beweis, was Stadt und Land seinem ersten Herzog zu verdanken hatte; und das zu einer Zeit, wo man noch keine Steuer kannte, wo dem Landesfürsten der Edelmann nur Heeresfolge mit seinen Leuten, der Bauer dem Grundherrn nur Dienste, der Bürger gar nichts leistete, als daß er die Stadt vertheidigen half.

Nachdem Jasomirgott das Geschäft der Schot-

tenstiftung vollbracht hatte, leistete er mit Heinrich Herzogen von Kärnthen, und einer auserlesenen ungrischen Hülfsschaar seinem Neffen, Kaiser Friedrich Barbarossa, Heeresfolge bei der Belagerung des empörten Maylands. Man verglich sie der Belagerung Troja's; weil gleich heldenmäßig die Belagerer kämpften, und die Mayländer sich vertheidigten. Unter diesen Helden zeichnete sich Jasomirgott besonders aus. Auch bei der zweiten Belagerung des, nach Unterwerfung und erhaltener Verzeihung, neuerdings empörten Maylands kämpfte Jasomirgott mit. Die Mayländer wußten wohl, was sie von dem in höchsten Zorn entbrannten Kaiser zu erwarten hatten, und wehrten sich wie Verzweifelte. Viel Blut floß; endlich unterlag die Stadt der beharrlichen Tapferkeit. Friedrich ließ sie von Grund aus zerstören, Salz auf die Stelle streuen, den Pflug darüber gehen.

Als aber Friedrich dem erwählten Papst Alexander III. einen andern, von ihm ernannten Papst entgegensetzte, verfiel Er in den Bann. Die ihm anhängenden Länder wurden mit Interdict belegt; keine Glocke geläutet, kein Sacrament gespendet; Uneinigkeit und Verwirrung tobte wieder durch ganz Deutschland. Auch da bewahrte Heinrichs Mäßigung und Festigkeit sein geliebtes Wien vor solchen Uebeln; es blieb ruhig. Er versäumte nichts, was ihm als Reichsfürst oblag; bemühte sich aber, »dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.« Er duldete in seinem Lande keine Rache

noch Gewalt gegen Alexanders III. Anhänger; eben so durfte aber auch kein Interdict die Gemüther seiner Unterthanen mit Sorge um das Ewige erfüllen. So hart und ohne Rücksicht der Kaiser gegen alle Anhänger Alexanders III. verfuhr, gegen unsern Heinrich jedoch benahm er sich immer freundlich und mit Hochachtung, wenn dieser gleich die Anhänger Alexanders offenbar in Schutz nahm.

Im Jahr 1167 vermählte Jasomirgott seine einzige Tochter Agnes an Stephan III. König von Ungarn. Bei dieser Gelegenheit sah Wien zum ersten Mal den großen Kaiser Friedrich Barbarossa. Er kam, seinen Oheim zu besuchen, und blieb während der Vermählungsfeste, welche fünfzehn Tage währten. Nach denselben übernahm Jasomirgott in Gesellschaft seiner Gemahlinn Theodora und Ottos von Wittelsbach, im Auftrag des Kaisers, eine Vermittlungsgesandtschaft nach Constantinopel. Den griechischen Kaiser Manuel, der immerfort den Thronstreit zwischen den ungrischen Prinzen nährte, um das durch innern Zwist geschwächte Reich sich als ein Zinsfürstenthum zu unterwerfen, sollten sie auf andere Gesinnungen bringen. Allein die geraden deutschen Degen waren den durchtriebenen Griechen im Unterhandeln nicht gewachsen; sie brachten nichts als schöne Worte mit heim und glänzende Geschenke.

Im Jahr 1172 endlich besuchte unsern Jasomirgott Heinrich der Löwe, sein Stiefsohn; und nun erst erfolgte die Versöhnung beider Fürsten, der zu Liebe Jasomirgott schon vor sechzehn Jahren Bayern

abgetreten hatte. Er ging ihm bis Klosterneuburg entgegen und bewillkommte ihn mit großen Ehren. Beide beteten am Grabe Gertruds, die Jasomirgotts erste Gemahlinn, und des Löwen Mutter von ihrem ersten Gemahl Heinrich dem Stolzen war. In prächtigem Schiffe freundlich neben einander gaben sie bis Wien herab dem Volke am Ufer das schöne Schauspiel versöhnter Feinde. In Wien lagen schon viele Schiffe bereit mit Wein, Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen zur langen Pilgerfahrt, die Heinrich der Löwe nach Paläſtina unternahm. Jasomirgott, der seinen hohen Gast mit glänzendem Aufwand zu begleiten beschlossen hatte, rüstete eine zierliche Flotille aus. Auf dieser fuhren die Fürsten und der sie begleitende Adel; der Troß zog zu Lande fort. Wo die Schiffe zu Nacht anlandeten, trafen sie zusammen. In Gran erwartete und bewirthete sie König Stephan III. Ein schrecklicher Unfall trennte sie hier. Nach fröhlichem Abendmahl fühlte nämlich Stephan den Gifttrank, den ihm sein Bruder Bela beigebracht hatte, und verschied noch in der Nacht. Jasomirgott ging nach Wien zurück, und nahm seine verwitibte Tochter, die schwanger, also ihres Lebens auch nicht sicher war, mit sich. Sie wurde in der Folge an Hermann von Ortenburg, Herzog von Kärnthen vermählt. Heinrich der Löwe ward auf Veranstaltung des Erzbischofs von Gran ehrenvoll weiter geleitet; fand den Brudermörder Bela bei dessen Bundesfreund dem Kaiser Manuel; und kehrte in Jahresfrist glücklich ins Vaterland.

Die letzten Tage unseres Herzogs waren so friedlich nicht, als es zu wünschen war. Weil der vertriebene Erzbischof von Salzburg Adalbert noch immer bei ihm Schutz fand, ward der Kaiser kalt gegen ihn. Als die benachbarten Fürsten es bemerkten, wagten sie, den alten Helden zu necken. Gränzstreitigkeiten erhoben sich, Einfälle ergaben sich; Jasomirgott erwiederte sie oder suchte, sie abzuwehren. Auf einem solchen Zuge stürzte er mit dem, durch eine morsche Brücke scheugewordenen Pferde und brach das Bein; woran er in wenigen Tagen am 13. Jänner 1177 starb. In der Schottenkirche hatte er schon lange für sich und die Seinigen die Ruhestätte auserkoren. Die Statue am Brunnen des großen Schottenhofes, welche häufig für den heiligen Leopold gehalten wird, ist sein Bildniß. Sein Grab weiß man nicht gewiß; ein Erdbeben zerstörte die alte Kirche. Erst spät fand man in einer kleinen Gruft ein männliches Gerippe mit einem gebrochenen Bein, und zwei weibliche daneben; und faßte die Vermuthung, daß es die Ueberreste Heinrichs, seiner Gemahlinn Theodora und seiner Tochter Agnes seien. Wo diese Gerippe hingekommen, weiß man auch nicht mehr.

Während der 36jährigen Regierung des guten Heinrich II. (Jasomirgott) kam Wien bedeutend empor. Bei seinem Tode hatte die Cultur des Bodens den Wald schon von den Landseiten der Stadt zurück gedrängt; Weingärten und Aecker nahmen dessen Stelle ein; nur der Stockameisen ist noch ein Wahrzeichen davon. Jenseits des Donauarms aber im obern

Werd (Roßau) und im untern Werd (Leopoldstadt) gab es, außer einigen Fischerhütten, nur sumpfige Auen und Wald. Diese beiden gegenwärtigen Vorstädte waren damals eine große zusammenhängende Insel; erst später trennte sie die Gewalt einer Ueberschwemmung. Wo heute die Ferdinandsbrücke, die kleine Weißgärberbrücke, die steinernen Brücken gegen die Landstraße und gegen die Wieden stehen, standen schon Brücken vor 700 Jahren, letztere zur Verbindung mit den Weingärten. Von dem Salzgries hatte sich die Donau schon gegen das flache Land hinter den Auen weggewälzt; nur ein Arm floß noch an der Stadt, ließ aber Platz, die Waaren, besonders Salz für das ganze Unterland auszuladen. Daher der Namen Salzgries. Mehrere Steige führten von da zur Stadt hinauf. Der erste gerade zum Hauptthor von Mariastiegen. Noch vor 30 Jahren bestand auf diesem steilen Wege eine Stiege. Der zweite Steig war die Fischerstiege; einst ohne Zweifel eine Stiege, jetzt fahrbar. Der dritte Steig, schon lange verbaut, führte am Prager Haus (jetzt Salzamt) herauf. Der vierte, der Ruprechtssteig ist noch eine zur Kirche führende Stiege. Der fünfte hieß der Katzensteig zwischen dem Dempflingerhof (jetzt Synagoge) und dem Gamminger (jetzt Seitenstettnerhof). Noch vor wenig Jahren war da ein altes Stadtthor zu erkennen. Wo die nächsten zwei Thore gestanden, ist zweifelhaft; muthmaßlich eines am Lichtensteg, das andere etwann im Margarethenhof, und das mag das Kärnthnerthor gewesen sein.

Zuverlässig stand ein Thor am Ende des Kohlmarkts gegen die Spänglergasse; die Stelle heißt noch am Pfeilerthor. Ein ferneres Thor stand in dem Abhang vom Hof auf den Heidenschuß. Das letzte Thor endlich muß nicht ferne von dem ersten Steig nach Mariastiegen hinauf gestanden haben, denn es führte auf die Straße nach Klosterneuburg.

Wenn man einen Plan des heutigen Wien betrachtet, erkennt man leicht den Umfang der alten Stadt an ihren krummen, engen, kurzen Gassen; in den spätern Erweiterungen ist Alles regelmäßiger. Daß diese alte Stadt ein, auf Anhöhen gelegenes Viereck bildet, ist ein Beweis mehr für ihren Ursprung als römisches Lager.

## Leopold VI., der Tugendhafte.

Auf Heinrich folgte sein Sohn Leopold, gewöhnlich der Tugendhafte genannt, weil die Schriftsteller jener Zeit, die lateinisch schrieben, ihn virtuosus nannten. Das würde man aber besser der Mannhafte, der Treffliche übersetzen; es kommt auch in seinem ganzen Leben nichts besonderes von Tugend vor; jedoch in jeder Art von Kampf war er ein rechter Virtuos.

Sein erstes Geschäft war, den Tod seines Vaters an den Mährern und Böhmen zu rächen; und er trieb sie mit blutigen Köpfen bis Ollmütz. Dann ergriff ihn, der erst 20 Jahr zählte, ein jugendlicher Abenteurersinn, und er unternahm mit Vielen vom

Adel und einigen Aebten nicht einen Kreuzzug, sondern eine Pilgerfahrt nach Jerusalem; zu einer Zeit, wo am Anfang seiner Regierung, und bei der wieder ausgebrochenen Feindschaft zwischen den Hohenstauffen und den Welfen er besser gethan hätte, zu Haus zu bleiben. Heinrich der Löwe, das stolze Haupt der Welfen fiel in die Acht, verlor beide seine Herzogthümer, und ging zu seinem Schwiegervater dem König von England. Sachsen wurde wieder dem Hause Askanien verliehen; Bayern aber nicht den Babenbergern zurückgestellt, sondern des Kaisers Freund, der berühmte Otto von Wittelsbach erhielt es. Indessen ward Leopold auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem sowohl von Bela König von Ungarn als von Alexius Kaiser von Griechenland glänzend empfangen, und kam nach einem Jahre über Meer und Italien wohlbehalten wieder nach Wien.

So wie mehrmals ungrische Prinzen nach Wien geflüchtet waren, fand auch nun der vertriebene Prinz **Friedrich** von **Böhmen** hier eine Freistätte, bis ihm Leopolds Schwert mit des Kaisers Beistand zu dem ihm gebührenden Throne half. Der mächtige und wilde Graf **Rapoto**, ein Spießgeselle des unruhigen **Conrads** von **Mähren**, hatte sich während Leopolds Abwesenheit durch Raub und Brand in Oesterreich fürchterlich gemacht; Leopold zog gegen ihn aus, fing ihn lebendig, und sperrte ihn auf Lebenszeit in einen Thurm.

Jetzt im Jahre 1186 erhielt Leopold einigerma-

ßen Ersatz für das versäumte Herzogthum Bayern, indem ihm das Herzogthum Steyer zufiel.

Es muß dem Leser auffallen, daß der Namen des benachbarten Landes Steyer erst jetzt genannt wird, während 300 Jahre früher schon von Herzogen von Kärnthen die Rede war. Eben so auffallend ist es, daß Wien ein Kärnthner Thor und eine Kärnthner Straße hat, da doch das ganze Land Oesterreich gegenwärtig nirgends an Kärnthen gränzt. Noch vor zwanzig Jahren hatte man darüber nur unstatthafte Vermuthungen. Durch die von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann aufgegebene Preisfrage über die Geschichte und Geographie Innerösterreichs im Mittelalter wissen wir nun, daß unter den Carolingern Kärnthen (Carentanien) ein großes Herzogthum war, welches das heutige Kärnthen, ganz Steiermark, Krain, und einen Theil der Küsten des adriatischen Meeres in sich begriff. Es erstreckte sich nach Niederösterreich herein bis an die Piesting, welche von dem Fuße des Schneeberges quer über das Land bei Salenau vorüber, in die Donau sich ergießt; so daß Theresienfeld und Wienerisch Neustadt in den alten Gränzen Kärnthens liegen. Dieser Gränze in Oesterreich wird schon in dem Stiftbrief Göttweihs vom Jahre 1083 ausdrücklich gedacht, und in den ältesten Urkunden und Chroniken kommt schon das Kärnthnerthor (porta Carinthianorum oder versus Carinthiam) vor. Das Herzogthum Kärnthen hatte wieder zwei untergeordnete Markgrafschaften. Die untere zwischen der Drau und

Sau, die obere zwischen der Muhr, Raab und Piesting. Es ist schon oben (S. 72) als von der Babenberger Mark in Franken die Rede war, angemerkt worden, daß die Marken öfters den Namen von der Burg erhielten, auf der die Markgrafen residirten. Sonach ward die untere Kärnthnerische Mark auch die Pettauer- und die Cillyer Mark genannt, die obere die Püttner Mark, so lange die Grafen von Pütten ihr vorstanden. Als im Jahre 1055 diese ausgestorben waren, kam die Püttner Mark durch Erbschaft an die Grafen im Traungau, die in Oberösterreich begütert waren; und sich dort die Burg Steyer (Styre) erbaut hatten, auf der sie residirten. Von dieser Zeit an hieß die Püttner Mark die Steyrer Mark; das Land überhaupt aber hieß laut erstermähnten Göttweiher Stiftbrief noch ferner Kärnthen. Die Markgrafschaften, welche unter Carl dem Großen persönliche Aemter waren, wurden erblich; und das Bestreben nach Unabhängigkeit, welche durch die inneren Zwistigkeiten Deutschlands jedem mächtigen Dynasten leicht zu behaupten war, wurde immer allgemeiner. Die Traungauer oder Grafen von Steyer, die man auch die Ottokare nennt, weil von neun Generationen acht diesen Namen führten, hatten ungemeines Glück mit Erbschaften. In einem Zeitraum von nicht viel mehr als 100 Jahren erbten diese oberösterreichischen Grafen fast alle die Besitzungen zusammen, welche das heutige Herzogthum Steyer bilden. Sie residirten in Gratz (Gradez) einem Bergschloß an der Muhr, wo schon Carl der Große bay-

rische Colonisten ansiedelte, und in der Folge eine ansehnliche Stadt sich bildete; und im Jahre 1180 ward ihnen der Titel, Herzoge von Steyer zugestanden. Das Land hat also seinen Namen von einer Burg, die nicht im Lande liegt, und wird, seitdem es ein Herzogthum ist, sehr uneigentlich noch die **Steyermark** genannt. Der letzte Ottokar, schon mit 22 Jahren ein siecher Greis, ohne Hoffnung auf Erben, unheilbar aussätzig, wußte für sein Land nicht besser zu sorgen, als daß er es seinem Blutsfreunde, den 29jährigen Helden Leopold von Oesterreich mittels eines feierlichen Vertrages vom Jahre 1186 zu ewig ungetheiltem Besitz übergab. Leopold säumte nicht, das Land in Besitz zu nehmen und sich in Gratz huldigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Gränzfeste gegen die Ungarn, das Schloß Pütten, von den Ottokarn, die da nicht residirten, vernachlässiget und verfallen war; er baute also eine neue Gränzfestung, welche von der Nähe seiner Hauptstadt **Wienerisch-Neustadt** genannt wurde.

Ehe er mit diesem Bau fertig war, kamen schlimme Nachrichten aus Palästina; Jerusalem und die meisten von den Kreuzfahrern früher gemachten Eroberungen waren an den berühmten **Sultan Saladin** 1187 verloren gegangen. Die ganze europäische Christenheit empfand den Verlust schmerzlich; unaufgefordert wurde von einem Ende zum andern gerüstet, und auf sechsmahl hundert tausend Mann war dieser dritte Kreuzzug angewachsen. **Philipp Au-**

gust, ein ausgezeichneter König von Frankreich vor manchen früheren und späteren, mit seiner ruhmbegierigen Ritterschaft, Richard König von England, der beste Ritter seiner Zeit, von seinem unbeugsamen Muthe Löwenherz genannt, mit dem größten Theil seines tapfern Adels; eine große Anzahl deutscher und italienischer Fürsten und Herren nahmen das Kreuz. An die Spitze des ganzen Zuges stellte sich, zum Beweise seiner aufrichtigen Versöhnung mit der Kirche, Kaiser **Friedrich Barbarossa** selbst; zu Mainz kniete er vor dem Hochaltar, und empfing von dem Cardinal Legaten Heinrich, ehevor Abten zu Zwettl, Pilgerstab und Tasche, und die heilige Kreuzfahne; die er, wiewohl fast siebenzigjährig, mit jugendlicher Kraft schwang. Es begeisterte ihn der hohe Beruf, als das Haupt der Christenheit, als Fürst so vieler Fürsten und eines zahllosen Heeres für die Sache Gottes zu streiten. Am 12. Mai 1189 stieg der Kaiser in Regensburg zu Schiffe mit den Fürsten und Herren; das reisige Volk und der Troß zogen an beiden Ufern herab. An der Gränze Oesterreichs empfing ihn Herzog Leopold mit einem glänzenden Gefolge, und spendete reiche Gaben unter die Kreuzfahrer. Am 18. kam der Kaiser in Wien an, wo er mehrere Tage verweilte, und wichtige Geschäfte mit prächtigen ritterlichen Festen abwechselten. Das war wieder eine Gelegenheit, bei der viel Geld in Wien blieb. In der ebenen Umgegend musterte der Kaiser das ganze Heer; jagte Viele, die sich offenbar aus Raubgier, oder aus Verlan-

gen nach wüstem Leben dem Zuge angeschlossen hatten, schimpflich zurück; und erließ strenge Gesetze für Sitten, Zucht und Ordnung. Zu Preßburg feierte er Pfingsten, hielt den letzten Reichstag, und ließ nochmals den allgemeinen Landfrieden ausrufen. Bei Acht und Bann ward von Kaiser und Papst besonders den Kreuzfahrern jede Privatfehde verboten.

Herzog Leopold konnte für jetzt den Zug nicht weiter begleiten, weil Bela III. König von Ungarn Ansprüche auf Steier machte, und sich rüstete, sie mit Gewalt der Waffen durchzusetzen. Doch nahm er das Kreuz und gab sein Wort, bald nachzukommen. Nach 15 Monaten hatte der mannhafte Herzog auch mit gewohnter Tapferkeit sein gutes Recht behauptet und den König Bela gezwungen, allen Ansprüchen auf Steier zu entsagen. Nun zog er mit seiner Ritterschaft von Oesterreich und Steier und einem ansehnlichen Heere, das der Adel und die Städte des Niederrheins ausgerüstet, und ihm anvertraut hatten, durch Italien und schiffte sich zu Brindisi ein. Er mußte diesen Umweg wählen, sowohl wegen der feindseligen Gesinnung des Königs von Ungarn, als vorzüglich wegen der Treulosigkeit des griechischen Kaisers Isaak Angelus; der im geheimen Bunde mit Saladin und dem Sultan von Ikonien dem Heere des Kaisers unter der Larve der Freundschaft solche Schwierigkeiten in den Weg legte, die nur ein Barbarossa, und nur mit sehr großem Verlust an Leuten überwinden konnte. Auf diesem Zuge beglei-

tete unseren Herzog sein jüngerer Bruder, **Heinrich von Mödling**, ein fröhliches Original jener Zeit; ein schöner junger Mann, ein trefflicher Ritter, Jäger und Sänger. Sein von ihm selbst erfundener Titel und Unterschrift war: »Von Gottes Gnaden der, der ich bin.«

Die Könige von Frankreich und England kamen doch noch später nach Palästina als **Leopold**. Beide gleich mißtrauisch, eifersüchtig und ehrgeizig, brauchten lange Zeit, bis sie sich zu dem gemeinschaftlichen Zuge dahin verglichen; daß alle Eroberungen gleichmäßig zwischen ihnen getheilt werden, **Richard** sich mit **Philipps** Schwester vermählen, die Franzosen in Marseille, die Engländer in Genua sich einschiffen sollten. Das Letztere geschah am 7. August 1190; ein Sturm nöthigte beide Flotten, bei Messina in Sicilien zu landen. Tancred (nicht der berühmte Tancred von Hauteville, sondern ein unehelicher Enkel des letzten Königs Roger) um sich auf dem usurpirten Thron zu behaupten, fand in mancherlei List das Mittel, die Könige zu entzweien, die den ganzen Winter in Messina blieben. Richard, durch Geld gewonnen, schloß einen Bund mit Tancred; während Philipp das Recht der Erbprinzessinn Constantia, vermählt mit Heinrich des Kaisers erstgebornen Sohn, anerkannte. Ueber diese Zwietracht hatten sie sich kaum versöhnt, als eine neue heftigere ausbrach; indem Richard unter beleidigendem Vorwand erklärte, er werde nicht Philipps Schwester, sondern die navarrische Prinzessinn Berengaria zur

Gemahlinn nehmen; welche mit seiner Mutter bereits auf dem Wege nach Messina sei. Auch darüber endlich scheinbar ausgeglichen, segelte Philipp am 30. März 1191 ab und landete zu Ende April vor **Ptolemais** (jetzt St. Jean d' Acre) Richard feierte noch seine Vermählung mit Berengaria, hielt sich unterweges mit der Eroberung Cyperns auf, und kam erst Anfangs Juni an.

Gerade ein Jahr vorher war der große Kaiser Friedrich I. gestorben, nachdem er diesen seinen letzten Heereszug glorreich begonnen; die verrätherischen Griechen geschlagen, zweimal die Türken besiegt, Ikonien erobert, und sich in Syrien ausgebreitet hatte. Das durch den Tod des Kaisers niedergeschlagene, und durch seine Siege sehr geschmolzene Kreuzheer beschränkte sich auf die **Belagerung von Ptolemais**, das mit äußerster Tapferkeit vertheidiget wurde. Die Ankunft **Leopolds**, **Philipps**, **Richards** mit auserlesener Kriegsrüstung belebte des Kreuzheeres Muth aufs neue. Die lange fruchtlose Belagerung ging in gewaltigen gemeinschaftlichen Angriff über; der Hauptsturm am 24. Juli 1191 gelang. Leopold war nebst Richarden der vorderste Held des Tages; er pflanzte der erste sein Panier auf die Mauer von Ptolemais. Einen weißen Waffenrock hatte er gewählt, damit ihn die Seinigen im Getümmel des Kampfes leichter erkannten; der war ganz von Feindesblute roth bis auf die Stelle, die der Gürtel umschloß. Von daher schreibt sich das, statt des früher geführten einfachen Adlers, ange-

nommene österreichische Wappen; ein weißer Streifen im rothen Feld. Im wilden Richard entbrannte nun eine ungestüme Eifersucht gegen den Nebenbuhler seines Ruhmes. Er ließ das österreichische Panier herunter reißen und in den Graben werfen; eignete alle Beute ausschließend den Seinigen zu, ihnen allein die von der allgemeinen Verwüstung frei gebliebenen Quartiere; und beleidigte so alle Fürsten des Heeres zugleich. Da Streit und Blutvergießen zwischen den Kreuzfahrern von Kaiser und Papst bei Reichsacht und Bannfluch verboten war, mußte Leopold die Rache dem Himmel anbefehlen, und kehrte heim, alle Deutschen folgten ihm.

Philippen verweigerte Richard den vertragsmäßigen Antheil an der Eroberung von Cypern; dieß und die früheren Entzweiungen machte die verbundenen Könige zu erbitterten Feinden. Auch Philipp kehrte noch im Monat Juli nach Frankreich zurück.

Conrad Markgraf von Montferrat und Fürst von Tyrus machte dem Guido von Lusignan den Königsthron von Jerusalem streitig; Richard entschied sich für Guido, die Wahl fiel auf Conrad. Bald darauf wurde dieser durch Meuchelmörder getödtet; es entstand der Verdacht und wurde selbst in Europa verbreitet, Richard sei der Anstifter dieses Mordes gewesen. Die Zahl seiner Feinde vermehrte sich mit jedem Tage; tollkühn vermaß er sich, mit dem klein gewordenen Haufen der Seinigen allein gegen die große Macht Saladins Jerusalem zu erobern. Er verschwendete Wunder persönlicher Ta-

pferkeit und das Blut seiner Engländer vergebens, denn er wollte das Unmögliche. Endlich sah er sich gezwungen, mit Saladin zu unterhandeln, der ihm großmüthig Waffenstillstand auf drei Jahre bewilligte.

So gingen die ungeheuren Kosten, die zahllosen Opfer, die schönen Hoffnungen dieses glorreich begonnenen Kreuzzuges durch Richards Uebermuth und unbändigen Ehrgeiz ganz und gar verloren. Er selbst gewann mit allen seinen tapfern Thaten nichts als eitlen Ruhm bei schlechtem Ruf; war in Gefahr, sein eigenes Reich an seinen Bruder zu verlieren; und hatte sich in aller Welt so viel Feindschaft zugezogen, daß er, um nach Haus zu kommen, als Pilger verkleidet, blos von einem Knaben begleitet, sich durch Deutschland zu schleichen versuchte. In Erdberg, einem von Fischern bewohnten Dörfchen bei Wien wurde er erkannt, am 24. December 1192 gefangen genommen, und von Herzog Leopold, den er so freventlich beleidiget hatte, mit seinem Rang gebührenden Anstand empfangen, jedoch **Hadmarn von Kuenring**, dem österreichischen Ritter ohne Furcht und ohne Tadel in Verwahrung gegeben; der ihn auf seine Feste **Dürnstein** setzte. Da blieb er aber nur wenige Tage; Kaiser Heinrich VI., Richards persönlicher Feind wegen dessen Bündnisses mit Tancred, forderte seine Auslieferung gegen ein bedungenes, aber niemals ganz bezahltes Lösegeld von 20,000 Mark. Aufgehetzt von König Philipp, hielt der Kaiser ihn zu Worms, zu Mainz und auf der Burg Trifels gefangen, und gab ihn erst nach

13 Monaten am 2. Februar 1194 und gegen das ungeheure Lösegeld von 150,000 Mark frei. — Das ist die kurze und wahrhafte Geschichte des sehr bekannten Ereignisses, welches nach Verschiedenheit der Partei und der Phantasie der Schriftsteller verschiedene Gestalten und Zusätze erhalten hat.

Mit Leopolds Zurückkunft wurden die geistlichen Ritterorden in Wien bekannt; eine neue Erscheinung jener Zeit. Die Ritter mußten die Mönchsgelübde ablegen; sie durften kein Privateigenthum haben, waren zu strengem Gehorsam und ehelosem Leben verpflichtet. Ihr Geschäft war, Kranke und Pilgrime zu pflegen und gegen Räuber zu beschirmen; unausgesetzt die Ungläubigen zu bekämpfen, in jeder Schlacht beim Angriff die ersten, beim Rückzug die letzten zu sein. Drei solcher geistlicher Ritterorden entstanden bald nach einander: die **Ritter von St. Johannsspital** zu Jerusalem, Johanniter, Hospitaliter, später Rhodiser, endlich Malteser genannt; die **Tempelherrn** und die **deutschen Herrn**. Es ist sehr begreiflich, daß diese Ritterorden, welche den Kreuzfahrern große Dienste leisteten, schnell zu Ansehen und Reichthum gelangten. So baute dann auch Leopold den Tempelherrn eine Kirche und ein Haus, wo gegenwärtig das Dominicaner Kloster steht. Von anderen Besitzungen der Tempelherrn in Oesterreich findet man außer einigen grundherrlichen Rechten in der Teinfaltstraße, und was sie in der Folge für Abtretung dieses Hauses erhielten, keinen Beweis.

Leopold beschloß auch, Wien, dessen Bevölkerung immerfort zunahm, zu erweitern, und die seit 50 Jahren entstandenen Vorstädte mit Mauern zu schützen. Allein eine Landplage nach der andern traf Oesterreich; Ueberschwemmungen und zahlreiche Feuersbrünste, Mißwachs, Heuschrecken und bösartige Seuchen. Unser Herzog stand von der Erweiterung Wiens ab, und wollte den Himmel durch einen abermaligen Kreuzzug versöhnen. Auf dem Wege nach Italien feierte er Weihnachten (1194) zu Gratz; am Stephanstag ward ein Ritterspiel auf dem Eise gehalten. Leopolds Pferd stürzte auf ihn, der rechte Fuß war zerschmettert; er schrie in unsäglichen Schmerzen, man sollte ihm nur das Bein abhauen. Da Alle vor Schrecken und Wehmuth wie versteinert standen, kroch er mühsam zu einem nahe liegenden Beil hin, und befahl einem Diener, den Hieb kräftig zu führen. Es gelang, aber am letzten Tage des Jahres starb der mannhafte Herr; erst im 37. Jahr seines kraftvoll blühenden Lebens.

So starb auch sein vortrefflicher Vater an einem Beinbruch, so starb Richard Löwenherz fünf Jahre später an einem Pfeilschuß in die Schulter, weil es ganz und gar an fähigen Aerzten fehlte. Die verschrienen Kreuzzüge halfen auch diesem Mangel ab.

## Friedrich I., der Katholische.

Leopolds des Mannhaften erstgeborner Sohn **Friedrich** erhielt den Beinamen **der Katholische**,

weil sein früher Tod ihm nur gestattete, sich durch Frömmigkeit auszuzeichnen. Seine erste Sorge war, den von seinem Vater beschlossenen Kreuzzug in Ausführung zu bringen; er spendete reiche Gaben an Kirchen und Klöster, übergab die Verwaltung beider Herzogthümer seinem Bruder Leopold, und zog durch Italien in das heilige Land. Dort zeigte er sich des väterlichen Heldenruhmes würdig; und als nach Kaiser Heinrichs VI. Tod die Fürsten wieder uneinig wurden, und größtentheils heimkehrten, blieb er mit dem Erzbischof von Mainz und wenigen Anderen zum Trost und Schutz der Christen zurück. Im Frühjahr 1198 ergriff ihn eine schwere Krankheit, woran er nach mehreren Wochen im 24. Jahr seines Alters unvermählt zu Ptolomais verblich. Wolfker, Bischof von Passau, sein treuer Freund und Gefährte, brachte seine Gebeine zurück, an die Seite des Vaters nach Heiligenkreuz.

## Leopold VII., der Glorreiche.

Ihm folgte sein jüngerer Bruder Leopold, der den Beinamen der Glorreiche erhalten und wohl verdient hat. Durch Friedrichs unerwarteten Tod war er früher Herzog als Ritter. Die Umgürtung des Ritterschwertes war ein großes, freudenvolles, und man darf sagen, einträgliches Fest für die Wiener; denn die Erzbischöfe von Salzburg und von Mainz, der Bischof von Passau, Ritterschaft und Adel von ganz Oesterreich und Steier waren bei dieser

Feierlichkeit mit prächtigem Gefolge zugegen, und machten großen Aufwand zu Wien.

Nach Kaiser Heinrichs VI. Tode war die Wahl streitig zwischen den Hohenstauffen und den Welfen. Friedrich I. hatte die Fürsten etwas strenge im Gehorsam geübt; Heinrichs VI. Regierung war hart und grausam; man scheute also die Stauffen. Leopold jedoch setzte sich an die Spitze ihrer Partei; und so groß war das Ansehen des jungen Fürsten, und so eindringend seine verständige Rede, daß **Philipp**, Heinrichs VI. jüngerer Bruder gewählt wurde; wiewohl die Partei der Welfen ihm **Otto** von Braunschweig entgegen setzte.

Das seit 500 Jahren oft gegebene Schauspiel verächtlicher Schwäche und empörender Verbrechen in dem griechischen Kaiserhause hatte sich neuerlich wiederholt. Kurz nach einander wurde Manuels II. Sohn von Andronikus erwürgt, dieser durch Isaak Angelus grausam hingerichtet, Isaak von seinem eigenen Bruder des Thrones beraubt und geblendet. Isaaks Sohn Alexius flüchtete nun mit seiner schönen und geistreichen Base **Theodora Commena** zu den damals übermächtigen Venetianern und zu Kaiser **Philipp** und bat um Hülfe. Der neunzigjährige blinde Doge **Dandolo** rüstete einen Kreuzzug und führte ihn selbst; mehrere Fürsten des Abendlandes schloßen sich an; aber der undankbare treulose Grieche Alexius bereitete seinen helfenden Freunden zu Wasser und zu Lande den Untergang. Von den Griechen auf einer Seite verrathen, auf der anderen von den

Türken angegriffen, rettete nur der ungeheure Geist des blinden Greises Dandolo das Heer. Er griff Constantinopel an, eroberte es; setzte Balduin Grafen von Flandern als Kaiser ein, behielt Dalmatien und die jonischen Inseln für sich, und brachte unermeßliche Beute nach Venedig. Auf Oesterreich hatten diese Verhältnisse nur mittelbaren, aber günstigen Einfluß. Leopold stritt in allen Kämpfen gegen Otto von Braunschweig an des Kaisers Seite, immer mit hervorleuchtender, siegreicher Tapferkeit; so befand er sich denn auch an des Kaisers Hof, als Alexius um Hülfe bittend dahin kam. Die Schönheit Theodorens, ihr gebildeter Geist, ihr würdiges Benehmen bestimmten ihn, sie zur Gemahlinn zu wählen. Das Vermählungsfest wurde zu Wien mit großer Pracht gefeiert, und durch die Gegenwart des Kaisers selbst verherrlichet. Viele Fürsten Deutschlands und der Adel beider Herzogthümer wohnten den glänzenden Festen bei; und für die Wiener Bürger war das abermal ein freudenreiches Ereigniß, bei welchem ihnen viel Geld zuströmte. Oesterreich bekam dabei zum zweiten Mal eine griechische Kaisertochter Theodora zur Herzoginn, die ihrem Gemahl den Aufenthalt zu Hause verschönerte; und in seiner Abwesenheit seine Stelle mit Kraft und Verstand zu vertreten wußte.

Ein Beweis, in welchem Ansehen der noch junge Herzog auch bei fremden Fürsten stand, ist das große Stück vom Kreuze Christi, welches ihm Balduin, Kaiser von Griechenland, übersendete; solche

Geschenke waren die ausgezeichnetesten zwischen Fürsten. Leopold vertraute die kostbare Reliquie dem von ihm gestifteten, und 1201-1206 erbauten Cisterzienser Kloster **Lilienfeld**, wo er auch seine Grabstätte erkor.

Als durch die tolle Wuth Ottos von Wittelsbach Kaiser Philipp ermordet wurde (22. Juni 1208), war es Leopold, der die Gemüther zu besänftigen, die Stimmen zu vereinigen sich bemühte. Es war nur ein einziger Sprößling der Hohenstauffen, Friedrich, übrig; noch sehr jung, und kaum in hartem Kampf mit verschiedenen Prätendenten durch den großen Papst Innocenz III. auf dem ererbten Thron von Sicilien erhalten. **Otto** hatte sich mit **Philipps** Tochter vermählt, das war ein Band zwischen Stauffen und Welfen. Leopold glaubte, Deutschlands Wohl erfordere es, daß er sich nun auch für den Welfen erkläre, und mit diesem Schritte ward Otto allgemein als Kaiser erkannt. Er erlaubte sich aber solchen Uebermuth, daß man ihn nach drei ein halb Jahren wieder absetzte, und die Stimmen sich für den jungen Hohenstauffen **Friedrich** II. vereinigten.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die Araber Spanien bis an die Pyrenäen erobert. **Alphons** VIII. hatte die Fürsten der Christenheit zu einem Zuge gegen diese mächtigen Feinde des christlichen Namens aufgerufen. Leopold säumte nicht; Sachsen, Westphälinger und Friesen folgten dem Ruhm seiner Fahnen. So unverdrossen der Zug auch eilte, der Weg war zu weit; Alphons hatte bereits

einen entscheidenden Sieg erfochten. Doch ließ Leopold den Arabern im nördlichen Portugall seine Waffen noch empfinden, und eröffnete sich damit den Weg zum Grabe des Apostels Jakob zu Compostella. Eine Wallfahrt, die man der nach Jerusalem fast gleich hielt.

Wenige Jahre vergingen, als Leopold auch diese unternahm. Mit zahlreichem wehrhaften Adel, worunter schon die Namen Stubenberg, **Auersberg**, **Lichtenstein** vorkommen, zog er im Jänner 1217 nach Spalatro; wo sich **Andreas** König von Ungarn mit ihm vereinigte. **Andreas** hatte schon bei seines älteren Bruders, König **Emmerichs**, Lebzeiten die Hand nach der Krone ausgestreckt; ward geschlagen, flüchtete zu Leopold, fand Schutz und wirksame Fürsprache zur Versöhnung. Emmerich starb und hinterließ den unmündigen **Ladislaw**; Andreas ward Vormund und Regent. Das war eine gefährliche Vormundschaft; die Königinn Witwe floh mit ihrem Kinde, mit der Krone, mit dem Schatze zu Leopold; fand Schutz und Vertheidigung gegen den, sie bis an die Thore Wiens verfolgenden Andreas. Der junge Ladislaus starb; nun war Andreas rechtmäßiger König; unaufgefordert sendete ihm Leopold die Krone und den Schatz, und ließ die Königinn mit Würde in ihr Vaterland Arragonien geleiten. Vier Jahre später wurde sie die Gemahlinn Kaiser Friedrichs II. **Andreas** hatte seinen Sohn und Mitregenten **Bela IV.** überredet, seine schöne und tugendhafte Gemahlinn **Maria**, eine Tochter des grie-

chischen Kaisers Theodor Lascaris, zu verstoßen. Dem harten Schritte folgte bald die Reue, und willkommen war dem Sohne des Papstes Geheiß, die ungerecht Verstoßne wieder aufzunehmen. Diese Wiedervereinigung erregte in dem Vater solchen Unwillen, daß Bela mit Marien nur unter dem Schutze der Nacht durch Wälder und Abwege zu Leopold flüchten konnte, der sie freundlich aufnahm, und mit dem Vater wieder versöhnte. So hat sein ritterliches Herz dem Unglück niemals Schutz versagt, das Recht immer geehrt; wenn er gleich bei solchen Gelegenheiten das Schwert ziehen mußte, um die Einfälle der Verfolger zurück zu weisen. Bald aber hatte sein edler Charakter und sein tapferer Arm solches Ansehen gewonnen, daß sein Land durch zwanzig Jahre in segensreichem Frieden ruhte; der König von Ungarn insbesondere ward sein aufrichtiger Freund.

Von Spalatro fuhren sie mit einander nach Cypern, dessen König sich auch dem Zuge anschloß; und Leopold erreichte in Begleitung zweier Könige, das durch seinen Vater und Bruder ihm merkwürdige Ptolemais Anfangs November 1217. Er schlug alsbald den Sultan Choraddin bei Bethsaida, that Wunder der Tapferkeit am Berge Tabor, doch alles vergebens. Die Zwietracht unter den Christen in Palästina war zu tief eingewurzelt. Der (Titular) König von Jerusalem, eifersüchtig auf Leopolds Ruhm, trennte sich von ihm, und handelte ihm entgegen; die Könige von Ungarn und Cypern gaben

unter solchen Umständen die Sache auf und zogen sich zurück. Nicht so Leopold; mitten in dieser schwierigen Lage faßte er den großen und kühnen Gedanken, Damiate in Aegypten zu erobern. Einen festen Punct wollte er damit zwischen der, über Afrika bis nach Spanien sich erstreckenden Macht den Ungläubigen gewinnen; Zuführung von Lebensmitteln und Hülfsvölkern ihnen erschweren; den Eigennutz der, in jedem Kreuzzug mehr für sich als für den Zweck der Christenheit handelnden Freistaaten Venedig, Genua, Pisa, Amalfi an diesen, für Krieg und Handel so wohlgelegenen Platz fesseln, und auf diesem Wege die Eroberung von Jerusalem möglich machen, ohne daß der scheelsüchtige König und seine Fürsten besorgen konnten, daß er ihre Besitzungen schmälern wolle. Die Ritter des deutschen Hauses ergriff das Edle und Große der Absicht, sie erklärten sich, ihm folgen zu wollen; viele Templer und Johanniter, die in Palästina neben ihm gefochten, thaten dasselbe. Achtzehn Monate lang stritt er am Thurm der Nilinsel, an der Brücke und an den Mauern von Damiate, endlich fiel es. Er nahm eine edlere Rache als sein Vater an Richard Löwenherz, er verdunkelte ihn durch heldenmäßige Thaten.

Für den Ruhm seines Namens hatte er in Deutschland und in Spanien, in Asien und in Afrika genug gethan; für sich erobern wollte er niemals; er weihte nun den Rest seiner Tage ganz den Geschäften des Friedens.

Er vollendete die, schon von seinem Vater an-

gefangene Erweiterung von Wien und umgab sie mit Ringmauern und Graben. Aus alter Ueberlieferung, und den Ueberresten, die noch bei Erbauung der vollständigen Befestigung unter Ferdinand I. sichtbar waren, läßt sich folgende Linie jener alten Ringmauer angeben. Vom Dempfingerhof herab auf das Bergel, von da an der Anhöhe fort, wo später das goldne Kreuz gebaut wurde, an der Seite der jetzigen Krongasse auf den Hafnersteig; von da hinter dem alten Fleischmarkt fort durch das nachmalige Lorenzerinnen Kloster hinüber zur Hauptmauth; von da hinter den Dominicanern fort hinab, wo ein neues Thor, das Stubenthor erbaut wurde; vom Stubenthor lief die Mauer hinter dem Tabakamt (damals Kloster St. Jacob) bis zu Ende des Jacobergäßchens; und von da an der Südseite der Singerstraße auf den Stockameisenplatz, (alten Roßmarkt). Dort wurde ein neues Kärnthnerthor erbaut, und dagegen das alte am Bauernmarkt, so wie das am Lichtensteg abgebrochen. Vom Stockameisenplatz zog sich die Ringmauer zum Trattnerhof (Freisinger- und Dompropstenhof), wo sie sich mit der früheren vereinigte. Die Stadt wurde dadurch mehr denn noch einmal so groß, als sie vor 80 Jahren war; und die Stephanskirche darin eingeschlossen; nur blieb der Schotten Kirche und Kloster noch außer der Mauer.

Leopold baute sich auch eine neue Burg mit vier starken Thürmen und Graben an der Stelle des heutigen Schweizerhofes. Daneben baute er eine Kirche zu Ehren U. L. F. und des heiligen Erzengel Mi-

chael nebst einem Pfarrhof. Der Pfarrer hatte die pfarrlichen Rechte über die herzoglichen Diener und das Hofgesinde, die in der neuen Burg wohnen, und über alle Bürger und Dienstleute, die umher gebaut haben, oder ferners bauen zwischen der Stadtmauer und der neuen Burg.

Außer dieser Pfarre führte Leopold auch den Orden der Dominicaner ein, und gab ihnen das Haus der Tempelherrn. Diese bekamen dafür **Rauchenwart** und **Fischamend**. Den heiligen **Franciscus**, Stifter des Ordens, der in dreifacher Gestalt Minoriten, Franciscaner und Capuciner bekannt ist, hatte er auf seinen öfteren Reisen nach Italien persönlich kennen gelernt und seine Begeisterung bewundert; er fand ihn auch vor Damiate. Er zog also einige seiner Jünger nach Wien und baute ihnen ein Kloster da, wo es fort bestand, bis Kaiser Joseph II. es aufhob. Es gibt noch heute dem Minoritenplatz den Namen.

Wenn man bedenkt, daß Leopold seine Burg, die neue Pfarre St. Michael, und das Minoritenkloster außer den damaligen Stadtmauern erbaut hat, und daß in der Gegend der neuen Burg schon Häuser gestanden, so darf man nicht zweifeln, daß er auch diese Gebäude sammt dem Schottenstift mit Ringmauer und Graben geschützt oder wenigstens zu schützen angefangen habe. Dreißig Jahre ungefähr später findet man die Seilerstadt schon in die Stadt eingeschlossen, und das Kärnthnerthor beinahe auf seiner heutigen Stelle. Neben der Burg, wo

die kaiserliche Bibliothek steht, war bereits ein Thor, das Widmerthor genannt; so auch das Schottenthor, und hinter dem Stift herum, in dessen Garten das gegenwärtige Zeughaus, bis zu dem alten Klosterneuburgerthor eine Ringmauer, welche sich dort an die früher bestandene anschloß. Wonach die Stadt schon damals fast ihren ganzen heutigen Umfang hatte.

Unter Leopold bauten die **Johanniter** in der Kärnthnerstraße auf der Stelle, wo sie noch stehen, Kirche und Haus für sich, und ein kleineres Haus daneben für die Pilger, welches man noch das Pilgram-Haus nennt. Die deutschen **Herren** bauten sich ebenfalls unter Leopold ein Haus in der Singerstraße nächst St. Stephan, auch schon an seiner heutigen Stelle. Gerard, Pfarrer zu Felling und Caplan des Herzogs (nach einem häufigen sehr löblichen Gebrauch jener Zeit, zugleich Arzt) war ein Mitglied des in Italien, Frankreich und Deutschland verbreiteten, zu Trost und Hülfe der Armen bestandenen, **Heiligen Geist-Orden's**. Er beschloß, ein Hospital für arme Kranke zu stiften, und widmete sein Hab und Gut dazu. Da dieses aber bei weitem nicht zureichte, ergänzte Leopold die Stiftung. Das Hospital stand jenseits der Wien zwischen der Carlskirche und der Panigel (früher Plänklergasse); wurde aber bei der türkischen Belagerung 1529 der Erde gleich gemacht. Eben dieses Schicksal hatte auch das Haus, welches der Heilige Geist-Orden später dießseits der Wien erbaut hatte. Beide Stiftungen wur-

den nachher in die Stadt in das leergewordene Nonnenkloster nächst dem Kärthnerthor übertragen. Das war das fruchtbare Saamenkorn des reichen Wiener Bürgerspitals.

Drei Kärnthnerische Fräulein von **Paar**, **von Rappach** und von **Kulm**, durch ihre Verwandtschaft, und von dem Herzog unterstützt, bauten an der Stelle, wo Leopold der Freigebige auf der Hülben dem heiligen Jacob eine Capelle errichtete, eine Kirche und ein Nonnenkloster; jetzt Tabakamt. Der Wienerische Stadtkämmerer **Gottfried** und seine Ehewirthinn **Goldrun** bauten und stifteten 1204 in ihrem Hof am Kienmarkt eine Capelle der heiligen Dreifaltigkeit geweiht; später kam die Capelle sammt dem Hof an die Congregation des heiligen Philippus Nerius; jetzt ist das ein Gasthof. Ein Wiener Bürger, **Dietrich** der **Reiche** genannt, erbaute 1211 auf seinem Grunde Zeismannsbrunn die Kirche zu **St. Ulrich** (Maria Trost); und gab zwei Höfe in der Alsergasse und die Einkünfte von drei Handwerkstischen, der Schuster, der Fleischhacker und der Fischer, dazu. **Ulrich**, Leopolds Protonotar, später Bischof von Passau, gründete die **Catharina-Capelle** neben St. Stephan, und gab seinen Weingarten in Grinzing dazu; in der Folge war dort die Schreiberzeche.

So viel von geistlichen Stiftungen in den Tagen Leopolds. Die weltlichen Angelegenheiten umfaßte sein Geist mit denkwürdiger Kraft. Er war der erste Gesetzgeber Wiens; sein **Stadtrecht** ist äl-

ter als der Schwabenspiegel, und vereiniget Milde mit Gerechtigkeit. Freiherr von Hormayr führt es in dem Urkundenbuch des 3. Heftes Nr. 15 vollständig an. Der **Stadtrichter** war die höchste Obrigkeit; 24 **Ausschußmänner** besorgten alle ökonomischen Gegenstände, und entschieden über alle Polizei- und Handelssachen; 100 **Genannte**, d. i. angesehene Männer aus allen Gassen, führten die öffentliche Aufsicht auf richtiges Maß und Gewicht, Ordnung und Ruhe. Alle Gewerbe waren in Zünfte und Gilden eingetheilt, und hatten ihre besonderen Einrichtungen und Vorschriften. Alle Lebensbedürfnisse, selbst die Herbergen, hatten ihre Satzungen. Wien war ein Stappelplatz; Waaren durften nicht vorüber fahren, sie mußten hier und an Wiener Bürger verkauft werden. Kein fremder Kaufmann durfte sich länger als zwei Monate hier aufhalten; Gold und Silber durfte er nicht kaufen, auch nur an die herzogliche Kammer verkaufen. Wien war eine der ersten Handelsstädte Deutschlands; vielleicht nur von Regensburg übertroffen. Der **Hannsgraf** von Regensburg kam jedesmal mit den Marktschiffen herab, und war der Führer und Stellvertreter, so zu sagen der Consul der Regensburger Kaufleute, Schiff- und Flößmeister, die hier vor allen andern begünstiget wurden. Man sah Türken und Russen, Italiener und Niederländer, und Deutsche aus allen Gegenden, in den Straßen Wiens; denn die Wiener Kaufleute standen mit Hagenau, Kölln, Aachen, Mastricht, und durch Breslau mit Kion und Nowo-

grod in Verbindung. Sie waren auch klug genug, als die Venetianer unter Dandolo Constantinopel eroberten und den Handel dahin an sich rissen, sogleich sich des Handels nach Venedig zu bemeistern. Alte Chroniken nennen nebst dem schon oben erwähnten reichen Dietrich auf Zaismannsbrunn noch den **Kunz Aff** und den **Ulrich Permann** als Bürger von Wien, die ihr Geld nicht zählten, sondern nur mit Schüsseln schöpften und wogen.

Nach heutigen Grundsätzen wirkt jeder Zwang nachtheilig auf Handel und Gewerbe. Wir sehen aber, daß sie dabei doch in Wien empor kamen und einen üppigen Wohlstand in dieser Stadt verbreiteten. Wir sehen, daß überhaupt Wien binnen 150 Jahren aus einer zusammengelaufenen, ohne Gesetze lebenden, Vermischung von verschiedenen Nationen eine wohl geordnete Stadt mit ansehnlicher Bürgerschaft geworden, und daß es sich auf das Vierfache seines Umfanges vergrößert hatte. Das ist das Werk günstiger Verhältnisse, vorzüglich aber **Leopold des Glorreichen.** Er that noch mehr. Die ungleiche, mitunter schlechte, Münze war ein großes Hinderniß des Handels; er ließ Münzer und Münzmeister aus dem Auslande kommen. Er sah, daß als Transit nach dem Orient und nach Venedig häufig Wollenzeuge, Regensburger Scharlach, dunkelrothe Passauer Tücher gingen; er ließ Färber und Tuchmacher aus Flandern kommen. Diesen Münzern, Färbern und Tuchmachern, mit dem gemeinschaftlichen Namen **Flandrenser** genannt, räumte er die alte

Burg am Hof ein, und verlieh ihnen große Begünstigungen; nannte sie Hausgenossen. Den Bürgern Wiens, vorzüglich den Kaufleuten, lieh er über 30,000 Mark (600,000 Gulden), eine ungeheure Summe für den damaligen Geldwerth; und begehrte, so lang er lebte, nichts zurück. Seine Einkünfte bezog er aus der Mauth, aus der Münze, aus den Gerichtserträgnissen und vorzüglich aus seinen Domänen; Niemand zahlte eine Steuer. Außer seinem Zuge nach Spanien und nach Palästina, wozu Religion und Ehre ihn aufforderten, und wobei Wien nichts litt, zog er sein Schwert niemals, wenn nicht feindliche Einfälle es nöthig machten; und sein tapferer Arm wies den Feind immer schnell zurück. Selbst solche kurze Kämpfe fielen aber durch zwanzig Jahre nicht vor. Während der alte Zwist der Welfen und Gibellinen Deutschland zerriß und das Faustrecht dort waltete, trat Leopold bei jenem Zwiste nur als Vermittler ein, und wußte zu Hause den Landfrieden aufrecht zu halten. Rechnet man zu allen diesen begünstigenden Verhältnissen noch, daß in jener Zeit, wo Frankreich nur einen unbedeutenden, England gar keinen Handel hatte, wo man an Umschiffung von Afrika, an die Existenz von Amerika noch lange nicht dachte — Wien und Regensburg ihrer geographischen Lage nach der Mittelpunct aller Handelsverbindungen zwischen Süden und Norden, zwischen Osten und Westen waren, so ist Wiens schnelle Vergrößerung und hoher Wohlstand leicht begreiflich.

Mit den Wiener Bürgern ging Leopold freundlich um; fragte sie wohl auch um Rath; und gab ihnen jährlich im Mai und Herbst Tanzfeste. In seiner Familie war Leopold das Muster der Hausväter, und ein vorzüglicher Freund des Gesanges, wie er denn auch an großen Kirchenfesten selbst auf dem Chor vorsang. Künstler und Liederdichter fanden sich oft bei ihm ein. In den alten Volksliedern und Reimchroniken findet man, in Leopolds Tagen sei Oesterreich in der That das Land gewesen, wo Milch und Honig fließt, und Manna vom Himmel niederthauet; und Leopold der mächtigste Fürst deutscher Lande. Die Herrlichkeit Wiens, der Wohlstand, das Selbstgefühl, die Prachtliebe seiner Bürger wird gerühmt; es sangen die Dichter, bei diesem Leopold sei ein wahrhaft goldenes Alter gewesen.

»Silber und Gold und Edelgestein
Ganz gewöhnlich war und gemein,
Bei ihm alle Freude und Ehre
Und tugendliche Lehre,
Bei ihm war Tanzen und Singen,
Turnieren, Laufen und Springen,
Und Rosse mit goldenen Decken,
Und darauf die stolzen Recken.« (Kampfhelden).

Ein solcher Hof zog nothwendig auch den Adel von seinen Burgen in die Stadt. Um wenigstens den Winter da zuzubringen, bauten sie sich Häuser größtentheils auf der Hochstraße zwischen der Burg und den Schotten, was in der Folge die Herrengasse ge-

nannt wurde. Zuverlässig hatten in dieser Gasse schon damals die Familien Lichtenstein und Trautmannsdorf ihre Häuser.

Herrmann Landgraf von Thüringen und Sachsen hatte auf seiner Wartburg sechs edle und berühmte Sänger zu einem Wettkampf in Liedern zusammenberufen. Die Aufgabe war, welcher der preiswürdigste Fürst sei. Es lebte damals Kaiser Friedrich II., von dessen Lobe Geschichtschreiber und Dichter voll waren; es lebte Alphons VIII., der Ueberwinder der gefürchteten Araber; die Welfen behaupteten ihren alten Ruhm. Jeder von diesen fand seinen Lobredner; und man kann sich wohl vorstellen, daß es dem Landgrafen Hermann selbst auf seiner Burg am wenigsten daran gefehlt haben mag. Aber Heinrich von Ofterdingen besiegte sie Alle, indem er unsern Leopold als die Sonne unter den Fürsten pries. Von eben diesem Ofterdingen ist die auf uns gekommene Bearbeitung des berühmten alten Nibelungen Liedes, und höchst wahrscheinlich wollte er unter Rüdiger von Pechlarn Leopold den Glorreichen darstellen.

Der Gebrauch, am Weihnachtsabend Bäume zu beleuchten und den Kindern Geschenke daran zu hängen, war in jener Zeit allgemeiner als jetzt. An einem solchen heiligen Abend kam es dem guten Herzog, der seine Wiener Bürger liebte und persönlich kannte, in den Sinn, in der Stadt herum zu reiten. Die freundliche Erleuchtung der Gassen ergetzte ihn; und es erfreute sein Herz, aus dem beweglichen Leben

hinter den Fenstern wahrzunehmen, daß es überall frohe Eltern und frohe Kinder gab. In einem Augenblick wußte das die ganze Stadt; Jung und Alt lief ihm nach, rief ihm lautes Vivat zu, drängte sich herzu, ihm die Hand oder den Mantel zu küssen. Schnell waren die Zünfte beisammen; auf seinem Heimwege warteten sie in einer Gasse und stellten sich, als er kam, in einen Zug vor und hinter ihm. Voraus gingen die Münzer mit Goldstoffen, Bechern und Ringen von Silber und Gold; dann die Kaufleute mit köstlichem Gewand von allen Farben, was das Abendland und Morgenland vermochten; die reichen Wildwerker mit Hermelin und anderem köstlichen Pelzwerk; die Krämer mit Seidenzeug und den feinsten Gewürzen; hinter dem Herzog die Bäcker mit großen Körben voll Weißbrot; zuletzt die Fleischhauer mit dreißig trefflichen Rindern, mit Bändern geschmückt und an Seilen geführt. Mit allen diesen Weihnachtsgeschenken begleiteten sie ihn in seine Burg. In der Schnelligkeit des Entschlußes und der Ausführung lag der hohe Werth, die unzweideutige Herzlichkeit dieser Gaben.

Wie aber nichts auf Erden von allen Seiten und ununterbrochen glücklich ist, so ergaben sich auch unter Leopolds Regierung manchmal Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Erdbeben ꝛc., welche alle in Pezzels Chronik umständlich angeführt sind. Ein großes Sterben unter den Menschen soll sogar durch einen Basilisken entstanden seyn, der in dem Hause Nr. 678 neben dem Heiligenkreuzerhof der schönen

Laterne gegenüber zum Vorschein gekommen ist. Noch im Jahr 1577 war man so wenig unterrichtet, daß der Hausbesitzer Hanns Spannring ein Buchhändler, das Mährchen von dem aus einem Hahnenev entsprungenen Basilisken durch eine schon verschwundene Aufschrift und durch das in Stein gehauene Ungeheuer, wovon noch Reste vorhanden sind, verewigen wollte.

Die Elementar-Unfälle vermochte das gesegnete Oesterreich zu überstehen, oder Leopold wußte abzuhelfen; in seinen Kindern aber traf ihn Unglück, das nicht leicht zu verschmerzen war, und wohl nur zum Theil abzuwenden gewesen wäre, hätte er auch länger gelebt. Sein erstgeborner Sohn **Leopold**, ein bildschöner neunjähriger Knabe, fiel zu Klosterneuburg von einem hohen Baume und starb an der Verletzung. Sein zweiter Sohn **Heinrich**, trotzig, unbändig, empörte sich während des Vaters Abwesenheit; vertrieb die eigene Mutter aus Hainburg; setzte sich mit einem Haufen zuchtloser Gesellen dort fest, plagte das Land; rief laut aus, der Vater lebe ihm zu lange. Starb aber noch vor ihm, vom rächenden Gewissen und einer schmerzvollen Krankheit gepeinigt, am 29. September 1228 als ein verbannter Flüchtling; erst zwanzig Jahr alt. Die Geschichte, welche allen Babenbergern einen Beinamen beilegt, nennt ihn den Grausamen. Leopolds III., bei seinem Tode, einziger Sohn **Friedrich**, gab wenig Hoffnung, daß er als Regent in die Fußstapfen seines Vaters treten werde. Leopolds älteste Tochter

Margareth wurde am 1. November 1225 zu Nürnberg mit Kaiser Friedrichs erstgebornem Sohn, den römischen König **Heinrich** vermählt und am 28. März 1227 zu Aachen als römische Königinn gekrönt. Stille Thränen mögen bei diesem viel beneideten Prunke aus den Augen der unglücklichen Königinn geflossen sein, denn Heinrich war ein wilder, gewaltiger Lüstling, der ihre zarte, wehmuthsvolle Seele schon in den ersten Tagen der Ehe tödtlich verletzte. Von ihrer ferneren Geschichte wird nach Friedrichs Tod die Rede sein. Leopolds zweite Tochter **Agnes** war schon im sechzehnten Jahre vor der älteren Schwester an Werinhard von Askanien vermählt; die jüngsten Töchter **Constantia** und **Gertrud** bei des Vaters Tod noch unvermählt.

Leopold war durch sein ganzes Leben besorgt, Kaiser und Papst mit einander zu versöhnen und die Mißhelligkeiten der deutschen Fürsten auszugleichen. Im Jahr 1230 war wieder heftiger Zwiespalt unter den Häuptern der Christenheit ausgebrochen. Die Versöhnung hatte ihm unter ähnlichen Umständen, wohl früher gelungen; dem Frieden der Christenheit zu Liebe reiste er trotz des heißen Sommers wieder nach Italien. Dem jungen Friedrich ließ er in seiner Abwesenheit den Titel des Verwesers der Herzogthümer; die Macht und Gewalt aber den Brüdern **Hadmar** und **Heinrich von Kuenring**, die man wegen ihrer Treue und Wachsamkeit für den Herrn und weil sie den Feinden ihre Waffen gleich scharfen Zähnen fühlen ließen, die **Hunde** nannte. Seit ihr

Ahnherr Azo das von den Böhmen eroberte Oesterreich schnell wieder zurück eroberte, waren sie die Ersten nach dem Herzog; dabei Väter und Brüder des Volkes. Leopold erreichte den Zweck seiner Reise; am 23. Juli 1230 beschwor der Kaiser und die Fürsten den Frieden. Allein die ungewohnte Julius-hitze Apuliens raubte fünf Tage darnach sein theures Leben zu St. Germano; 54 Jahr alt starb Leopold zu früh, aber glorreich in seinem Berufe. Als die Nachricht nach Oesterreich kam, war das Wehklagen allgemein in Stadt und Land; jeder Familie schien der Vater gestorben zu sein. Erst im November kamen seine Gebeine nach Wien. Der junge Herzog ließ den Sarg gleich am zweiten Tage mit großem Gepränge erheben, und über Mödling und Heiligenkreuz nach Lilienfeld führen; von ihm selbst, von einer zahlreichen Ritterschaft, und Tausenden der Wiener und Landbewohner begleitet.

Es ist noch anzuführen, wie der glorreiche Landesfürst nicht nur für die Stadt, sondern auch für das Land gesorgt hatte. Unter dem Namen Landrecht gab er ein allgemeines Gesetz über Privatrechte, Verbrechen und Strafen. Vögte, Hauptleute und Vicedome verwalteten die Gerechtigkeit. Hauptfälle behielt er sich selbst vor; zu Neuburg, zu Tulln und zu Mautern saß er wie Carl der Große alljährlich unter freiem Himmel zu Gericht. Hier erhielt der gemeine Mann Schutz und Abhülfe gegen den Uebermuth der Mächtigeren; hier wurden die vorbehaltenen Hauptfälle untersucht und abgeurtheilt;

wer eines Hauptverbrechens z. B. Landfriedenbruch, Kirchenraub u. d. gl. schuldig war, wurde an den nächsten Baum gehängt. Unter solchem Schutze von Gesetzen und Gerechtigkeit bevölkerte sich das Land eben so schnell als die Hauptstadt.

Bei der Hochzeit seiner Tochter Agnes mit dem Fürsten von Anhalt gab Leopold dritthalb hundert Knappen den Ritterschlag, beschenkte wohl tausend Ritter mit Roß und Kleid, Gold und Silber, und bewirthete deren über fünf tausend; ein Beweis von zahlreichem Adel, der auf seinen Burgen und Schlössern wohnte.

Unter den Knappen, welche bei dieser Gelegenheit den Ritterschlag erhielten, war auch ein Edelknecht Herzog Heinrichs von Mödling, **Ulrich von Lichtenstein**, ein Minnesänger, von dem wir noch zwei Werke, **Ytwitz** und der **Frauendienst** besitzen. In dem letzteren beschreibt er sein Leben und seine abenteuerlichen Fahrten; eine als Göttinn Venus, die andere als König Artus. Der Aufwand, der bei dieser Gelegenheit von dem eben erst zum Ritter geschlagenen jungen Edelmann und von dem übrigen Adel gemacht wurde, zeugt von großem Reichthum, von Prachtliebe und fröhlichem Sinn. Der junge Ritter, als Venus gekleidet, stieg zu Venedig gleichsam aus dem Meere; und zog einen Monat lang durch Kärnthen, Steier, Oestreich bis an die Taya. Mehrere Tage vorher war der Zug angekündiget; Musik ging vor der Göttinn her, hundert Reiter begleiteten sie; Alles, so wie auch sie

selbst, war in silberweißer Kleidung und Rüstung. Sie trug einen Schleier über das Gesicht und den Harnisch, und ihr Pferdezeug war mit kostbaren Perlen und Edelsteinen geschmückt. Der Aufruf, mit der Göttinn eine Lanze zu brechen, war an die Ritter der Lande ergangen. Ueberall, wo sie vorüberzog wehten Fahnen von den Burgen und Thürmen; unter fröhlicher Musik sprengten die Ritter heraus mit reichem Federschmuck auf den Helmen, in goldnen und silbernen Harnischen. Glänzende Kämpfe erfolgten; Bankett und Tanz beschlossen den Tag. Ueber dreitausend Speere hatte Lichtenstein auf seiner Fahrt gebrochen; für jeden gab er einen goldnen Ring. Zu Wien hielt er einen feierlichen Einzug. Hadmar der Hund von Kuenring wartete seiner mit einer mächtigen Ritterschaar; der Edelherr von Gars, prächtig gekleidet, zu Fuß, führte das Pferd der Göttinn Venus am Zaum. »Das Gedränge war ungeheuer (so schreibt Ulrich von Lichtenstein selbst), die Fenster waren voll Frauen, deren Glanz meinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen, und hundert schön gekleidete Ritter ritten mit auf schönen Pferden, sie sangen und waren froh. Nebenbei ritten sechzig gewappnete Ritter, bis auf das Feld, wo der Domvogt von Regensburg wartete; alle hohe Pfauenfedern auf dem Helm, in roth sammtnen Wappenröcken mit Eichenlaub durchwirkt; so auch die Pferddecken. Derselbe Domvogt war mir schon bis in die Aue gegen Malasdorf (Möllerstorf) entgegen geritten auf einem herrlichen Roß

im Scharlachmantel; der Hut mit Pfauenfedern, an Perlen schwer. Voraus das Panier, weiß und roth 50 Armbrustschützen, 50 Laufpferde mit prächtigen Türkensätteln, 50 Knappen, dann wieder ein Panier, 50 Edelknechte zu Roß, 300 Speere, 50 Ritter, alle in schönen grünen Mänteln von goldnen und silbernen Schellen klingend. So bot sich der Domvogt der Königinn Venus zum Marschall an.«

Wir sehen hieraus, daß in Oesterreich zu einer Zeit, die wir uns gewöhnlich als roh, gewaltsam und freudenleer vorstellen, Stadt und Land herrlich und in Freuden lebte, ja fast in Uebermuth. Da der Leser bei glücklichen Zeiten lieber verweilt als bei unglücklichen, die nur zu bald nachgefolgt sind, habe ich mich bei dem Fürsten länger aufgehalten, dem Wien so Vieles verdankte.

Leopold der Glorreiche ist viel zu wenig bekannt; er war ein Held, ein weiser Gesetzgeber, ein hochangesehener Staatsmann, ein wahrer Vater des Vaterlandes; wenige Fürsten sind ihm zu vergleichen, keiner hat ihn übertroffen.

## Friedrich II., der Streitbare.

Leopolds VII. Sohn, Friedrich der Streitbare genannt, war kaum neunzehn Jahre alt, als er dem Vater in der Regierung folgte. Er war von herrlicher Gestalt und voll hohen Muthes. Diese Eigenschaften, und daß er, der letzte Babenberger, das Leben schon mit 35 Jahren in einer Schlacht verlor,

haben ihm viele Lobredner gewonnen. Die Wiener aber erwarteten nichts Gutes von ihm, und nicht umsonst zerraufte der reiche Dietrich an Leopolds Grabe sein graues Haar und wollte nimmer leben. Wahrlich, wie wir sehen werden, gab es vor und nach Friedrich dem Streitbaren keinen Fürsten von Oesterreich, den die Wiener weniger zu loben Ursache gehabt hätten.

Sein Vater, der sein heißes halborientalisches Blut kannte, vermählte ihn schon mit 15 Jahren mit **Gertrud** von Braunschweig; und da diese nach sechs Wochen starb, alsbald mit **Sophia**, des griechischen Kaisers **Theodor Lascaris** Tochter. Diese verstieß der achtzehnjährige Friedrich im dritten Jahr als unfruchtbar, und machte sich damit den ungrischen König **Bela**, der ihre Schwester **Marie** zwar auf seines Vaters Geheiß auch verstoßen, aber mit Freuden bald wieder angenommen hatte, zum Feind auf Zeit Lebens. Wenige Wochen nach seines Vaters Tod nahm er die dritte Gemahlinn, **Agnes**, des Herzogs von Dalmatien und Meran Tochter. Das Alles wollte den Wienern nicht gefallen.

Die **Kuenringe**, die Säulen, auf welche Leopold sich gestützt hatte, wollten auch dem jungen, noch unerfahrnen Herzog mit Rath und That an die Hand gehen; sie wurden dadurch seiner widerstrebenden Kraft verhaßt. Der Vater hatte ihnen bei seiner letzten Abreise das herzogliche Siegel und den Schatz anvertraut; sie wollten Beides nicht herausgeben. Darüber ergrimmte Friedrich; überfiel die

Kuenringe, eroberte Zwettel, ließ Hadmarn, der eine Art Riese war, durch reisige Knechte mit List fangen, binden, und unter lautem Hohn nach Wien führen; worauf er seine wehrlosen Burgen Dürnstein und Agtstein zerbrach. Während dieser Fehde hausten auch die Böhmen übel in Oesterreich, und kehrten mit reicher Beute heim. Friedrich verglich sich endlich mit den Kuenringern; Heinrich behielt sein hohes Marschallsamt. Hadmar aber wollte nichts mehr wissen von weltlichen Dingen; er nahm den Pilgerstab und starb nach kurzer Reise; das Herz war ihm gebrochen.

Nach so kriegerischem Anfang wollte der Herzog, der noch nicht Ritter war, nun auch feierlich mit dem Schwert umgürtet werden; das wurde am Lichtmeßtag 1232 in der Schottenkirche durch den Bischof Gerhard von Passau vollzogen. Darauf gab der Herzog 200 Jünglingen des ersten Adels *) den Ritterschlag. Nach der kirchlichen Feierlichkeit ritten sie hinaus aus der Stadt auf die Straße gegen Bayern. Alle auf gleichfärbigen Rossen, gleichförmig gekleidet wie Kinder eines Hauses; in rothem Scharlach mit weißer Leibbinde, rothen Barret und weißen Fe-

*) Von dem jetzt noch lebenden Adel waren dabei, Auersberg, Dietrichstein, Gallenberg, Hackelberg, Herberstein, Lichtenstein, Saurau, Scherfenberg, Stahremberg, Stubenberg, Traun, Trautmannsdorf, Windischgraz und Wurmbrand.

dern. Dort hielten sie auf dem Felde ein festliches Turnier *).

Schon Friedrichs Vater hatte durch Vertrag mit dem Hochstift Freising ansehnliche Güter in Krain erworben; er selbst schloß 1233 mit jenem Hochstift einen neuen Vertrag, worin er sich den Titel »Herr von Krain« beilegte.

Er verlegte die Wassermauth von Wien nach Stadelau; hielt da seine Turniere und feierte 1234 auch daselbst mit außerordentlicher Pracht das Beilager seiner Schwester Constantia mit Heinrich Markgrafen von Meissen. Diese Zurücksetzungen thaten den Wienern nicht nur bedeutenden Abbruch, sondern kränkten sie auch als Beweise von Abneigung und Mißtrauen. Sie waren von seinem Vater mit Liebe und Vertrauen behandelt worden. Doch es sollte bald noch ärger kommen. Der römische König Heinrich, Friedrichs Schwager, ein leichtsinniger und zügelloser Jüngling, empörte sich gegen seinen Vater Kaiser Friedrich II.; und Friedrich der Streitbare hielt mit ihm. Der Kaiser, noch zur rechten Zeit

*) Von diesem Turnier soll das später auf demselben Feld entstandene Penzing den Namen haben, wie Hietzing von hütet euch (hüts eng). Es soll nämlich penzt euch (penzt eng) soviel als tummelt euch heißen. Allein das ist eine gezwungene Ableitung, der Ausgang von Ortsnamen in ing ist ja sehr häufig um Wien; Meidling, Liesing, Speising, Hacking, Währing, Döbling, Grinzing, Sivring, Ottakring rc.



gewarnt, zog von Aquileja heran. Die Reichsfürsten entsetzten im Juni 1235 zu Regensburg Heinrichen der römischen Königswürde, und führten ihn gefangen zum Kaiser; der ihn in eine Festung in Apulien steckte. Friedrich wohl wahrnehmend, was auch ihm bereitet sei, suchte Geld und Mannschaft aufzubringen. Zu gleicher Zeit fanden die ungrischen Könige, Andreas und Bela, in der Verstoßung seiner zweiten Gemahlinn Sophia einen Vorwand, ihn feindlich anzugreifen. Friedrich legte also eine Steuer auf die Grundstücke der Bürger von Wien; eine bis dahin unerhörte Sache in Oesterreich, die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Das war aber noch nicht genug; er legte ihnen auch eine persönliche Abgabe auf, und taxirte sie selbst nach ihrem Vermögen. Bei diesem Geschäfte leistete ihm ein gewisser Wolfgang von Paarau, der mit den Vermögensumständen der Wiener ziemlich bekannt war, vorzügliche Dienste. Jeder Bürger wurde einzeln vor den Herzog gerufen, und ihm befohlen, sein Vermögen anzugeben; hinter einem Vorhang steckte Paarau verborgen, und gab durch verabredete Zeichen zu verstehen, wenn er das Vermögen für größer hielt, als es angegeben wurde. Auch die Klöster taxirte er; und als sie gegen die willkürliche Auflage protestirten, ließ er sie alle an einem Tag überfallen, mit Gewalt öffnen und wegnehmeu, was nicht gegeben worden. Solches Benehmen machte ihm auch den Adel abwendig; der größte Theil verließ ihn, und er erlitt eine blutige Niederlage gegen die ungrischen

Könige. Doch siegte sein Heldenmuth wieder bei Höflein, und er schloß Frieden mit ihnen. Er kam sogar nach Stuhlweißenburg, als der alte König Andreas sich mit der blühenden Beatrix von Este vermählte. Dieser Besuch stiftete indessen nur noch größere Feindschaft. Friedrichs schöne Gestalt zog die Augen der Frauen, selbst die der Königinn nur allzu sichtbar auf sich, Andreas entbrannte in Eifersucht. Friedrichs kriegerischer Geist entzündete mehrere Unzufriedne zu einer Verschwörung, Vater und Sohn vom Thron zu stoßen, und den Herzog von Oesterreich darauf zu setzen. Bela schöpfte Verdacht; Friedrich rüstete nun gewaltsam. Da ihn der Adel verlassen hatte, erhob er Bürger und Landleute in den Adelstand; von Allen erpreßte er Geld, nichts schützte den Widerspenstigen oder Saumseligen. Die Juden, welche sein Vater zwar beschützt, und ihnen den Besitz von Häusern zugestanden hatte, begünstigte er, weil sie ihm Geld vorschossen, vor allen Andern, und setzte sie in öffentliche Aemter ein. Seine Mutter rieth ihm von solchem Verfahren ab, richtete aber damit so wenig aus, daß sie sich vielmehr von ihrem Witwensitze Judenburg zu dem König von Böhmen, ihres Landes altem Feind flüchtete. König Andreas war gestorben; Friedrich hielt es nun für den rechten Zeitpunct, den Plan der ungrischen Verschwornen auszuführen, und rückte über die Gränze. Allein König Bela hatte die ihm wohlbekannten Verschwornen bereits vernichtet; und wandte sich nun gegen Friedrich, den er in schmähliche Flucht trieb.

Bis an die Thore von Wien sengten und brennten seine Schaaren, und Friedrich mußte seinen unüberlegten Ehrgeiz theuer büßen, seinen Schatz leeren, und den Frieden um ungeheures Geld kaufen. Auf dem linken Ufer der Donau streiften die Böhmen wieder plündernd umher; und nur Regengüsse und Ueberschwemmungen nöthigten sie zur Heimkehr.

Die Leiden, die damit über Stadt und Land kamen, setzten die Gemüther in Gährung. Friedrich in seinem Ingrimm, und um den verlornen Schatz wieder neu zu gründen, legte auf Hab und Gut des Adels, der ihm in seiner ungerechten Fehde nicht Heeresfolge geleistet, schwere Steuern. Damit machte er sich diesen vollends zum Feind; eine einzelne Missethat entzündete den allgemeinen Aufstand. Friedrich pflegte manchmal in seiner Burg zu Wien Tanz und Bankett zu geben; die Jugend des Adels und der Bürgerschaft mußte dabei unweigerlich erscheinen. Unter dem Schein von Freigebigkeit und Popularität war es mit diesen Festen immer auf irgend eine schöne Frau oder blühende Jungfrau abgesehen; die er auf andere Weise zu gewinnen sich vergeblich bestrebt hatte. Sie wurden unter verschiedenem Vorwand aus dem Saale verlockt, mit verstopftem Munde in ein entferntes Zimmer getragen, und Opfer seiner Wollust. Brunehilde, eines vornehmen Bürgers Tochter, die schönste Perle der Stadt, und — wie der Chronikenschreiber Ennenkel sagt — voll Reinigkeit und keuschen Muth und aller Ehren Kranz — ward auch ein solches Opfer. Ihre zerstör-

te Gestalt wirkte lautlos wie der beredsamste Aufruf, und die Wiener griffen im ersten Ausbruch des heftigsten Unwillens zu den Waffen. Einige wohlmeinende Männer eilten auf die Burg; warnten den Herzog, und ließen ihn über die Burgmauer hinab. So entkam er aus der Stadt, und rettete sich auf das feste Schloß Stahremberg bei Wiener Neustadt. Die Landstände und die Bürgerschaft klagten nun bei Kaiser und Reich über Friedrichs schlechtes Regiment; und baten um Abhülfe. Er wurde vor des Kaisers Richterstuhl gefordert; da er aber auf dreimalige Ladung nicht erschien, die Reichsacht über ihn ausgesprochen; und die Vollstreckung derselben dem König von Böhmen, dem Herzog von Bayern, und dem Herzog von Kärnthen übertragen. Die ersteren zogen nach Oesterreich, der letztere nach Steyer. Friedrich hatte die, seiner Bruderstochter Gertrud gehörige Burg Mödling, das Schloß Stahremberg und Wiener Neustadt befestiget und besetzt; und hielt eine nicht unbedeutende Macht um Wien beisammen. Die Wiener ließen ihn befragen, ob er die Stadt vertheidigen wolle, oder wie sie sich im Fall einer Aufforderung benehmen sollten? Er rieth ihnen sich zu ergeben, und zog sich in die Neustadt zurück. Sie öffneten sonach 1236 ihre Thore den Böhmen und Bayern, deren Fürsten den Burggrafen von Nürnberg als des Reiches Hauptmann in Wien verordneten.

Nachdem Kaiser Friedrich II. viele Burgen in Steyer gebrochen, die dahin geflüchtete Gemah-

linn Herzog Friedrichs gefangen genommen, und die Weihnachten in Gratz gefeiert hatte, ging er selbst nach Oesterreich. In den ersten Tagen des Jahres 1237 hielt er unter lautem Frohlocken der Bürger mit ungemeinem Glanze seinen Einzug in Wien, begleitet von einem großen Theil der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten. Bald kam auch sein zweitgeborner Sohn Conrad von Regensburg mit zahlreichem Gefolge auf der Donau herunter; und ward hier anstatt seines entsetzten älteren Bruders Heinrich förmlich und feierlich als römischer König erwählt und ausgerufen. Feste folgten nun auf Feste; und es schienen fast die fröhlichen Tage Leopolds des Glorreichen zurückgekehrt zu sein. Im April desselben Jahres erhob der Kaiser die Stadt Wien mittelst der berühmten **goldnen Bulle zur freien Reichsstadt** und verlieh ihr viele vorzügliche Privilegien; worunter die erste Gründung der hiesigen Universität besonders merkwürdig ist. Die Juden, welche Herzog Friedrich so sehr begünstigte, daß sie nicht nur obrigkeitliche Aemter über die Christen besaßen, sondern auch als Hofgünstlinge auf Staatsangelegenheiten Einfluß hatten, führte der Kaiser in die Schranken zurück, worin sie sich unter Leopold wohl befanden. Sie hatten schon 1204 eine öffentliche Synagoge, und zwar nahe an der Stelle ihrer heutigen. Ueberhaupt wohnten sie damals ungefähr in eben der Gegend, wo man sie gegenwärtig am häufigsten findet; nämlich vom Judenplatz und hohen Markt hinab auf den Salzgries seiner ganzen

Länge nach. Das an dessen oberem Ende (jetzt Arsenal) gegen Klosterneuburg gerichtet gewesene Thor wurde in der Folge der Judenthurm genannt.

Nachdem Wien durch vier Monate kaiserliche Residenz gewesen war, zogen die Welthändel den Kaiser wieder von dannen. Herzog Friedrich hatte sich bereits fast zwei Jahre in Neustadt, welches ihm immer getreu blieb, stille gehalten. Da er gegen die Uebermacht nichts unternehmen konnte, mußte er mit Schmerzen zusehen, wie Andere in seinen Landen den Herrn spielten. Durch diese lange Beschränkung auf eine kleine Stadt, durch die Unglücksfälle, die ihn früher betroffen, legte sich das Stürmische seiner Gemüthsart auf eine Zeit lang; und der Geist seines Vaters fing an, sich in ihm zu regen.

Der Burggraf von Nürnberg, als des Reiches Hauptmann in Oesterreich, dachte nun seiner kriegerischen Stellung mit einem Hauptschlag ein Ende zu machen; und den Herzog in Neustadt gefangen zu bekommen. Er berief die Bischöfe von Passau und Freysingen, und die dem Kaiser ergebenen Steyrer. Ehe sie aber versammelt waren, zog Friedrich, wahrscheinlich durch dankbare Juden von dem Vorsatz des Burggrafen unterrichtet, seine Besatzungen zusammen; griff rasch seine Feinde einzeln an; und schlug sie im Steinfeld, bei Pütten und bei Tulln aufs Haupt. Den Böhmenkönig lockte er durch das Versprechen, ihm das Land über der Donau abzutreten, auf seine Seite; die Bayern zogen sich darauf zurück, und so widerstand ihm in wenigen Monaten

nichts als Wien. Dritthalb Jahre widerstanden die Wiener im Vertrauen auf ihre festen Mauern, auf ihre Einigkeit und Tapferkeit, und in Hoffnung auf Hülfe vom Reich. Allein die uneinigen deutschen Fürsten bekriegten einander selbst, oder waren in Befestigung der angemaßten Erblichkeit ihrer Würden, und Ausbreitung ihrer Macht versunken; der in Italien beschäftigte Kaiser war in heftigem Zwiespalt mit dem Papst; und von nirgend her war mehr ein Entsatz zu hoffen. Während Friedrich die Hochzeit seiner jüngsten Schwester Gertrud mit dem Thüringer Landgrafen und nachmaligen Gegenkönig Heinrich Raspo im Juni 1239 zu Neustadt in Pracht und Ueberfluß feierte, hielt er Wien so eng eingeschlossen, daß der Metzen Korn bereits 7 Gulden (nach jetzigem Geldwerth gut 70 Gulden) kostete; die Pferde alle verzehrt waren, und Menschen vor Hunger auf den Straßen verschmachteten. Noch hielten die Wiener durch mehrere Monate standhaft aus; und erst nachdem auch Hunde und Katzen verzehrt waren, erst im folgenden Jahre 1240 ergaben sie sich. Friedrich zog nun wieder durch die wohlbekannten Thore ein als Herr, doch auch als würdiger Sohn seines Vaters. Die heldenmäßige Standhaftigkeit der Wiener gewann ihnen sein tapferes Herz, und sie, die nicht der Kraft seiner Waffen, die nur dem Hunger unterlegen waren, besiegte nun seine Güte. Er sprach nicht von Rache noch von Strafe, sondern von Versöhnung und schneller Abhülfe der Mühseligkeiten. Die Wiener wichen von

nun an bis zu seinem Tode niemand an Treue und Ergebenheit für ihn.

Kaiser Friedrich II., der nie von einer Leidenschaft, sondern immer nur von kalter Berechnung geleitet wurde, fand sich durch die Empörung der lombardischen Städte, und durch die Erbitterung des Papstes in der Nothwendigkeit, seine Partei zu verstärken; und erkor sich dazu den von ihm bisher so feindselig verfolgten Herzog von Oesterreich. In dieser Absicht ließ er ihn durch eine eigene Reichsdeputation in seine Herzogthümer wieder einsetzen; erweiterte seine Hausprivilegien durch Befreiung von jedem auswärtigen Gerichtszwang und durch den Schmuck des Kreuzes auf dem Herzoghute. Ueberdieß erklärte er sich geneigt, ihm die Königswürde zu verleihen; und seines Bruders, Heinrichs des Grausamen, Tochter Gertrud zur Gemahlinn zu nehmen. Unter dem Schein einer besonderen Gunst war es dem Kaiser mit dieser Vermählung um seinen eigenen Vortheil zu thun. Friedrich lebte auch mit seiner dritten Gemahlinn bereits zehn Jahre in kinderloser Ehe; und es war bei seiner heftigen Gemüthsart und ungeordneten Lebensweise vorherzusehen, daß ihn der Tod in jungen Jahren ereilen werde. Der erst 47 Jahr alte, sehr mäßig lebende Kaiser sah die Möglichkeit durch die Vermählung mit Gertrud Oesterreich und Steyer an sein Haus zu bringen. Friedrich hatte aber seine Nichte schon vergeben. Es ist oben berichtet worden, daß er, um sich seiner Feinde zu entledigen, dem König von Böh-

men das Land über der Donau versprochen hat; später, um sich des ihm nun lästigen Versprechens zu entledigen, bot er dem Kronprinzen Wladislaw seine Nichte Gertrud und damit die Aussicht auf das ganze Land an. Das Anerbieten ward angenommen und die, damals bindende Verlobung war bereits vor sich gegangen. Ueber diese Nachricht fing des Kaisers Freundschaft an zu erkalten, und es war keine Rede mehr von der Königswürde.

Von den Gränzen Chinas wälzte sich ein ungeheurer Schwarm **Mongolen** (auch Tartaren genannt) gegen Europa. Nachdem sie Rußland und Pohlen überschwemmt, theilten sie sich; ein unermeßliches Heer eroberte Schlesien nach tapferm Widerstand, und ergoß sich in Mähren hinein; das andre in Ungarn. Jaroslaw von Sternberg vertheidigte Ollmütz als ein Held; schlug in einem kühnen Ausfall den überraschten Feind, tödtete mit eigner Hand einen ihrer Chans, und entriß ihnen das blutrothe Hauptpanier. Betäubt flohen sie der March und Wag nach zu dem Heer in Ungarn. Bela's Gemahlinn, die griechische Maria, flüchtete mit ihrem Söhnlein Stephan und des Königs Schätzen zu Friedrich. Böhmen und Kärnthner vereinigten sich mit ihm; sie eilten nach Pesth, den Uebergang über die Donau zu verwehren. Gegen Ende des Mai 1241 erfolgte die Hauptschlacht zwischen den Ungarn und Mongolen auf der Ebene der Comitate Borsod, Zemplin und Abaujvar. Bela erlitt eine gänzliche Niederlage; Friedrich mußte nach Oesterreich zurück. Große Ver-

wirrung war auf der Flucht der Ungarn, schonungslos das Würgen der Feinde; die Leichen lagen auf zwei Tagereisen weit umher. Die Mongolen verwüsteten nun das herrliche Ungarn von einem Ende zum andern; nach ihrem Abzuge waren die ausgebrannten Kirchenthürme die einzigen Wegweiser durch die Wildniß. Noch ehe sie aus Ungarn abzogen, fielen sie in großer Anzahl in Oesterreich ein, und dehnten sich von Wien bis Neustadt aus. Eine solche Lust zu morden war in diesen Halbmenschen, daß selbst Weiber und Kinder die Gefangenen mit Pfeilen erschossen und erstachen, oder mit Knitteln erschlugen. Gegen die schönen ungrischen und deutschen Frauen und Mädchen richtete sich eine besondere Wuth der Mongolinnen; sie schnitten ihnen Nase und Zunge ab, und behielten sie als Sclavinnen, um ihrem Haße durch Mißhandlung längeren Genuß zu verschaffen. Jetzt waren die festen Mauern der Städte, und die zahlreichen Burgen des Adels, die man in neuerer Zeit nur als Raubnester zu betrachten pflegt, vielen Tausenden von Kindern und weiblichem Geschlecht, die einzige mögliche Zuflucht. Streitbare Männer, die sich noch flüchten konnten, versammelte Herzog Friedrich um sich; er hatte seines Berufes, das Land gegen jeglichen Feind zu schützen, nicht vergessen. Um sich Geld zu schaffen, nöthigte er den bis in die Inseln Dalmatiens geflüchteten König Bela, einen Theil der für den Frieden gezahlten Summe heraus zu geben. Der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen standen schon mit ihren Völkern bei

ihm; der Patriarch von Aquilea, und der Markgraf von Baden kamen ihm zu Hülfe. Klein war sein Heer gegen die Unzahl der Mongolen; aber die vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Fürsten und Herren mit den wehenden Federbüschen, auf den ebenfalls geharnischten hohen und muthigen Streitrossen jagten den Heiden solches Schrecken ein, daß sie in allgemeiner wilder Bestürzung die Flucht ergriffen. Die Bundesfürsten verfolgten sie rasch weit über die Gränzen Oesterreichs, und erschlugen oder fingen ihrer einen großen Theil. Nach dieser Niederlage war den Mongolen ein Heer Heuschrecken, das sich unter ihnen niederließ, und ihren zahlreichen Pferden die Weide verdarb, von großem Schaden und übler Vorbedeutung; und als zu gleicher Zeit ihr Oberchan plötzlich starb, kehrten sie schneller nach Asien zurück, als sie gekommen waren.

Um diese Zeit, und wahrscheinlich zum Dank für die Befreiung von den Mongolen, stifteten Wienerbürger auf dem Schottenhügel (zwischen der Währingergasse und Roßau) ein Chorfrauen-Kloster zu St. Magdalena genannt; welches bis zur erster türkischen Belagerung 1529 bestand; damals aber abgebrannt und zerstört, und nicht wieder hergestellt wurde.

Im Jahr 1243 verstieß Friedrich auch seine dritte Gemahlinn wegen Unfruchtbarkeit. Sie heirathete nach seinem Tode den Herzog Ulrich von Kärnthen, und gebar ihm noch einen Sohn und eine Tochter.

Des von Gott geliebten Ungarns unerschöpfliche Kraft und Fruchtbarkeit trat niemals wundersamer hervor, als da es nach solchem Greuel der Verwüstung binnen wenigen Jahren bevölkert und blühend wieder empor stieg. König Bela aber war damit noch nicht zufrieden; es kränkte ihn noch immer auf das bitterste, daß Friedrich den Einfall der Mongolen benutzt; und zu allem Unglück, das ihn betroffen, ihm auch noch einen großen Theil des Schatzes abgenöthiget hatte, womit die Königinn vertrauensvoll nach Oesterreich geflohen war. Er beschloß sich zu rächen, und fiel in Oesterreich ein. Am 15. Juni 1246 kam es zur Schlacht, bei welcher Friedrich der Streitbare gerade an seinem 35. Geburtstag das Leben verlor.

Die Art seines Todes ist zweifelhaft. Seine Lobredner erzählen, er habe den Sieg erfochten, den Feind aber so hitzig verfolgt, daß er allen Seinen weit voraus, und nur zwei Ritter hinter ihm waren; eines fliehenden Cumanen rückwärts abgeschossener Pfeil habe den Kopf seines Pferdes getroffen, daß es auf ihn stürzte. **Frangipani** habe nun umgewendet, und dem unter dem Pferde sich mühsam hervorarbeitenden Herzog den Speer ins Auge gestoßen; die Wunde sei tödtlich gewesen. Sein Schreiber Heinrich — erzählen sie ferners — habe der erste ihn ersehen. Da die Schlacht sich indessen weiter entfernt hatte, habe er ihn auf das Pferd gehoben, und nach Neustadt in die Kirche gebracht; wo er während der ferneren Schlacht immer noch unerkannt gelegen, bis die Sie-

ger ihn vermißten. Da habe der Streit plötzlich aufgehört, und die Ungarn sich unverfolgt mit der Flucht gerettet. — Diese Erzählung ist jedoch sehr unwahrscheinlich. Wie sollte die Schlacht noch so lange fortgewährt, sich so weit weggezogen haben, wenn der Sieg schon erfochten und Friedrich im Verfolgen des fliehenden Feindes gefallen war? Frangipani, ein römischer Patrizier und Besitzer großer Güter an den dalmatinischen Küsten, den König Bela, wegen der Hülfe, die er ihm auf seiner Flucht vor den Mongolen leistete, einen vom Himmel gefallenen Schutzgeist nennt, war ohne Zweifel in der Nähe des Königs. Wie sollte er unter den Cumanen sein, deren Sprache er nicht verstand, und die ein asiatisches, erst kurz vor dem Einfall der Mongolen in Ungarn angesiedeltes, Volk nach dem Kriegsgebrauch jener Zeit nur als Vortrab gebraucht wurden. Wie wäre es denn denkbar, daß von dem ganzen nachfolgenden österreichischen Heere Keiner den auf dem Felde liegenden Herzog erkannt haben, daß man ihn so lange gar nicht vermißt haben sollte? Der berühmte Ritter und Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, ein Augenzeuge, schreibt.« Er hatte nur eine kleine Wunde an der Wange; welch' Unheil, daß ein so vollkommener Mann den Tod davon haben konnte!« Dieses ganz unverdächtige, vielmehr für den Herzog parteiische Zeugniß, daß er nur eine kleine Wunde an der Wange hatte, macht wahrscheinlicher, was Andere berichten. Nämlich er sei von einem Ritter von Pottendorf, dessen Schwester er auch entehrt hatte,

mit dem Zaum seines Pferdes erdrosselt worden. Die Salzburger Chronik bleibt der Wahrheit am nächsten, indem sie sagt, es ist ungewiß, ob er von den Feinden oder von seinen eigenen Leuten erschlagen worden.

Der Ruhm des Sieges in der Schlacht, die bei des Herzogs Tod noch lange nicht entschieden sein konnte, gebührt dem Oberfeldherrn **Heinrich von Lichtenstein.**

Friedrich der Streitbare ward in Heiligenkreuz begraben. Mit ihm erlosch die Dynastie der Babenberger, welche 262 Jahr über Oesterreich geherrscht, und alle Geschlechter Deutschlands überglänzt hatte.

## Das Zwischenreich.

### Verschiedene Prätendenten.

Nach Friedrich des Streitbaren Tod zog der Kaiser Oesterreich und Steyer mit vollem Recht als heimgefallene Reichslehen ein, denn nach altdeutschem Rechte ging das Lehen nur von Vater auf Sohn mit Ausschließung aller Seitenverwandten und des weiblichen Geschlechtes. Es war eine unerhörte Begünstigung, als Friedrich I. dem Heinrich Jasomirgott das Privilegium verlieh, daß die Herzoge von Oesterreich, wenn sie ohne männliche Erben stürben, die Länder auf ihre älteste Tochter bringen, oder auch durch Vermächtniß darüber verfügen können. Allein auch dieses Privilegium hatte hier keine Anwendung; denn nach Friedrich war weder eine Tochter noch ein

Vermächtniß vorhanden. Der Kaiser sandte also den Grafen von Eberstein als Reichsverweser und erhob Wien abermals 1247 zur freien Reichsstadt.

Demungeachtet, so wie später Maria Theresia, von eben den Mächten, die ihr Erbrecht in der pragmatischen Sanction anerkannt hatten, unter scheinbaren oder ganz grundlosen Ansprüchen angefallen wurde, standen auch hier von allen Seiten Prätendenten auf. Der **König von Böhmen** machte Anspruch auf Oesterreich, weil sein ältester Sohn **Wladislaw** mit Gertrud, der Tochter Heinrichs des Grausamen und Nichte Friedrichs vermählt war. **Bela**, König von Ungarn, fiel in Steyer ein, weil er es haben wollte. **Ulrich** Herzog von Kärnthen machte andrerseits Anspruch darauf, weil es einst zu Kärnthen gehört hatte. Obschon der böhmische Kronprinz Wladislaw im Jänner 1247 gestorben war, überzog der König sein Vater, doch das linke Donauufer mit Kriegsvolk. **Gertrud** die Witwe seines Kronprinzen, auf ihren Ansprüchen beharrend, setzte sich in Mödling fest; und vermählte sich mit **Hermann von Baden**, der den Titel eines Herzogs von Oesterreich und Steyer annahm. Als auch dieser 1250 gestorben war, führte sein damals zweijähriger Sohn den Titel noch durch zehn Jahre fort. Es war dieß der unglückliche **Friedrich von Baden**, der mit Conradin von Schwaben, von einem Frangipani verrathen, zu Neapel enthauptet wurde. **Margaretha**, die älteste und liebste Tochter Leopolds des Glorreichen, war ihrem unwürdigen Gemahl, dem ent-

setzten römischen König Heinrich, in Apuliens ferne und unbekannte Kerker gefolgt. Dort sah sie Jahre lang ihn und ihre jungen Söhne dahin schmachten und endlich sterben; nicht ohne Verdacht, daß des Kaisers natürliche Söhne Enzio und Manfred ihren Tod befördert haben. Sie floh nun das wälsche Land, wo sie so viel gelitten. Diese Frau, einst die schönste Prinzessinn in Deutschland, gekrönte römische Königinn, also ungezweifelt künftige Kaiserinn; Mutter zweier Söhne, deren Einer wohl auch die Kaiserkrone getragen haben würde; — diese einst so hoch gestellte Frau war nun so tief gebeugt, daß sie keinen anderen Wunsch hatte, als, ungestört von der Welt, in dem Kloster der Dominicanerinnen zu Trier ihrem Schmerze nachhängen zu können. Nicht einmal dieses war ihr vergönnt. Papst Innocenz IV. blieb der unversöhnliche Feind des Kaisers, obgleich dieser einen glorreichen Kreuzzug nach Palästina unternommen hatte. Er wollte ihm den Zuwachs seiner Macht durch die eingezogenen Herzogthümer Oesterreich und Steyer durchaus entreißen; und erklärte sich für die Meinung, daß, da der letzte Herzog keine Nachkommen hinterlassen, die Töchter des Vorletzten Anspruch auf die Nachfolge haben. Er forderte also die älteste, Margaretha, aus dem Kloster zu Trier, wo sie kein Gelübde abgelegt hatte, nach Wien, wohin er auch den Probsten zu Speier als Legaten gesandt hatte. Der Graf von Eberstein ließ Magarethen nicht in die Stadt, und sie nahm ihren Sitz in Hainburg, wo sie still lebte, und nur

manchmal den herzoglichen Meierhof und Garten zu Erdberg besuchte. Demungeachtet fand sie bald Anhang; es wurde in sie gedrungen, sich wieder zu vermählen; man schlug ihr einen Grafen von Holland und einen Prinzen von Meißen vor; sie konnte sich aber nicht entschließen. Ihre Nichte Gertrud dagegen, schon zweimal Witwe, um ihre Partei zu verstärken, heirathete zum dritten Mal einen russischen Fürsten Roman; der aber sie heimlich verließ und nie wiederkehrte. Worauf sie zum großen Unglück des Landes den König Bela um Schutz anrief. Constanze, Markgräfinn von Meißen endlich, Friedrichs jüngere Schwester, gewann ebenfalls für ihren Sohn bedeutende Stimmen.

So stritten denn die Parteien der drei Frauen gegen einander, während fremde Kriegsvölker das Land von allen Seiten verheerten; und der von Gertruden herbeigerufene König Bela aus altem Haß und aus Rache für die bei Friedrichs Tod von Heinrich von Lichtenstein erlittene Niederlage mit mongolischer Grausamkeit bis an die Thore von Wien streifte; 1500 Männer, Weiber und Kinder verbrannte er z. B. sammt der Kirche zu Mödling, wohin sie sich geflüchtet hatten. Von dem in Italien gegen vielerlei Feinde mit ungebrochnem Muthe kämpfenden Kaiser kam keine Hülfe. Der Graf von Eberstein und einige Edelherrn und Wienerbürger begaben sich zu ihm, des Willens, ihm die dringende Nothwendigkeit vorzustellen, daß er entweder ein ansehnliches Kriegsheer nach Oesterreich sende, oder

einen neuen Herzog ernenne. Allein dem Papst zu Liebe fing der Erzbischof von Salzburg die Einen auf, den Andern verlegten die Lombarden den Weg; der Graf von Eberstein kam nicht wieder. Von des Kaisers Sohn, dem römischen König Conrad IV., war noch weniger zu erwarten; er konnte sich kaum im Reiche erhalten. Er hatte zwar seinem Gegenkönig Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen, eine solche Niederlage beigebracht, daß diesen der Gram darüber verzehrte; allein nun hatte man den Grafen Wilhelm von Holland, einen tapfern aber unbesonnenen Jüngling, als Gegenkönig gewählt. Als vollends Friedrich II. zu Fiorentino in Apulien 1250 gestorben war, zerfiel das deutsche Reich ganz in Parteien. Bald dachte Jeder nur für sich; von den Herzogen und Markgrafen an bis zu dem kleinsten Dienstmann herab bestrebten alle Vasallen sich nur, ihr Lehensgut in Erbeigenthum zu verwandeln, und so viel an sich zu reißen als sie vermochten. Das Faustrecht herrschte allgewaltig; es war ein Krieg Aller gegen Alle; kein Gesetz und kein Recht mehr, weder Sicherheit des Eigenthums noch des Lebens. In Oesterreich, wohin sich dieser heillose Zustand auch verbreitet hatte, kamen noch die Schrecken feindlicher Verheerungen hinzu. Auf einem zu Triebensee gehaltenen Landtag vereinigte man sich endlich mit der Meinung des Papstes; und da Margaretha sowohl die Regierung als eine Vermählung ausschlug, beschloß man, den Sohn der nächst folgenden Schwester Friedrichs Constantia von Meißen

als Herzog zu postuliren, obgleich das noch ein Kind war. Viele, die andrer Meinung waren, gaben nach, um nur einmal dem herrenlosen Zustand und dem wilden Streite der Parteien ein Ende zu machen.

## Przemyßl Ottokar.

Heinrich von Lichtenstein, Friedrich der Schenk von Hausbach, die Aebte von den Schotten und von Klosterneuburg wurden als Deputirte nach Meißen gesandt. Wie sie in Prag angekommen waren, hielt sie König Wenzel von ihrer weiteren Reise zurück, indem er ihnen seinen nunmehr einzigen Sohn und Thronfolger Przemyßl Ottokar zum Herzog vorschlug. Er stellte ihnen vor, um wie viel besser sie mit einem tapfern Prinzen, dem die Macht Böhmens zur Seite stände, als mit einem willenlosen Kinde aus einem schwachen und entfernten Hause fahren würden. Er fügte goldene Versprechungen und freigebige Geschenke, im Fall der Weigerung schwere Drohungen hinzu. Ottokar machte sich anheischig, Margarethen die Hand zu reichen, und hiedurch Böhmen und Oesterreich desto sicherer und fester zu vereinigen. Die Deputirten kehrten um; der böhmische Kronprinz mit einem ansehnlichen Heere begleitete sie. In Wien angekommen, vertheilte Ottokar mit königlicher Freigebigkeit Geschenke; bewilligte, was man verlangte, versprach noch mehr. Man war überrascht, Böhmen hatte bereits Anhang in Oesterreich, Ottokars Per-

sönlichkeit und Benehmen gewann neue Freunde; auf Andere wirkten die Drohungen Wenzels; Alle sahen ein Ende der Leiden des Landes, wenn Margaretha einwilligte. Halb gezwungen, halb dem Lande zu Lieb', entschloß sich die unglückliche Frau zu einer Ehe, von der sie nichts als trübe Stunden erwarten konnte; denn sie war 47 Jahr alt, und Ottokar, einer der schönsten Männer, 22 Jahr. Die Wiener in der frohen Hoffnung, daß sie nun bald wieder mit Sicherheit aus ihren Thoren gehen, und daß wieder diejenigen ernten werden, die gesäet haben; verzichteten ohne Anstand auf den zweifelhaften Vorzug, eine freie Reichsstadt zu sein. So ward Ottokar zum Herzog von Oesterreich und Steyer ausgerufen; zwar eben nicht auf gewaltsame, aber doch auch nicht auf ganz rechtmäßige Weise. Er war der Zweideutigkeit seines Rechtes sich wohl selbst bewußt, denn er zeigte sich wie alle Usurpatoren, die es noch nicht an der Zeit finden, als Tirannen aufzutreten, zu Anfang seiner Regierung ungemein nachgiebig, freigebig und gütig. Bela hauste noch in Oesterreich; auf Vermittlung des Papstes wurde Frieden geschlossen; Ottokar gab Steyer hin, Bela übernahm dagegen, Gertruden zu befriedigen.

Der Himmel schien der neuen Regierung nicht geneigt; von 1252 bis 1276, also von ihrem Anfang bis zum Ende, litt Stadt und Land durch Mißwachs, Theurung, Ueberschwemmungen und besonders Wien durch häufige, verheerende Feuersbrünste. Alle diese unglücklichen Ereignisse kann eine ge-

drängte Geschichte nicht einzeln aufzählen, sondern muß das der Chronik überlassen. Die Feuersbrunst vom Jahr 1258 jedoch wird dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie die Hälfte der Häuser der Stadt, die Stephanskirche, das Deutschordenshaus, Kirche und Hospital des Johanniter-Ordens, Kirche und Kloster bei St. Jacob und bei den Dominicanern verwüstete, und daß alle diese Gebäude durch die Freigebigkeit der reichen Wienerbürger und Ottokars binnen zwei Jahren wieder hergestellt waren. Ottokar insbesondere stellte die Stephanskirche und die bei einer späteren Feuersbrunst 1262 sehr beschädigte Burg wieder her, vollendete die Ringmauer um die Stadt, gab der Stadt einen Wald frei, um Bauholz zu schlagen, und befreite sie auf fünf Jahre von aller Steuer.

Gerard, Pfarrer bei St. Stephan, zugleich Pfarrer zu Gars, Domherr zu Passau und Kaplan Gregors X., baute den **Klagbaum** und eine Capelle zu St. Job; und stiftete da einen Priester und Pfründen für Arme, die mit dem Aussatz behaftet waren. Sie trugen sammt den Vorgesetzten Meister und Meisterinn ein rothes Kreuz auf dem Mantel, beteten die geistlichen Tagzeiten, und hatten zur obersten Aufsicht einen Vogt aus der Bürgergemeinde.

Eben dieser Pfarrer Gerard ist auch als der Stifter des Prämonstratenser Nonnenklosters zur **Himmelspforte** zu betrachten. Schon zwischen den Jahren 1230 und 1240 hatte sich Constantia, Ottokars Stief-Großmutter und verwitibte Königinn

von Böhmen nach Wien gezogen; und hier in jener wilden und stürmischen Zeit mit mehreren frommen Frauen ein einsames, der Andacht gewidmetes Leben geführt. Nach ihrem Tode ließ sie diesen Frauen ein ansehnliches Vermächtniß, und sie führten dieselbe Lebensweise fort. Der Pfarrer Gerard schenkte ihnen sein Haus und seine Weingärten mit dem Beding, daß sie unter Clausur und nach der Regel des heiligen Augustin leben sollten. Der reiche Wienerbürger Albert Pippinger schenkte ihnen einen an das Kloster stoßenden großen Bauplatz 1272. Bald darauf stiftete der Abt zu Heiligenkreuz und der reiche Bürger Paltram Vazo das Kloster der Cisterzienserinnen zu St. Niklas in der Singerstraße. Es stand neben dem Fähndrichhof bis in die Grünangergasse.

Im Jahr 1260 waren die Steyrer der harten Regierung König Bela's müde geworden; griffen durch das ganze Land zugleich zu den Waffen, und mordeten oder verjagten binnen eilf Tagen alle Ungarn. Nur die Besatzung von Pettau hielt sich. Ottokar, der Steyer ungern abgetreten, und sich von dort den Weg nach Krain, und wenn sein Oheim, der kinderlose Herzog von Kärnthen die Augen zudrückte, auch dahin offen halten wollte, hatte diesen Aufstand, wenn nicht angezettelt, doch thätig unterstützt. Die Ungarn fielen darüber mit Mord und Brand in Oesterreich und Mähren ein, was ihm eine willkommne Veranlassung war, die Waffen öffentlich zu ergreifen. Beim Einfluß der March

in die Donau standen die Heere Bela's und Ottokars einander in vorher nie gesehener Anzahl lange gegenüber; keines wagte den gefährlichen Uebergang über den Fluß. In dem österreichischen Lager fing es an, an Lebensmitteln zu mangeln. Da schickten die Wiener, eben so verständig als löblich, Rinder, und Brot und Wein und Pferdefutter, mit der Botschaft, sie würden es den tapfern Kriegern niemals daran fehlen lassen. Nun forderte Ottokar durch den grauen Helden **Meissau** den König Bela auf, über die Donau herüber zu kommen, oder ihn ungestört hinüber zu lassen, um dem Streit ein Ende zu machen. Bela wählte das erstere, verlangte aber vier Tage Stillstand, und die Deutschen sollten sich zurückziehen, damit die Ungarn über die March setzen und sich zum Streite aufstellen könnten. **Ottokar** führte sein Heer zurück; der Kärnthnerherzog und die Steyrer machten den Nachtrab. Die Ungarn waren kaum über den Fluß, als sie noch immer in alter morgenländischer Weise, und völlig fremd dem ritterlichen Worthalten, verrätherisch den Nachtrab anfielen. Allein »die Steyrer stritten, — sagt die Chronik — wie der Hagel auf dürre Zweige schlägt, die Kärnthner meinten es auch ernstlich und nahmen einen starken Zoll von Bela's Kriegsgefolge; ihr Herzog **Ulrich** und sein Bruder **Philipp** thaten sehr geschwinde Schläge.« Die Oesterreicher waren bald zur Hand, die Mährer, Brandenburger kehrten um; endlich kamen auch die Böhmen, die Ottokar gewöhnlich als Reserv bei sich behielt, wieder auf das

Schlachtfeld. Die Ungarn flohen über die March, 14000 ertranken in dem Gedränge der Flucht; Ottokar setzte nach bis Preßburg; Bela bat um Frieden, und trat ihm Steyer feierlich ab.

Ottokar fing nun an übermüthig zu werden. Von den gefangenen Ungarn hörte er die Schönheit **Kunigundens** rühmen, einer Enkelinn Bela's von seiner an den Herzog von **Bosnien** verheiratheten Tochter **Anna**. Er glaubte nichts mehr schonen zu müssen, verstieß **Margarethen** und vermählte sich mit **Kunigunden**, einer Prinzessinn von allerdings blühender, aber auch glühender Schönheit, die in der Folge sein ganzes Glück verbrannte. Er hatte zum Andenken seines letzten Sieges über die Ungarn auf dem Schlachtfelde die Feste **Marcheck** erbaut; und machte daraus, so wie aus Hainburg, Hradisch, Zittau, Eger, Budweis starke Waffenplätze an den Gränzen. Vorzüglich befestigte er Wiens Mauern und ließ vom Jahr 1261 bis zu Ende seiner Regierung daran arbeiten. Zum Angedenken seiner Siege über die heidnischen Preußen baute er **Königsberg**, und **Brunsberg**; dem er den Namen von seinem Freund und Statthalter zu Wien, **Bruno Bischof von Ollmütz** gab. Ueberhaupt beherrschte er seine slavischen Provinzen durch deutsche und die deutschen durch slavische Statthalter. Dieser Beweis von Mißtrauen war der erste Grund zur Unzufriedenheit mit einem Fürsten, den man bis dahin nicht genug rühmen zu können geglaubt hatte. Wir wissen, daß schon Leopold der Glorreiche ansehnliche Besitzun-

gen in Krain hatte, Ottokar wollte es ganz haben. Ulrich von Lichtenstein, der Frauen Ritter und Minnesänger, war auch ein Kriegesheld, er eroberte ihm Krain. Zu Befestigung des Friedens mit den Ungarn ward Bela's zweiter Sohn, auch Bela genannt, mit der Tochter des Markgrafen von Brandenburg, einer Nichte Ottokars vermählt, und die Hochzeit in Wien gefeiert. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich sein Uebermuth; Fürsten und Herrn wurden aus ganz Deutschland, selbst aus dem tiefsten Pohlen zur Hochzeit geladen. An Lebensmitteln ließ er viermal so viel als nothwendig war, aus Oesterreich, Steyer und Mähren herbei schaffen. Jeder konnte nehmen, was er wollte, und noch war es eine ungeheure Menge, die zu Grunde ging, weil sie Niemand mehr verzehren konnte. Zu Ausschmückung der Gastzimmer kaufte er um 400,000 Gulden Sammt, Scharlach, und die kostbarsten Zeuge und Teppiche. »Kein Kaiser und kein König hatte etwas, der Pracht beim Einzuge der Braut in Wien Vergleichbares.« Ottokar mit dem Kern des kriegerischen Adels aller seiner Länder im glänzendsten Waffenschmuck ritt ihr entgegen, und begleitete sie am Wagenschlag. Der Zulauf ging in die Hunderttausende; und Meilenweit wurde auf Feldern und Wiesen Alles zertreten. Die Braut glänzte wie eine zweite Sonne; ihr Kopfputz allein übertraf an Werth eine Königskrone; ihr Purpurkleid, ihr Mantel strotzten von Gold und Perlen; schwarzbrauner Zobel ränderte sich um den lilienweißen Hals und Nacken. Von

Fischamend her erhob sich eine ungeheure Staubwolke; es war König Bela mit seinen Söhnen, seinen Unterkönigen, Herzogen, unzähligen Edlen, alle auf muthigen Schimmeln, und mit orientalischer Pracht, die deutsche fast übertreffend. In einem königlich gezierten Kirchenzelt an der ungrischen Straße ging die Trauung vor sich. Dieses heroische Prachtfest hatte einen unangenehmen komischen Ausgang. Die Ungarn saßen noch bei Tisch, als die Deutschen ihr Lieblingsspiel des Lanzenbrechens anfingen. Wie die Ungarn sie ganz geharnischt mit langen Speeren hinausreiten sahen, hielten sie das für Ueberfall; schrien Verrath! und flogen auf ihren schnellen Rossen sammt der Braut auf und davon. Ottokar sendete den reichen Brautschatz und die Aufklärung des Mißverständnisses nach.

Es war vorzüglich der steyrische Adel, der sich durch slavische Statthalter gekränkt äußerte. Ottokar, anstatt hier nachzugeben, glaubte seine Herrschaft zu befestigen, indem er die Großen auf alle Art erniedrigte, und gemeine Leute erhob, er erbitterte aber damit nur die unzufriedenen Gemüther. Er bemerkte das wohl; er war von seinem Rechte auf den Nachlaß der Babenberger selbst nicht überzeugt; in den Rechten und Freiheiten der deutschen Länder sah er jetzt nur ungeduldig eine Last, die er je eher, je lieber abwerfen müsse, obschon er sein Fürstenwort gegeben, sie aufrecht zu erhalten. Mit der verlorenen Liebe, mit dem verschwundenen Zutrauen war die feste Haltung eines guten Regenten

dahin. Einerseits stiftete er Klöster, andrerseits fragte er Wahrsagerinnen um Rath und ließ sich von Sterndeutern lenken; und lieh, was das Uebelste war, Angebern ein williges Ohr. Hinterlistig bemächtigte er sich der vornehmsten Steyrer Herrn, Heinrichs von **Wildon**, Bernards und Heinrichs von **Pfannberg**, des hochverdienten **Ulrichs** von Lichtenstein, Wülfings von Stubenberg und anderer, und warf sie ohne Gehör, ohne Urtheil und Recht in den Kerker. Die Angehörigen der Gefangenen mußten zur Lösung ihre wichtigsten Burgen übergeben, die theils vom Könige besetzt, theils wie die Stammburg Lichtenstein bei Murau zerstört wurden.

Margaretha war in einem Kloster zu Krems am 29. October 1267 gestorben. In ihren letzten Tagen zog **Friedrich von Baden**, der Sohn ihrer Nichte Gertrud, den man in seiner Kindheit Herzog von Oesterreich nannte, jetzt neunzehnjährig, als treuer Freund mit dem sechzehnjährigen **Conradin**, dem letzten Stauffen, um dessen Erbkönigreiche dem Usurpator Carl von Anjou zu entreißen. Sie waren Sieger bis Rom; sie siegten auch noch in der letzten Schlacht; verloren den Sieg aber durch allzu hitzige Verfolgung; mußten fliehen, wurden verrathen und gefangen. Am 29. October 1268 fielen die Häupter beider Heldenjünglinge auf dem Blutgerüst zu Neapel. Es ging die Rede, daß Ottokar diesen entsetzlichen Ausgang insgeheim bewirkt habe. Er erwartete, daß man ihm die Kaiserkrone anbieten werde; **Conradin** allein konnte ihm im Wege stehen, dar-

um, so glaubte man, mußte er dahin. Er haßte Friedrichen wegen seiner Ansprüche auf Oesterreich, und so schwach diese Ansprüche auch waren, haßte er darum doch auch dessen Mutter, die vielfach unglückliche Gertrud. In seinem Bewußtseyn lag wohl der Grund seines Argwohns, daß sie Meuterei gegen ihn anzettle; er trieb sie aus dem Lande ihrer Väter; sie starb in einem Kloster zu Meißen. Argwohn nagt unaufhörlich an den Herzen der Tirannen; Ottokar wandte ihn nun gegen **Seyfried von Mährenberg**, Gertrudens getreuesten Dienstmann. Er ließ ihn treulos beim Essen fangen, in den schlechtesten Kerker werfen, in zentnerschwere Ketten schlagen. Die Tochter opferte das Kleinod ihrer Ehre um den Vater zu retten; Ottokor betrog sie darum. Er ließ ihn grausam foltern, um die Anzeige der Verschwornen in Steyer und Krain von ihm zu erzwingen; Seyfried beharrte standhaft darauf, er könne Unschuldige nicht angeben. In der zweiten Nacht verschied er unter der Qual. Die Tochter ward wahnsinnig; des Mährenbergers schwere Ketten und sein Gerippe werden noch in Gratz aufbewahrt.

**Ulrich, Herzog von Kärnthen**, und Herr der Portenau war 1269 kinderlos gestorben; Ottokar nahm die Lande als Erbeigenthum in Besitz, obschon sie unmittelbare Reichslehen waren, denn das deutsche Reich bestand nur mehr dem Namen nach. Durch 21 Jahre seit Friedrichs II. Hinscheiden hielt keines Kaisers Macht mehr das öffentliche Wesen zusammen. **Conrad IV.** hatte gleich nach des Vaters

Tod sich in sein Erbreich Sicilien zurück gezogen, wo er 1254 gestorben war; der junge **Wilhelm von Holland** war 1256 bei einem unbesonnenen Feldzug gegen die Friesen im Morast erstickt. Nun bot der schwächere Theil seine Stimmen für Geld aus; die Mächtigeren suchten einen Mann ohne alle eigene Macht, um ungehindert um sich greifen, und ihrem Willen als einzigem Gesetze ungestraft folgen zu können. So entstand eine zwiespältige Wahl; **Alphons von Castilien** hatte von Jenen den Titel eines Königs von Deutschland gekauft; diese wählten **Richard von Cornwallis**. Der Spanier war mit dem Titel zufrieden, und setzte nie einen Fuß in das Reich; **Richard** reiste auf Ritterzehrung im Land umher, und bezahlte Gastmahl und Bankett mit Lehensbriefen und Privilegien, die er oft über die nämliche Sache Dreien zugleich ertheilte.

Ungarns König Bela war 1270 gestorben, sein feindselig gesinnter Sohn **Stephan IV.** fand in Ottokars Besitznahme von Kärnthen einen Vorwand, in Oesterreich einzufallen. Er verwüstete mit wilder Grausamkeit das flache Land zwischen Neustadt und Wien, erschlug Greise, Säuglinge und Priester, trieb von den Uebrigen bei 16,000 in die Sclaverei. Ottokar dagegen verwüstete Ungarn bis gegen Gran. Im Juli 1271 ward zu Prag Frieden geschlossen; der König hatte sich Genugthuung für seine Person dabei bedungen; das arme Land konnte nur seinen Ehrgeiz verwünschen.

Ottokar war nun auf dem Gipfel seiner Macht;

seit der Verstoßung Margarethens war jedoch sein hoher Muth täglich mehr in Hochmuth und Uebermuth ausgeartet. Er konnte keinen Widerspruch und Widerstand vertragen, nichts vergeben, sich nichts versagen, ward endlich ganz ein Tirann. Allein, Hochmuth kommt vor dem Fall, und Uebermuth straft sich selbst. Die schöne Königinn **Kunegunde** gab ihm zwar Erben, aber sonst wenig Freude; sie suchte es gar nicht zu verbergen, daß er mit all seiner Herrlichkeit nur der Sclave ihrer Reize, und nicht der Mann ihrer Liebe war. Er hatte einem Fräulein von **Rosenberg** Gewalt angethan; aus eben diesem mächtigen Hause entstand ein Rächer, der ihm das Leben verbitterte, und seinen Untergang herbei führte. **Zawisch von Rosenberg** war es, ein Jüngling, dessen Schönheit, Tapferkeit und schmelzende Lieder ein Geschichtschreiber in ganz poetischen Ausdrücken rühmt. Es ist nicht zu wundern, daß er das Herz der glühenden Königinn gewann, und endlich Alles, was sie zu vergeben hatte.

Im Jahr 1271 starb **Richard von Cornwall**, und die geistlichen Kurfürsten betrieben eifrig eine neue Wahl. Da dem Räuber nicht einmal sein Raub mehr sicher blieb, waren auch die weltlichen Fürsten ihrer Schattenkaiser überdrüßig, und weil sie der irrigen Meinung waren, daß nur Macht herrschen, zwingen und zähmen könne, richteten sie ihre Augen auf **Ottokar**. Entweder, weil er gebeten seyn wollte, oder weil der einseitige Antrag seinem Stolze nicht genügte, oder weil er wirklich das kaiserliche

Ansehen bereits zu tief gesunken fand, wies er den Antrag mit Uebermuth von sich. Die geistlichen Kurfürsten hingegen erkannten schon in jener Zeit, daß das Heil der Welt nur bei der Herrschaft des Rechtes über die Gewalt bestehen könne, und alle physische Kraft den Gesetzen untergeordnet bleiben müsse.

## Rudolph von Habsburg.

Rudolph Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß, ritt einst auf die Jagd; im Wald begegnete er einem, mit der letzten Wegzehrung zum Kranken eilenden Priester. Der Wildbach, über den dieser mußte, war angeschwollen und nur mit Gefahr und großem Ungemach konnte man darüber. Der Graf stieg ab, und überließ sein Roß dem Priester: »Behaltet es, — setzte er hinzu — ich mache es der Kirche zum Geschenk, ich halte mich nicht würdig, es ferner zu besteigen.« Ein Beweis von Demuth und von Gottesfurcht, der zu einer Zeit, wo wilde Gewalt Priester und Kirchen verachtete, eine ganz außerordentliche Erscheinung war. Eben dieser Priester kam bald darauf als Caplan zu dem Kurfürsten von Mainz; und erzählte, was ihm mit dem Grafen begegnet war. Das bestimmte den Kurfürsten, sich auf seiner Reise nach Italien den gottesfürchtigen Grafen zum schützenden Geleitsmann zu erwählen. Jetzt, da er ihn täglich handeln sah und sprechen hörte, lernte er in Rudolph den Mann erkennen, dessen das verwaiste und verwilderte Deutschland bedurfte.

Am 1. October 1273 ward auf den Vorschlag des Erzbischofs von Mainz, als ersten Kurfürsten des Reichs, Rudolph Graf von Habsburg zum Kaiser gewählt, weil er (wie der Kurfürst von Kölln sagte) gerecht und weise, muthig und bei Gott und Menschen beliebt war.«

Dieß ist der ganz eigene Ursprung der Herrlichkeit des Hauses Habsburg. Ohne jenen armen Priester im Walde, ohne Rudolphs gottesfürchtige Demuth würde nicht Er und siebenzehn seiner Nachkommen auf dem höchsten Thron der Christenheit durch beinahe vier Jahrhunderte geglänzt haben; bis die alte Zwietracht der Deutschen ihrem tausendjährigen Reiche selbst ein Ende machte. Der Segen jener Stunde waltet noch über diesem Haus, und aus allem Unglück sah man es immer nur herrlicher hervortreten.

Rudolph war groß und schlank, von ungemeiner Gewandtheit und Stärke; seine blauen Augen voll Feuer. Im Sprechen war sein sonst sehr ernsthaftes Angesicht von einnehmender Freundlichkeit. Als Graf und als Kaiser, im häuslichen Leben und in den größten Geschäften war er immer ruhig und heiter. Gewöhnlich trug er einen schlichten blauen oder grauen Rock; bei der feierlichen Zusammenkunft mit dem Papste kostete seine Kleidung 18,000 Gulden. Er verschmähte nicht, als Kaiser seine alten Freunde, die Bürger von Zürch und Basel zu besuchen; und wußte wieder, wenn es Noth that, die höchste Majestät zu behaupten. Er war am 1. Mai

1218 auf dem Schlosse Limburg in Elsaß geboren, und Kaiser Friedrich II. sein Taufpathe; an dessen Hofe er auch seine Jugend, manchmal in wild auflodernden Feuer, aber unverbrüchlich in Treue und Wahrheit verlebte. Anstatt dem Beispiel seiner raubsüchtigen Nachbarn zu folgen, ehrte er den empfangenen Ritterschlag, und ward der Beschützer der Schwachen wider Unrecht und Gewalt. Deutschland war eine einzige große Räuberhöhle geworden, als er 55 Jahr alt den Thron bestieg. Durch seine Kriegskunst und Tapferkeit, durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er bald an einem, bald am anderen Ende Deutschlandes die Landfriedenbrecher überfiel, mit unerbittlicher Strenge sie bestrafte, Hunderte ihrer Raubnester zerbrach; brachte er es in wenig Jahren dahin, daß der Kaufmann und der Pilger keines Geleites mehr bedurfte, um durch finstere Wälder, und an trotzigen Burgen vorüber ohne Gefahr zu ziehen.

Der Grimm, in welchen Ottokar entbrannte, als er Rudolphs Wahl vernahm, offenbarte, wie zuversichtlich er erwartet, daß man ihm die Kaiserkrone zu Füßen legen werde, und wie sehnlich er es gewünscht hatte. Seine Kunegunde verlachte ihn höhnisch. Er tobte in Wuth, und indem er voraus sah, daß Rudolph die babenbergischen Herzogthümer und Kärnthen als Reichslehen ihm abfordern werde, suchte er Schrecken unter dem ihm abgeneigten Adel dieser Länder zu verbreiten, und verwarf Summen Goldes, um sich Freunde zu gewinnen.

Er bewirkte aber nichts damit, als daß bei der Krönung am 31. October das Reichskleinod, der Zepter fehlte, und Einige darauf antrugen, die Krönung aufzuschieben. Rudolph aber erhob ein Crucifix mit den Worten: »Sehet hier das Zeichen dessen, der sein Blut für uns Alle und der Welt den Frieden gab! Es sei mir der trefflichste Zepter gegen alle mir und dem Reich Widerspenstige!« Worauf Unterwerfung und Krönung ohne Anstand vor sich gingen.

Rudolphs angelegentlichste Sorge war, Ruhe und Ordnung in Deutschland herzustellen; erst im folgenden Jahr forderte er Ottokarn auf den Reichstag zu Nürnberg vor; und da er nicht erschien, später wieder auf den Hoftag zu Würzburg. Auch dahin kam er nicht, und ward endlich nach Augsburg vorgefordert. Da erschien ein böhmischer Gesandter; aber nur zu offnem Trotz. Nun schickte der Kaiser den Burggrafen von Nürnberg an Ottokar: »Da er auf dreimalige Vorladung zu erscheinen geweigert hat, sei er seiner Reichsämter verlustig; Oesterreich, Steyer und Kärnthen, Krain und Portenau soll er abtreten.« So lautete die kaiserliche Botschaft. Ottokar erwiederte, er werde seine Rechte und Länder behaupten, und wer sie ihm nehmen wolle, dem soll es sauer werden. Rudolph zögerte nicht, ein Kriegsheer zu sammeln, und führte es gegen die böhmische Gränze hin; dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol, dessen Tochter Elisabeth mit Albrecht, Rudolphs Erstgebornem ver-

wählt war, trug er auf, durch Kärnthen nach Steyer zu ziehen. Ottokar sammelte seine Heerschaaren bei Töpel und erwartete von ihrer Anzahl und vorsichtig angeordneten Stellung so gewiß, das kaiserliche Heer in den böhmischen Wäldern aufzureiben, daß er sich unbesorgt den Vergnügungen der Jagd und des Banketts überließ. Der ihm an Feldherrntalent überlegene Rudolph aber hatte rasch und unbemerkt sich nach Bayern gewendet, und das Donauthal gewonnen, längst welchem er die Richtung nach Wien verfolgte. Mit jeden Tag wurde sein Heer durch Edle und Freie, die dem Böhmenkönig abschworen, verstärkt. Zu spät eilte Ottokar nach Oberösterreich herüber und am linken Donauufer herab; er war noch in Drosendorf, als Rudolph am 18. October 1276 schon im Angesicht von Wien stand. Nachdem der Kaiser Klosterneuburg durch Ueberfall gewonnen, belagerte er Wien. Ottokars Statthalter **Bruno, Bischof von Ollmütz** und der ihm sehr ergebene Bürgermeister **Paltram** (ein Verwandter des Stiftes der Eisterzienserinnen zu St. Niklas) vertheidigten es mannhaft. Jedoch von einer Seite hatte Graf **Meinhard** schnell alle inneren Lande unterworfen, und beinahe der ganze Adel von Kärnthen und Steyer sich an ihn angeschlossen; von der anderen Seite vereinigte sich ein Heer von Ungarn und Cumanen unter König **Ladislaw** mit Rudolph vor der Stadt. Als nun noch der Kaiser den Wienern drohte, ihre Weingärten und Landhäuser zu verwüsten, da drangen sie stürmisch in den Bürgermeister,

die Stadt zu übergeben; denn fast alle gegenwärtigen Vorstädte waren damals den Bürgern gehörige, sorgfältig gepflegte, Weingärten mit niedlichen, wohl auch kostspieligen Landhäusern. Der Pöbel rottete sich zusammen, warf dem Bürgermeister die Fenster ein, bedrohte ihn und seine Familie mit dem grausamsten Tod, wenn er nicht ihrer Plage und Angst ein Ende machte. Paltram war würdig, ein Bürgermeister von Wien zu sein; er kannte nicht Furcht noch Eigennutz; legte den vorzüglichen Schreiern strenge Zügel an, und fuhr standhaft fort, die ihm anvertraute Stadt zu vertheidigen. Der Bischof von Ollmütz schickte geheime Botschaft an Ottokar, und erhielt von ihm, den der Wankelmuth des Glückes, der Abfall so vieler Vasallen niedergeschlagen, und Rudolphs angewachsene Macht in Besorgniß gesetzt hatte, volle Macht, Frieden zu schließen. Dieser kam bald zu Stande. Ottokar entsagte allem Anspruch auf die Länder, die, wie er selbst wohl wußte, ungezweifelt heimgefallene Reichslehen waren; der Kaiser tilgte die gegen Ottokar und seine Freunde ausgesprochene Acht und Bann, und belehnte ihn mit Böhmen, Mähren und allem übrigen Besitzthum seiner Vorfahren. Des Kaisers dritter Sohn Rudolph II. wurde mit Ottokars Tochter Agnes, und der böhmische Kronprinz Wenzel mit des Kaisers Tochter Jutta vermählt. Daß bei der feierlichen Belehnung, als Ottokar vor dem Kaiser kniete, die Wände des Zeltes gefallen, um den stolzen König dem Spott der Menge preiszuge-

den, ist ein dem Charakter Rudolphs völlig widerstreitendes, offenbar erdichtetes Mährchen. Daß die Rosenberge aus Haß diesen Auftritt veranlaßt, ist nur eine sehr verständige Erfindung unseres bewunderten Dichters.

Als Rudolph seinen feierlichen Einzug in die Stadt Wien gehalten hatte, bestätigte er ihr die alten Rechte und Freiheiten, und nahm den Bürgermeister Paltram, so wie alle Uebrigen, die treu an Ottokar gehalten hatten, zu Gnaden auf. Zu den großen Kosten des Kriegszuges mußten die Wiener einen Beitrag zahlen, der jedoch nicht sehr groß war, z. B. 30 Pfenninge für ein Joch Weingärten. Auch diesen brachten sie bald wieder herein, indem Rudolph im Jänner 1277 eine Versammlung im Minoritenkloster hielt, wobei die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Chiemsee, Freysing, Gurk, Passau, Regensburg, Seckau und Trient, der Herzog Ludwig von Oberbayern, der Graf Meinhard von Görz und Tyrol, der Burggraf von Nürnberg, nebst vielen anderen Grafen und Herrn gegenwärtig waren. Es war vorzüglich darum zu thun, die in der letzten gewaltsamen Zeit zerstreuten Reichs- und Kirchenlehen wieder in den rechtmäßigen Zustand herzustellen. Auch gab der Kaiser eine Verordnung, durch welche er die Juden, wie sie es vor Alters waren, wieder als kaiserliche Kammerknechte erklärte, über die der Stadtrichter keine Macht hatte. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht nur Häuser, sondern auch Grundstücke besaßen.

Im Juni 1277 kam auch Rudolphs erste Gemahlinn nach Wien, die eigentlich Gertrud hieß, als Kaiserinn aber sich Anna nannte. Sie wurde mit großen Ehren empfangen; Ottokar schickte ihr einen Glückwunsch, versicherte seine Friedensliebe, und empfahl sich ihrem Wohlwollen. Damit war es ihm aber gar nicht Ernst; er hatte den Frieden nicht sobald geschlossen, als es ihn wieder reute. Er fand sich so gedemüthiget von dem grauen Rock, von dem er früher immer nur mit Verachtung sprach, daß er sich lange nicht entschließen konnte, seine Schmach in Prag zur Schau zu tragen. Seine, mit einer Kuenringerinn erzeugte Tochter war an Heinrich von **Weitra** verheirathet, und versicherte ihrem Vater im blinden Wahn, die Wiener seien unzufrieden, und es würde leicht sein, eine Partei in Oesterreich für ihn aufzubringen. Das hatte aber keinen bessern Grund, als daß hier und da Einer aus dem Haufen schrie, dem auch die kleine Kriegssteuer nicht gelegen war; oder der erwartet hatte, daß unter der neuen Regierung gleich Milch und Honig fließen werde. Die stolze **Kunigunde** machte **Ottokarn** durch Spott und Verachtung das Leben zur Marterbank. Einst, als sie sein wundes Herz mit allen Nesseln und Dornen spitziger Rede gepeitscht hatte, rief er grimmig aus: »Zwar solltest du nicht bestimmen, du Böse, was ich zu thun habe oder zu lassen; aber ich will und muß mich rächen!« Sofort befahl er, den Fehdebrief an Rudolph auszufertigen. Mit vollen Händen vergeudete er seine Schätze, und erkauf-

te sich damit Freunde. Der Herzog Heinrich von Niederbayern, der Erzbischof von Kölln, Kasimir der Pohlen, Leo der Reußen König, die Herzoge von Kalisch und Glogau sandten viel Volk. Der reiche Sold lockte zahlreiche Streiter aus Meißen, Thüringen und der Mark Brandenburg. Mit einem Heere, wie er nie ein größeres gehabt, brach Ottokar zu Ende Juni 1278 von Prag auf. Nur mit einer Handvoll Tapferer stand Rudolph bei Wien. Wäre Ottokar irgendwo zwischen Krems und Wien über die Donau gegangen, so hätte er Rudolphen gezwungen in die Steyrischen Gebirge zu fliehen; denn die mächtige, von Ottokar wieder gewonnene Familie Paltram hatte bereits eine Verschwörung in Wien angesponnen. Doch die guten Sterne waren von dem früher großen Feldherrn gewichen; er verlor die Zeit, um Drosendorf, das ihn nicht einließ, in Schutt und Trümmer zu legen. Rudolph benutzte sie; er erhob Wien zum dritten Mal zur freien Reichsstadt, bestätigte die goldne Bulle Friedrichs II., und verlieh noch mehr ausgezeichnete Privilegien dazu. Damit gewann er sich die treue Anhänglichkeit der Wiener auf immer. Die Verschwörung Paltrams wurde entdeckt; nur zwei Verwandte derselben verschont; der Bürgermeister zum Tode und Einziehung der Güter, seine sechs Söhne in die Acht verurtheilt. Inzwischen hatten sich Oesterreicher, Steyrer, Kärnthner, Salzburger, Schweitzer, und die Hülfe aus dem Reich um Rudolphen versammelt; Ungarn und Cumanen waren auf

dem Wege. Um sich mit diesen zu vereinigen, nahm Rudolph zu Matzelstorf (Mathiasdorf) Abschied von seiner besorgten Gemahlinn und den Wienern; und setzte über die Donau, auf Gott und sein gutes Recht vertrauend. Bei Marcheck vereinigte er sich mit den Ungarn unter dem Grafen von Schildberg und dem gewaltigen Matthäus, Grafen von Trentsin, nachmaligen Palatin, und zog nun gegen Stillfried hinauf. Die Heere standen einander auf eine halbe Stunde gegenüber. Rudolph wählte den 26. August, einen Freitag zur Schlacht. Voran standen die Ungarn und Cumanen, deren zerstreute Fechtart das Treffen bis Dürrnkrutt und Jdungspeigen ausdehnte; den Nachtrab bildeten die Oesterreicher allein unter dem alten Siegeshelden Heinrich von Lichtenstein. Das österreichische Panier trug der hundertjährige Landrichter Otto von Haßlau; in der Mitte stand Rudolph, bei ihm sein Sohn Albrecht mit der Rennfahne des Kreuzes, und alles Kriegsvolk aus den verschiedenen Ländern. Graf von Hochberg führte den Reichsadler und Peter von Mülinen den Habsburgischen Löwen. Die Reserv ward Ulrich von Capellen anvertraut, und auf eine Anhöhe gestellt, damit er selbst sah, wo ihre Hülfe nöthig war. Man rühmt an Ottokar, daß er schon zu jener Zeit, in jeder Feldschlacht eine Reserv aufgestellt hatte; dießmal aber wollte sein böses Schicksal, daß er sie dem Milota aus dem Hause Rosenberg anvertraute; einem Oheim des Zawisch, dessen ganzes Geschlecht, durch Blut und Schmach beleidiget, nach Rache an

Ottokar dürstete. Uebrigens hatte er sein Heer in sechs Haufen abgetheilt, und hielt nicht bei den voran gestellten Böhmen, sondern im letzten Haufen bei den Bayern und Brandenburgern. Beide Fürsten stritten als schlachtgewohnte Heerführer; man kann der Tapferkeit Ottokars kein größeres Lob aussprechen, als Rudolph selbst darüber an den Papst schrieb. Zwei Stunden währte das Morden unentschieden; da durchbrachen die Oesterreicher die Ordnung der Böhmen, Pohlen und Reußen; diese flohen, jene wurden im wildverworrenen Knäuel schaarenweise ins Wasser gedrängt. Ottokar rief nun den frischen Schlachthaufen seiner Reserv. Da war die Stunde der Rache für die Rosenberge gekommen; mit einem schallenden Hohngelächter ließ Milota zum Rückzug blasen, unter schmetternden Trompeten eilte er davon. Die Schlacht war verloren. Rudolph schickte an alle Haufen den Befehl, das Leben des Böhmenkönigs zu schonen, und da der Sieg entschieden sei, alles Blutvergießen einzustellen. Allein anders war es beschlossen. Ottokar hatte, schändlich genug, einen hohen Preis auf Rudolphs Haupt gesetzt; ein Thüringischer Ritter, und Herbot von Füllenstein, ein Mährer, fast ein Riese, wollten ihn verdienen; sie drängten sich in der Schlacht bis an den Kaiser, und tödteten sein Roß. Rudolph mit 60 Jahren noch voll Jugendkraft, erschlug den Füllenstein, der Thüringer fiel unter den Streichen derjenigen, die dem Kaiser zu Hülfe kamen. Nicht so gut erging es Ottokarn; als Alles floh, als kein Zuruf, kein Bei-

spiel heroischer Kühnheit mehr half, floh er endlich auf Seitenwegen, auch nur von vier der Seinigen begleitet. Zwei steirische Ritter, die ihn vom Anfang der Schlacht nicht aus den Augen gelassen, setzten ihm auf geschonten Rossen nach. Zwei seiner Begleiter waren gefallen, die anderen Beiden verließen ihn. Er erschrack, als er das todtenbleiche Gesicht des jungen Seyfried von Mährenberg erblickte, der vor Wuth kaum hervorstammeln konnte: »Denk' an den Martertod meines Vaters!« Er versprach großes Geld für sein Leben: »Denk' an Kerkerschmach und Todesnoth so vieler Edlen!« — schrie Schenk von Emmerberg — »für dich ist keine Gnade!« Sie rissen ihn vom Pferde, und trotz der grimmigsten Gegenwehr, fiel Ottokar mit siebenzehn Wunden bedeckt im 48. Jahre seines Lebens. Sein von dem Troß beraubter, fast nackt, von Blut und Staub entstellt gefundener Leichnam ward zuerst nach Marcheck und von da zu den Schotten gebracht. Am andern Tag mit königlichen Ehren, jedoch, weil er im Bann starb, ohne Geläute und brennende Kerzen, unter großem Zulauf des Volkes, zu den Minoriten geführt; dort ausgesetzt, dann balsamirt. So blieb er dreißig Wochen stehen, bis böhmische Abgeordnete ihn abholten, um ihn in der Veitskirche zu Prag zu bestatten. Paltram Vazo hält sich in seiner Chronik sehr darüber auf, daß man einen so großen König ausgeweidet hat wie einen Fisch.

Rudolph wurde nach der Schlacht an den Thoren Wiens feierlich empfangen und nach St. Ste-

phan begleitet, um Gott für den Sieg zu danken. Darauf wurde ein Siegesfest und Turnier gehalten; was aber Alles nur zwei Tage währte, denn Rudolph war kein Freund von lauten Festen. Das merkwürdigste dabei war, daß Otto von Haßlau mit dem Sohn seines Urenkels Hugo Thurzo kämpfte; ein Fall, der wahrscheinlich in der ganzen Welt nirgends vorgekommen ist, als zu Wien.

So lange Rudolph Kaiser war, hat er sich an keinen Ort so lange aufgehalten als in Wien, beinahe durch fünf Jahre und er erließ hier viele dem Lande nützliche Verfügungen. Zu Ende Mai reiste er ab; nachdem er seinen Erstgebornen Albrecht als Reichsverweser erklärt, und den Ständen versprochen hatte, auf dem nächsten Reichstag mit dem Beitritt der Kurfürsten ihnen einen Herzog zu ernennen.

Man hat diesem großen Kaiser Eigennutz vorgeworfen, indem er die Herzogthümer Oesterreich und Steyer an sein Haus brachte; wohl ein ungerechter Vorwurf. Jeder Kaiser hat die Gelegenheiten ergriffen, sein Haus zu vergrößern, und mehrmals ist das aus bloßer Machtvollkommenheit geschehen. Rudolph hat sich zehn Jahre damit Zeit gelassen, und nur mit Beistimmung der Kurfürsten belehnte er auf dem Reichstage zu Augsburg zuerst am 29. Jänner 1283 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph, (der zweitgeborne Hartmann, sein liebster, war 1280 im Rhein ertrunken), dann auf die Vorstellung Oesterreichs, daß es nicht gut sey,

zwei Herren zu dienen, am 1. Juni 1283 Albrechten allein mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyer. Das Herzogthum Kärnthen erhielt zum Lohn seiner großen Dienste Graf Meinhard von Görz und Tirol, Albrechts Schwiegervater, unter Vorbehalt des Rückfalles an Oesterreich.

Rudolph kam nicht mehr nach Wien. Um die Geschichte Albrechts, der nun mit vollem Rechte Herzog von Oesterreich war, nicht zu unterbrechen, wird hier der Bericht von des Kaisers Tod vorausgeschickt. Nachdem er durch 18 Jahr ein Vater der Guten, das Schrecken der Bösen, für Alle das lebendige Gesetz gewesen war, verließ er die Krone eben so anspruchslos und heiter, als er sie gefunden. Als die Aerzte ihm sagen mußten, daß er dem Tode nahe sei: »Wohlan denn — sprach er — nach Speyer!« Dort war das gewöhnliche Begräbniß der deutschen Kaiser. Zwischen zwei Geistlichen ritt der sterbende Greis heiter zu seinem Grabe. Vom ganzen Land an beiden Ufern des Rheins eilte das Volk an die Straße herbei, ihn noch einmal zu sehen, der so allgemein geliebt und geehrt war. Auf dieser Reise starb Rudolph zu Germersheim am 15. Juli 1291.

## Oesterreich unter den Habsburgern.
## Albrecht I.

Von Albrecht hat man im Allgemeinen eine nachtheiligere Vorstellung als seine großen Eigen-

schaften verdient haben. Er hatte in seiner Jugend ein äußerst heftiges und leidenschaftliches Gemüth. Noch ehe er in seinem 35. Jahr Herzog von Oesterreich geworden, hatte er nach langem Kampf seine Heftigkeit bemeistert; war aber nun verschlossen, kalt und streng, ein Feind der Freude. Er trachtete nach unbeschränkter Herrschaft; hielt es nicht der Mühe werth seine Absichten zu verbergen, sondern ging schonungslos den Weg der Macht. In seine Vergrößerungsplane versunken, war er immer ernst und von wenig Worten; und seine Gesichtszüge waren durch öftere Augenkrankheiten, besonders nach seiner Vergiftung finster und unangenehm geworden. Auf derselben Blattseite, aus der diese Schilderung genommen ist, findet sich auch noch folgendes: Er verschmähte ängstliche Vorsicht, und die Winkelzüge der List blieben ihm fremd. Im Scharfblick des Erkennens, im Nachdruck und in der Schnelligkeit des Vollzuges, im Gebrauch der Augenblicke, in unbeugsamer Standhaftigkeit, im Erfindungsgeist, war er wohl der erste Feldherr seiner Zeit. Auf dem Richterstuhl ein Vorbild der Gerechtigkeit; im Privatleben ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer manchmal bis zur Schwäche sich hingebender Freund; ein Spiegel der Ritter. Seine Gemahlinn, die ihm ein und zwanzig Kinder geboren, war in Gratz von einer Tochter entbunden worden, als sie wenige Tage nach ihrer Niederkunft vernahm, zu Wien liege Albrecht für todt durch Gift. In diesem Zeitpunct, wo einer Frau jede starke Bewegung lebensgefährlich ist, eil-

te sie im strengsten Winter, durch Schnee und Eis, Tag und Nacht über den Semmering, und rettete mit sorgfältiger Pflege sein Leben, indem sie gern ihres wagte. Als er durch Meuchelmord gefallen war, rief sie aus: »Mit Spinnen und Nähen im Bettlergewand wollte ich freudig mein Leben fristen, wüßte ich nur, daß Albrecht noch lebte!« Heinrich von Collins Ballade, **Kaiser Albrechts Hund**, schildert einen edlen Wettstreit seiner Söhne, und sein Urtheil. Ein Vater solcher Söhne, ein Mann, der so geliebt wird, kann nicht böse gewesen sein. Der erbärmlichen Schwäche bleibt gegen entschiedene Kraft nichts übrig als Haß und Meuchelmord; deßwegen wurde Albrecht außer seiner Familie gehaßt, und ihm mehrmal nach dem Leben gestrebt. An den Römern bewundern wir, daß sie unablässig bemüht waren, ihre Macht zu vergrößern; warum soll dasselbe Albrechten zum Vorwurf gereichen?

Der erste Stein des Anstoßes in Oesterreich waren die Räthe, die Albrecht aus Elsaß mitbrachte; es waren vertraute, geprüfte, vom Vater ihm empfohlene Männer, besonders die Grafen von **Waldsee** und von **Landenberg**. Kein Wunder, daß er wichtige Stellen mit Diesen lieber besetzte, als mit dem Landadel, welcher durch die vielfältige Verwirrung alles Rechtes während dem herrnlosen Zwischenreich, durch die anfängliche Nachgiebigkeit Ottokars, und selbst durch seine Mitwirkung bei dessen Besiegung aufgeblasen, trotzigen Stolz zu äußern sich erlaubte. Die Herren beklagten sich über

Zurücksetzung, über Vernachlässigung ihrer gerechten Ansprüche, wohl auch über Verletzung althergebrachter Freiheiten und Rechte. Mit den österreichischen Edelherren vereinigten sich die Steyrischen, und traten vor den Herzog, Aenderung begehrend. Albrecht sprach: »Wie mein Vater diese Länder unter Ottokar gefunden, so gedenke ich sie zu halten, nicht anders.« Da erwiederte Friedrich von Stubenberg die drohenden Worte: »Hätte König Ottokar uns gehalten nach den alten Freiheiten und Rechten, er hätte noch Reich und Leben!« Albrecht achtete nicht darauf.

Der Adel fand es nicht an der Zeit, zu Thätlichkeiten zu schreiten, denn Kaiser Rudolph lebte noch; insgeheim jedoch wurden die Wiener aufmerksam gemacht, daß Albrecht sie nicht wie Bürger einer freien Reichsstadt, sondern wie Landsäßige behandle. Die reicheren und ansehnlicheren Bürger wußten, wie gut sich ihre Väter in den alten Verhältnissen unter den Babenbergern befunden; zu welcher Größe und Wohlstand die Stadt als landsäßig emporgekommen; und machten sich wenig aus dem unfruchtbaren Titel einer freien Reichsstadt; dem großen Haufen aber, besonders den in der reichen Stadt sehr zahlreichen Handwerksburschen, war eine Veranlassung, Lärm zu machen, willkommen. Die lautesten waren wie immer die Schuster: »Da der Herzog gar so unzugänglich sei, — schrien sie — würden sie den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen, und so einen Weg zu ihm finden!« Nicht so

viel um der gemeinen Sache willen, sondern weil das Herumstreifen auf den Gassen, und mancher Uebermuth behaglicher war als arbeiten, wuchs der Haufe schnell, und in wenigen Tagen war eine, durch Lärmen sich selbst entzündende Masse von Leuten, die wenig oder nichts zu verlieren hatten, versammelt; welcher der Rath und die vermöglichen Bürger nicht mehr widerstehen konnten. Boten mußten in die Burg abgeordnet werden, um im Namen von Rath und Bürgerschaft dem Herzog zu erklären: »Er soll mehr Achtung für die von seinem Vater bestätigten und verliehenen Handfesten tragen, widrigenfalls betrachte sich die Stadt aller Bande der Treue und des Gehorsams gegen ihn los und ledig.« Albrecht erwiederte: »Geht nach Haus! Durch Gewalt wird man nie etwas von mir erhalten.« Er zog in die alte Burg auf dem Leopoldsberg, bot seine Getreuen auf, sperrte die Donau, und umzingelte Wien auch zu Land auf das strengste, so daß bald Mangel und Theurung einrissen. Der Pöbel erhob sich wie immer gegen die Reichen; er vergaß, daß er der Urheber des Tumultes war, und nur an den Folgen seines eigenen Geschreies leide; machte dem Rath und der Bürgerschaft Vorwürfe, daß sie nachgegeben haben, und drohte, es werde übel gehen, wenn nicht die Armen alle mit Brot, Wein und Holz versehen, oder schnell Frieden gemacht werde. Die Bürgerschaft bat nun den Abt zu den Schotten, sich ihrer bei dem Herzog anzunehmen. Er begab sich auf den Leopoldsberg und wendete sich

an die sanftmüthige Herzoginn Elisabeth, die immer bereitwillige und meistens glückliche Fürbitterinn. Dießmal aber konnten Beide nichts erwirken als den strengen Spruch: Bis nicht die Wiener auf alle ihre Privilegien Verzicht leisten, und sie in des Herzogs Hände abliefern, könne keine Rede von Gnade und Versöhnung sein. Das schien ihnen zu viel begehrt; sie hofften auf Unterstützung des Adels, und daß Albrecht gegen Salzburg und gegen Ungarn, mit denen er im Kriege war, Mannschaft abschicken müsse, und so die Stadt Luft bekommen werde. Der Bürger und Ritter Breitenfelder, der überhaupt bei dieser Gelegenheit sehr vorlaut war, und sich oft äußerte, »wie es der Herzog treibe, so könne es nicht bleiben,« beruhigte mit solchen Hoffnungen das Volk eine Zeit lang. Die gehoffte Hülfe des Adels blieb aus, die Herren sahen eben nicht ungern die Geldstolzen Bürger demüthigen; Albrecht besiegte seine Feinde, ohne einen Mann von der Umgebung Wiens wegzuschicken. Die Noth stieg mit jedem Tage; doch wollte der Rath sich auf eine förmliche Belagerung gefaßt machen, und verordnete, Alle die nicht hinlängliche Vorräthe haben, sollten die Stadt räumen. Da rottete sich das Volk auf Straßen und Plätzen zusammen, und nur die Geistlichkeit verhinderte allgemeine Plünderung der Reicheren, und ein schmachvolles blutiges Ende der Oberhäupter der Stadt; die nicht Muth oder nicht Klugheit genug gehabt hatten, dem Uebel am Anfang Einhalt zu thun. Jetzt mußten sie sich dazu verstehen,

mit bloßen Häuptern und Füßen den Herzog um Gnade zu bitten, und ihm ihre Privilegien auszuliefern. Er ließ sich alle in ihrer Gegenwart von seinen Räthen vorlesen. Welche dieser Privilegien seine Machtvollkommenheit nicht beschränkten, die gab er ihnen zurück, die übrigen zerriß er mit eignen Händen. Der Stadtrichter, der Bürgermeister, die 24 Rathsherrn und die 100 Genannten mußten jeder einzeln für sich und im Namen der ganzen Gemeinde dem Herzog einen Gehorsambrief ausfertigen; darin ihn und seine Erben als ihre wahren Herrn erkennen, auf die beiden Privilegien Kaiser Rudolphs Verzicht leisten, allen heimlichen und öffentlichen Bündnissen entsagen, widrigens sich selbst als meineidige Empörer, und ihre Personen und ihre Habe dem Herzog verfallen erklären. Damit dieser Unterwerfung vollends nichts gebreche, erklärte auch Kaiser Rudolph seine den Wienern verliehenen Privilegien für erloschen, und übertrug den ihm geleisteten Eid auf seinen Sohn als Herzog von Oesterreich. Wien hatte in diesem Streite allerdings seine Privilegien für sich, allein es fehlte damit, daß es, anstatt sich an den Kaiser zu wenden und das Gesetz anzurufen, die Gewalt heraus forderte; das nimmt selten ein gutes Ende. Albrecht hatte seinen Lehenbrief für sich, in welchem er mit Oesterreich und Steyer belehnt worden, so wie die Babenberger sie beseßen; unter ihnen war Wien keine freie Reichsstadt, sondern landsässig.

Nach Kaiser Rudolphs Tod 1291 bewirkten das

Geld und die Ränke Gerhards, des jetzigen Erzbischofes von Mainz, daß sein Vetter **Adolph von Nassau** gegen die allgemeine Erwartung und gegen das Wort, das die Kurfürsten Albrechten gegeben hatten, gewählt wurde. **Adolph**, Habsburgs Feind, eiferte die Edelherrn von Oesterreich und Steyer an, sich gegen Albrecht zu empören, versprach ihnen Schutz und Hülfe; auch König **Wenzel** von Böhmen versicherte sie seines Beistandes. Sie forderten nun keck, Albrecht sollte die vier vertrautesten Räthe aus dem Lande entfernen. Er antwortete: »Ich bin Herr im Lande, keinen Küchenknecht will ich euertwegen entlassen.« Auf dem Landtag zu Stockerau beschlossen sie, sich der Krone Böhmens zu unterwerfen. **Albrecht**, von allen Seiten von Feinden umgeben, verließ sich auf seinen Schatz, den kluger Haushalt gesammelt hatte, und auf seine Kriegskunst; seine Räthe aber hatten bereits allen Muth verloren. Da traten die Wiener, die Albrechten inzwischen näher kennen gelernt, zusammen, und entboten dem Herzog: sie hätten ihm Gehorsam geschworen, und wollten ihm willig dienen, sei es auch mit Gefahr und Schaden; es sei unnöthig, daß er Kriegsvolk aus Elsaß und Schwaben berufen, sie wollten ihm treu und fest zur Seite stehen in Noth und Tod. Er vertraute dem redlich gesprochenen Wort, und die Wiener hielten es redlich. Mit der Schnelligkeit seines Vaters überraschte er seine Feinde durch Nachtmärsche, und unerwartete Züge in den Schneewüsten der Gebirge trennte sie und

überwand sie. Als wieder Ruhe und Ordnung im Lande war, entbot er Rath und Bürgerschaft von Wien vor sich und sprach: »Vor acht Jahren habe ich euch gesagt, durch Gewalt sei nie etwas von mir zu erhalten, jetzt sollt' ihr erfahren, was durch Treue von mir zu erhalten ist!« Er übergab ihnen eine von mehreren Bischöfen, Aebten, Fürsten und Herren als Zeugen unterfertigte Handfeste, mit welcher er seiner Hauptstadt Wien alle, ihr wirklich nützliche Privilegien, die sie jemals hatte, und deren noch mehrere verlieh, und im Eingang sagte: Wien verdiene es wohl gepriesen und gefördert zu werden um seiner Treue willen, und als Haupt und Säule des Herzogthums. Eben aber weil es diese Säule ist, konnte es keine freie Reichsstadt bleiben.

Merkwürdig ist unter den Einrichtungen Albrechts, mit denen er in der Hauptsache nur die Satzungen Leopolds des Glorreichen und Rudolphs vereinbarte, die Aufhebung eines alten Privilegiums, das man einst für sehr wichtig und günstig hielt. Wien hatte nämlich das Stapelrecht, vermöge dessen ein fremder Kaufmann nicht über zwei Monate in Wien bleiben, nur auf der Heerstraße dahin fahren, nur Bürgern seine Waaren verkaufen durfte. Auf Bitten der Wiener selbst verordnete er, künftighin sollten fremde Kaufleute zu Wasser oder zu Lande nach Wien kommen dürfen, verkaufen an wen sie wollten, und verweilen nach Belieben. Schon damals also gab es Leute, welche einsahen, der Handel im Großen fordere Freiheit, und jeder Zwang sei ihm

schädlich. In vielen Städten Italiens und Deutschlands gab es Abtheilungen der Bürger in Altbürger, Edelbürger, Patrizier und gemeine Bürger, und das war eine Quelle von viel Neid, Eifersucht, Zwiespalt und Blutvergießen. Wien kannte sie zu seinem Glücke nicht; hier war von jeher der Fremde, wenn er das Bürgerrecht erhalten, so gut wie der Einheimische, Edelleute wurden Bürger, und Bürger wurden Edelleute; jene ohne den Adel zu verlieren, diese ohne aufzuhören Bürger zu sein. In manchen Städten jener Zeit, besonders in Italien sah man einzelne Häuser mit Wall und Graben befestiget, und feindselige Geschlechter einander darin belagern. In dem unseligen ein und zwanzigjährigen Zwischenreich zwischen Friedrich II. und Rudolph I., wo Alles aus seinen Fugen gegangen, und Recht und Ordnung durch ganz Deutschland verfallen war, hatte man auch in Wien nebst andern Mißbräuchen angefangen Häuser zu befestigen. Rudolph und Albrecht führten mit fester Hand die alte Ordnung wieder ein, doch waren Bürgershäuser auch Freistätten, so gut wie Kirchen und Klöster; und der Wienerbürger konnte sagen, mein Haus ist meine Burg.

Es ist ferners merkwürdig, daß der größte Theil unserer Gassen den Nahmen von Handwerken und Gewerben schon damals hatte; einige waren auch nach reichen Bürgerfamilien genannt, so hieß z. B. die Annagasse Pippingerstraße, die Himmelpfortgasse Traibotenstraße, woraus später Trabantenstraße wurde. Der Umfang der Stadt war seit Leopold dem Glor-

reichen fast ganz der jetzige; ober jedem Thore stand ein starker Thurm, ober jeder Pforte ein kleinerer. Die Häuser waren noch nicht hoch, meistens ganz von den Eigenthümern bewohnt; viele noch unbebaute Plätze; in Folge der häufigen Feuersbrünste manche Brandstätten, und zahlreiche Gärten in der Stadt; alte Leute erinnern sich heute noch großer Klostergärten, auf denen jetzt Wohnhäuser stehen.

Der Ungarnkönig **Ladislav** hatte eine eigene Vorliebe für die fremden Einwohner seines Reiches, die rauhe Sitten mitgebracht hatten; so lebte er anfangs mit den Cumanern, die noch nicht lange aus Asien eingewandert waren, und erhielt davon den Beinamen der Cumaner. Nun kamen die noch wilderen Wallachen ins Land; er nannte sie Neu-Ungarn, und führte mit ihnen ein förmliches Nomaden-Leben unter Filzzelten. Einige darüber unzufriedene Große beriefen einen Enkel Bela's IV. **Andreas, der Venetianer** genannt, weil sein flüchtiger Vater Stephan sich mit einer edlen Venetianerinn Tomasina **Morosini** vermählt hatte; doch fanden sie nicht Anhang genug gegen den mächtigen Ladislav. Ein schändlicher Mensch, dessen adeliger Namen bekannt ist, aber nicht verdient genannt zu werden, schickte ihn gefangen nach Wien in Albrechts Hände, mit dem Rathe, sich durch dessen Auslieferung Ladislav zum wichtigen Freund zu machen. **Albrecht** war ein Habsburger, er behandelte den unglücklichen Fürsten wie einen Verwandten. Ein unzeitiger Stolz des **Andreas** entfernte ihn aus der Burg; er muß-

te von Ladislav verfolgt, sich verbergen. Die Cumanen, aus Eifersucht über die Wallachen, erschlugen endlich selbst 1290 Ladislav in seinem Zelte. Die Partei des Andreas, des einzigen noch übrigen Sprößlings vom Arpadischen Stamm, siegte über andre Prätendenten; allein, wo war er? — Zwei Mönche fanden ihn endlich bei einer Bürgerswitwe zu Wien, die ihn, obschon er ohne Geld und Ladislav noch jung war, klug verborgen und sorgfältig gepflegt hatte. Sie warfen ihm eine Kutte über, und brachten ihn unerkannt nach Ofen, wo er gekrönt, aber auch zugleich verpflichtet wurde, die Orte heimzufordern, die Albrecht über die unruhigen Grafen von Güssing erobert hatte. Die Weigerung führte einen Einfall der Ungarn nach sich; nach sechs Wochen kamen die Fürsten an der Fischa persönlich zusammen. Im freien Felde kam Frieden und ein Schutz- und Trutz-Bündniß zu Stande.

Kaiser **Adolph** benahm sich im Reiche auf eine so unwürdige Weise, daß die Kurfürsten bald bereuten, ihn gewählt zu haben; sie setzten ihn ab, und wählten **Albrechten**. Adolph wollte sich noch durch die Waffen behaupten; Albrecht überwand und tödtete ihn in der Schlacht am Hasenbüchel unweit Worms 2. Juli 1298. Auf seinem ersten Reichstage zu Nürnberg 21. Nov. 1298 belehnte er seine Söhne alle mit Oesterreich und Steyer; der älteste Rudolph sollte das Regiment führen. Daselbst wurde Albrecht auch gekrönt. Er war kein Freund von Prachtfesten, vielmehr haushälterisch, und vergrö-

ßerte gern seinen Schatz; wenn er sich aber sehen lassen mußte, so that er es seiner Würde gemäß; das war auch hier der Fall. Jutta, seine Schwester, des Böhmenkönigs Wenzel Gemahlinn hatte durch ihr sanftes Gemüth und das schöne Vorrecht der Frauen die früher feindseligen Schwäger ausgesöhnt. Wenzel ritt mit tausend Rittern zur Krönung nach Nürnberg, wo er sein Erz-Mundschenken-Amt mit Würde ausübte, indem er dem Kaiser kniend den Becher reichte, der ihn dann neben sich auf dem Thron sitzen ließ. Den Thron umstanden Fürsten des Reiches, der Adel von Oesterreich und Steier, auch Bürger von Wien, unter diesen der Vornehmste Breitenfelder, der einst so vorlaut gegen Albrecht gesprochen hatte. Der machte sich bei der Tafel, wo der Kaiser unter zahlreichen Musikchören, von Fürsten bedient, in großer Herrlichkeit speiste, besonders geschäftig und dienstfertig, um sein früheres Benehmen vergessen zu machen. Albrecht hatte es aber nicht vergessen; seine ganze Rache bestand jedoch darin, daß er ihn fragte: »Nun Breitenfelder, was dünkt dich? kann es so bleiben, wie ich es treibe?«

Zu König Wenzels Krönung war Albrecht mit 10,000 Pferden gezogen; den größten Aufwand aber hatte Er bei der Vermählung seiner Tochter Agnes mit Andreas, König von Ungarn, gemacht; indem er das Hochzeitfest nicht nur mit großer Pracht feierte, sondern auch seiner Tochter eine Aussteuer von 40,000 Mark Silber mitgab. Wenn man bedenkt, daß der haushälterische Fürst, der neben meh-

reren Töchtern sechs Söhne hatte, eine Aussteuer gab, die nach heutigem Geldwerth wenigstens acht Millionen betragen würde, so hat man einen einleuchtenden Beweis von dem damaligen Reichthum Oesterreichs und dem großen Schatze Albrechts. Kein Wunder, daß er überall siegte!

Im Februar 1298 sah Wien eine Zusammenkunft von Fürsten und Herren, bei welcher die Stadt nicht wenig gewonnen, und einen lustigen Fasching gehabt haben mag. Es fanden sich ein die Könige von Ungarn und Böhmen mit Allem, was in ihren Reichen großen Namen und großen Reichthum besaß, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, der Herzog von Kärnthen, die Bischöfe von Passau, Freysing, Seckau, Chiemsee, Constanz und Basel, mit so zahlreichem Gefolge, daß es kaum untergebracht werden konnte. Neben anderen politischen Zwecken wurde die Verlobung der noch in zarter Kindheit gestandenen Tochter des Königs Andreas, **Elisabeth**, mit dem siebenjährigen Sohn König Wenzels, auch **Wenzel** genannt, zu Stande gebracht. Nach acht Jahren waren die Hauptpersonen dieser Verlobung gestorben; König Andreas 1301, König Wenzel IV. 1305, und sein Sohn Wenzel V. 1306. Damit war in Ungarn der Mannsstamm Arpads, der das Königreich erobert, in Böhmen der Mannsstamm Przemysl's, den Libussa einst vom Pflug auf den Thron berufen, fast zu gleicher Zeit ausgestorben, und Oesterreich in die streitige Thronfolge verwickelt. In Ungarn war die Frage zwischen **Carl Robert**

von Neapel aus dem Hause Anjou, und Wenzel IV. von Böhmen, der bei dem Tode des Andreas noch lebte. Carl Robert stammte von König Stephan IV., einem Sohn Bela's IV. ab, hatte also ohne Zweifel das Vorrecht vor Wenzel, der von Bela's Tochter Anna abstammte. Der Papst war für Carl Robert und schickte ihn mit einem Legaten nach Ungarn; allein der mächtige Graf von Trentsin, jetzt Reichspalatin, hatte bereits Wenzel IV. mit seinem Sohn in das Reich geführt, und Carl Robert mußte sammt dem Legaten entfliehen. Wie seit alter Zeit gewöhnlich flüchtete auch er nach Wien, und bat um Hülfe. Albrecht, sein gutes Recht erkennend, leistete sie ihm kräftig; führte ihn wieder nach Ungarn zurück, und zwang nach langem Streit den König Wenzel, nach Böhmen zu weichen, wohin er jedoch die Krone und die Reichskleinodien mit sich nahm. Bald darauf starb er, und überließ sein Recht auf Ungarn sammt den Kleinodien dem Herzog **Otto von Bayern**, der ebenfalls von Bela IV. durch dessen Tochter Margaretha abstammte. Ein Wienerbürger war für den Herzog eine höchst wichtige Person. Der Graf von Güssing hatte ihm geschrieben, er soll nur trachten sobald möglich mit den Reichskleinodien nach Ungarn zu kommen, und das Uebrige ihm überlassen. Der Herzog mußte also durch Oesterreich, doch durfte ihn Albrecht, der für Carl Robert war, nicht entdecken. Der **Schneidermeister Berthold**, den er bei einer früheren Anwesenheit als einen sehr sinnreichen Mann kennen gelernt,

verkleidete ihn, verbarg ihn in seinem Haus, verpackte ihm die Reichskleinodien in ein Felleisen, und brachte ihn glücklich über die Leitha. Bei der damaligen kostbaren und kunstreichen Kleidung der Vornehmen war das Schneiderhandwerk eines der angesehensten; es erforderte Vermögen und viel Geschick; Berthold ins besondere war zugleich Schützenmeister, Mitglied des Rathes, und selbst bei Hofe wohl gelitten. Nicht so redlich als der Wienerbürger meinte es der Graf von Güssing; er nahm den Herzog gefangen, behielt die Kleinodien, und überlieferte ihn dem Woiwoden von Siebenbürgen. Aus dessen unwürdiger Haft entfloh er mit genauer Noth durch Schlesien und kam wieder nach Bayern. Nach des Palatins Trentsin Tod wurde **Carl Robert** allgemein als König erkannt, und war der Vater des großen **Ludwigs** I., Königs von Ungarn und Pohlen.

Albrecht hatte zu Toul eine persönliche Zusammenkunft mit **Philipp dem Schönen**, König von Frankreich; und schloß zu Paris 1300 ein Ehebündniß zwischen seinem Erstgebornen und Philipps Tochter **Blanka**. Es war ein überaus schönes Ehepaar, Beide hatten das 16. Jahr noch nicht überschritten; Blanka's Tod trennte es nach fünf Jahren.

Als 1306 Wenzel V. kinderlos zu Ollmütz ermordet worden war, machte und hatte **Heinrich Herzog von Kärnthen**, der Wenzels IV. älteste Tochter Anna zur Ehe hatte, Anspruch auf die Krone von Böhmen; Albrecht aber hatte seinen nun verwitibten Sohn **Rudolph** III. nach Prag geschickt, der sich

dort mit Wenzels V. schöner und junger Witwe **Elisabeth**, Prinzessinn von Pohlen vermählte, und durch seine einnehmenden Eigenschaften bald die Stimmen der Böhmen gewann. Der Macht Böhmens und Oesterreichs mußten die Waffen des Herzogs von Kärnthen unterliegen.

Albrecht war nun auf dem Gipfel seiner Größe. Mit allen sieben Päpsten, die während seiner Regierung auf einander folgten, stand er, ohne seinen Herrscherrechten etwas zu vergeben, in gutem Einvernehmen; mit dem König von Frankreich im Bündniß; den König von Ungarn hatte er auf den Thron gesetzt; der König von Böhmen war sein Sohn; in seinen Erblanden war er vollkommen Herr; als deutschem Kaiser gehorchte man ihm mehr noch als seinem Vater, und er besaß einen reichen Schatz. Er hielt es nun an der Zeit, den großen Gedanken Rudolphs I., die Wiederherstellung des **Königreiches Arelat**, auszuführen. Allein, sein Glücksstern neigte sich jetzt, und bald ereilte ihn sein blutiges Ende. Nur ein Jahr war **Rudolph III.** König von Böhmen; sterbend gab der sanfte Jüngling allen den Seinigen reiche Geschenke, und schickte seinen Aeltern ein Blatt, darauf standen alle Diejenigen, die er je einmal gekränkt zu haben glaubte, mit der Bitte, es gut zu machen. Albrecht vermochte nun nicht mehr, seinem zweiten Sohn, **Friedrich dem Schönen**, die Krone Böhmens zu erwirken; die Ansprüche Heinrichs von Kärnthen wurden anerkannt, und dieser auf den Thron berufen. So alte Freunde Habsburgs die

armen Cantone Schwyz, Uri, und Unterwalden auch waren, wollten sie sich doch nicht bereden lassen, Oesterreichs Unterthanen zu werden; vielmehr, als die Reichsvögte sie zu arg plagten, schlossen sie den bekannten Bund, und sagten sich selbst von dem Reiche los. Die Herstellung des Königreiches Arelat hätte Albrecht aufgeben müssen, wenn auch nicht sein letzter Tag schon nahe gewesen wäre.

Es ist wunderbar, durch welche geringfügige Umstände oft große Begebenheiten vorbereitet werden. Albrechts jüngerer Bruder Rudolph II. war mit Wenzels IV. Schwester Agnes vermählt, die ihm erst nach seinem Tode 1290 einen Sohn Johann gebar. An dem Hofe Albrechts, ward der junge Habsburgische Prinz erzogen, und 1298 zur Königskrönung nach Nürnberg, da er schon acht Jahr alt war, mitgebracht. Dort sah ihn sein Oheim Wenzel IV., und nahm ihn bei seiner Abreise mit nach Prag als einen willkommnen Gefährten seines Sohnes von gleichem Alter. **Peter Aichspalt**, von geringen und so dürftigen Aeltern unweit Trier geboren, daß er um zu studieren mit Singen vor den Thüren seinen Unterhalt suchen mußte, aber — wie Horneck in seiner Chronik sagt — »behend und schlecht zu Allem, was untreu und unrecht«, kam als junger Theologe nach dem reichen Wien, sein Glück zu versuchen. Er fand Dienst bei Herzog Rudolph II., und ward auf dessen Empfehlung Administrator der Pfarre St. Stephan. Sein Ehrgeiz, und seine Gabe vorzudringen, mag schon früh nicht klein gewesen

sein, denn er brachte es in der Folge dahin, daß er Bischof von Basel, und endlich sogar Erzbischof von Mainz wurde. Es ist unbekannt, womit nach Herzog Rudolphs frühem Tode dieser Ehrgeiz sich verletzt fühlte; gewiß aber ist, daß Aichspalt nach Prag ging, und zeitlebens ein erbitterter Feind des Hauses Habsburg blieb. Diese im eigenen Busen genährte Schlange ward zu Prag der Lehrer des Prinzen **Johann**, und flößte ihm sein Gift vom Knabenalter ein. Der unglückselige Prinz hörte zehn Jahre lang nur seinen Großvater Ottokar preisen, dessen Recht auf Oesterreich und Steyer vertheidigen, auf Albrechts Habsucht und Härte schimpfen. Sein Lehrer machte ihn aufmerksam, er sei so gut ein Habsburger und ein Enkel Kaiser Rudolphs als Albrechts Söhne, müsse aber hier aus Gnaden leben, während Albrecht, als Vormund, die Besitzungen in Schwaben, sein väterliches Erbtheil, ihm vorenthalte; und sich übrigens wenig um ihn kümmere. Kaum hatte **Johann** sein achtzehntes Jahr erreicht, als er voll Stolz auf beide Großväter, voll Groll gegen Albrecht von diesem trotzig die Herausgabe seines Erbtheils forderte. Das war, wie wir wissen, nicht die Art und Weise, etwas von ihm zu erhalten. Albrechts trockne Weigerung versetzte den Prinzen in Wuth; vier junge Edelleute gewann er durch die leidenschaftliche Vorstellung des Unrechts das er litte; am 1. Mai 1308 ermordeten sie den Kaiser, der seiner Gemahlinn entgegen ritt, bei Baden im Aargau. So weit hatten sie gedacht; als aber die Missethat

vollbracht war, zerstoben sie in alle vier Winde, und hatten keine Frucht davon, als die Reue und die Strafe. Wo der Kaiser gefallen war, baute seine Tochter, die verwitibte Ungarnköniginn Agnes Kirche und Kloster, das sie Königsfelden nannte, und wo sie noch beinahe 60 Jahr als eine der frömmsten Nonnen lebte. Von den Mördern Albrechts ward nur der von Wart eingebracht und auf das Rad geflochten; von Palm, Eschenbach und Tegerfeld hat man nie wieder etwas gehört. Von Prinz Johann wird erzählt, er habe sein Leben in Wäldern und Wüsten herumirrend zugebracht; sei nach 50 Jahren endlich in die Kirche zu Königsfelden gekommen, um sich der Königinn Agnes zu entdecken, und gleich darauf vor dem Altar gestorben. Albrecht und seine Familie wurden zu Königsfelden begraben; ihre Gebeine ruhen jetzt in der Kirche des Benedictiner Stifts St. Paul in Kärnthen.

Diese war die einzige blutige That in der Geschichte der österreichischen Regenten vom ersten Markgrafen an bis auf den heutigen Tag, die einzige gewaltsame Thronveränderung, und auch diese änderte die rechtmäßige Thronfolge nicht. Solcher Segen ist wohl der glänzendsten Geschichte weit vorzuziehen.

Albrecht I. machte keine geistliche Stiftung; nur eine Capelle baute er in der Burg, deren Stelle man nicht mehr weiß. Seine Schwiegertochter die französische Prinzessinn Blanka aber stiftete das Clarenkloster am Kärnthnerthor für Witwen und

Jungfrauen des Adels; woraus, wie wir wissen, das Bürgerspital geworden. Sie baute auch die italienische Kirche, an deren Vollendung ein früher Tod sie hinderte. Ihr prächtiges Grabmahl verschwand bei der Aufhebung der Minoriten.

Unter Albrecht hatten die Wiener eine besondere Gelegenheit zu zeigen, wie gut sie mit den Waffen umzugehen verstanden. Der Burggraf von Rauheneck hatte Raub und vielen Unfrieden gegen sie begangen; sie überfielen die Burg, erstürmten und zerbrachen sie. Dieser mahlerische Ruine bei Baden ist also eine Wienerarbeit.

Albrecht I. hatte 6 Söhne, Rudolph III. starb als König von Böhmen vor dem Vater. Friedrich I., der Schöne genannt, folgte dem Vater in der Regierung. Leopold I., die Blume der Ritterschaft, der tapferste Ritter seiner Zeit, vielleicht auch der größte Mann, starb vor Friedrich. Albrecht II., der Weise, folgte Friedrichen als Herzog. Heinrich, der Sanftmüthige, starb jung. Otto der Kühne oder Freudige war Mitregent seines Bruders Albrechts II. Die Namen Heinrich und Otto kommen unter den Habsburgern nicht mehr vor.

## Friedrich I. der Schöne.

Friedrich, unter den Nachkommen Rudolphs von Habsburg der erste dieses Namens, trat die Regierung von Oesterreich unter ungünstigen Verhältnissen an. Sein Vater hatte zwar in hohem Gra-

de die Gabe, mit Verstand und Gerechtigkeit zu befehlen, die Gabe Freunde zu gewinnen hatte er gar nicht. Daher gehorchte man ihm so lange er lebte; nach seinem Tode aber wählten die Reichsfürsten keinen seiner Söhne ihm zum Nachfolger, sondern **Heinrich VII. von Luxemburg** (Lützelburg), der sich kaum darum bewarb. Das war das Werk des damaligen Erzbischofs von Mainz Peter Aichspalt, der sich besonders vor Friedrich fürchtete.

Auch Manche des inländischen Adels wurden durch Albrechts Strenge ihm und seinem Hause abhold. Die Geistlichkeit liebte ihn nicht, weil er dem Geist der Zeit entgegen weder Stiftungen gemacht, noch Kirchen gebaut hatte. Das Volk endlich in seiner Einfalt nannte seine Ermordung eine gerechte Strafe Gottes dafür, daß er **St. Pölten** blos wegen Plünderung und Ermordung einiger Juden so hart gezüchtiget hatte.

Diese Stimmung schien dem Herzog **Otto von Bayern** ganz geeignet, sich zu rächen, denn er glaubte, daß Ungarn ihm nur durch den Beistand, den Albrecht I. **Carl Roberten** geleistet, entgangen war. **Friedrich der Schöne** war mit beiden älteren seiner Brüder nach Speyer aufgebrochen, um die Belehnung mit den väterlichen Landen bei Kaiser Heinrich VII. zu erwirken. Dieser zögerte damit, er wollte Böhmen an sein Haus bringen, auf welches Friedrich Anspruch machte. Otto hielt das für den rechten Zeitpunct, sich zum Herrn von Oesterreich zu machen. Die reichen **Zelkinger** und **Pottendorfer** wa-

ren ihm ganz ergeben, sie gewannen ihm viele Anhänger, er selbst war im Anzuge.

Vorzüglich kam es darauf an, sich in den Besitz von Wien zu setzen, und die in der Burg befindlichen zwei jüngsten Söhne Albrechts, wovon noch keiner zehn Jahr alt war, als Geiseln wegzuführen. Herzog Otto wendete sich wieder an den uns bereits bekannten Schneidermeister Berthold, welcher an dem reichen Stadelauer und einigen anderen Bürgern Leute fand, die sich auf die Absichten des Bayernherzogs einließen. Geheime Boten gingen hin und her, Tag und Stunde waren endlich schon bestimmt, an welchem die Verschwornen sich bei finstrer Nacht der Stadt nähern, und die gewonnenen Bürger ihnen auf ein verabredetes Zeichen die Thore aufmachen sollten. Erst am Abend vorher ward das Unternehmen dem herzoglichen Hubmeister, (Verwalter der Domänen) Greif Zelm entdeckt. Seine erste Sorge war, die jungen Herzoge aus der Burg zu führen, und in seinem Hause zu verbergen; dann ging er zu den verläßlichsten Bürgern und mahnte sie auf, die Thürme und Mauern zu besetzen, und mit größter Sorgfalt die Thore zu bewachen. Noch vor der Morgendämmerung rückten die Verschwornen heran; sie gaben Zeichen, Niemand antwortete ihnen, sie klopften an das Thor, es blieb aber fest verschlossen. Sie sahen nun, daß sie verrathen waren; um nichts desto weniger die Uebergabe der Stadt zu erzwingen, thaten sie den Bürgern allen erdenklichen Abbruch; verwüsteten ihre Weingärten,

nahmen ihre Waaren auf offner Heerstraße weg. Das Alles fruchtete nichts, die Wiener verschmerzten diese Opfer, und blieben ihrem Herzog treu. In Steier fanden die Empörer nicht den geringsten Anhang, vielmehr drang der Landeshauptmann, Graf von **Waldsee** sieghaft in Oesterreich ein, und bot dem trefflichen Abt **Ulrich von Melk** die Hände. Sie verbreiteten zuerst die erfreuliche Nachricht, daß Friedrich belehnt sei, über Oesterreich und Steier; auch über die alten Besitzungen des Hauses Habsburg in Schwaben, Elsaß und der Schweitz, welche Rudolphs I. jüngerem Sohn, Rudolph II. zugefallen waren, und die dessen Sohn Johann durch den Kaisermord verwirkt hatte. Bald kam Herzog **Friedrich** selbst; Otto zog sich zurück. Die Schuldigen wurden strenge gestraft, die noch am leichtesten davon kamen, wurden verbannt, und ihre Güter eingezogen. Mit den eingezogenen Gütern wurden die Treuesten belohnt.

**Heinrich** VII. starb 1313 in Italien. Durch einige hundert Jahre hat es ein Geschichtschreiber dem andern nachgeschrieben, er sei durch einen Priester vergiftet worden, und zwar namentlich durch einen Dominicaner Mönch, und um das Verbrechen ganz ungeheuer zu machen, wurde geschrieben, er sei durch eine consecrirte Hostie vergiftet worden; jetzt ist man überzeugt, daß er eines natürlichen Todes gestorben. Sein Tod eröffnete wieder ein weites Feld für die Zwietracht der deutschen Fürsten.

Dazu kamen noch die Streitigkeiten um die Kro-

ne von Böhmen. Nach Rudolphs III. frühen Tod 1307 hatte Heinrich von Kärnthen endlich als Gemahl von Anna der ältesten Tochter Wenzels IV. den Thron von Böhmen bestiegen. Albrecht I. war sehr erzürnt darüber, indem die böhmischen Großen bei Verheirathung seines Sohnes Rudolphs III. mit der Witwe Wenzels V. urkundlich versprochen hatten, immer beim Hause Habsburg zu bleiben. Der Tod hinderte ihn, seinen Anspruch für unsern Friedrich durchzusetzen. Dieser nahm ihn auf, sobald er erfuhr, daß die Böhmen mit Heinrich übel zufrieden waren. Inzwischen hatte Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg seinen Sohn Johann mit Elisabeth der jüngeren Tochter Wenzels IV. von Böhmen verheirathet, und ging darauf aus, das schöne Königreich auf seinen Sohn zu bringen. Zu seinem großen Verdruß mußte er erfahren, daß die Böhmen, wenn sie ja sich entschließen sollten, ihren König Heinrich abzusetzen, ganz für einen österreichischen Prinzen, und gar nicht für Johann von Luxenburg geneigt wären. Dieses Hinderniß, und wahrscheinlich die Einflüsterungen Peter Aichspalts, und vielleicht die, den kaiserlichen Hof verdunkelnde Pracht, mit der Friedrich I. zur Belehnung in Speier auftrat, sind die einzigen denkbaren Ursachen jenes Hasses, den das Haus Luxenburg durch hundert Jahre gegen Habsburg nährte.

Die Zögerungen Heinrichs VII. zu Speier mit der Belehnung Friedrichs währten so lange, bis dieser erkannte, um einen innern Krieg zu vermeiden,

und seine Erbländer in Ruhe zu regieren müsse er seinen Ansprüchen auf Böhmen entsagen, und er that es. Bald darauf mußte auch Heinrich der Macht des Kaisers, der seinen Sohn Johann auf den Thron von Böhmen setzte, weichen; doch ohne jemals seinem Recht auf diese Krone zu entsagen.

Im Mai 1314 versammelten sich die Fürsten zu Rense, um einen Kaiser zu wählen. Eigentliche Kurfürsten gab es damals noch nicht; sondern die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und einige andere mächtige Fürsten hatten sich durch die Länge der Zeit dieses Vorrechts bemeistert. Die Meisten auch Ludwig von Bayern, hatten Friedrich ihre Stimme zugesagt und ganz Deutschland zweifelte nicht, er werde gewählt werden, da es aus diesem Haus schon zwei so treffliche Kaiser hatte, und Friedrich mit der Festigkeit des Vaters die Sanftmuth des Großvaters verband. Allein der alte abgesagte Feind der Habsburger, Peter Aichspalt Erzbischof von Mainz, in dem Bewußtsein seines Undankes, und was er an seinem Zögling Johann Parricida erzogen, hielt sich für verloren, wenn er diese Wahl nicht zu hintertreiben vermochte. Er schlug also den versammelten Fürsten Johann von Luxenburg zum Kaiser vor, doch er setzte nicht durch. Die Versammlung trennte sich ohne andern Beschluß, als nach einem Monat wieder zusammen zu kommen. Peter benutzte diese Frist nach äußerster Möglichkeit. Er hatte den Erzbischof von Trier und einige Andere für seine Absicht gewonnen, er wiederholte seinen Vorschlag, und

wieder vermochte er nicht ihn durchzusetzen. Aber auch Friedrichs Partei konnte keine genügende Ueberzahl gewinnen. Man trennte sich ohne allen Beschluß. Im Spätherbst währte es endlich den Reichsfürsten zu lange. Ein neuer Wahltag wurde angesetzt; am 19. October 1314 ward Friedrich von einer Partei gewählt, am 20. **Ludwig von Bayern** von der andern. Diesen Ausweg fand der Erzbischof von Mainz, da es ihm mit dem Luxenburger nicht gelingen wollte. Am 25. November ward Friedrich vom Erzbischof von Cöln zu Bonn gekrönt; am 26. Ludwig vom Mainzer zu Aachen.

Um Ludwig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man sagen, er bewarb sich nicht um die Krone; nur fehlte es ihm an Festigkeit des Charakters. Er konnte dem Reiz der angebotenen Krone nicht widerstehen, er nahm die Wahl an, statt Friedrich sein Wort zu halten. Damit entzündete er einen blutigen Krieg, in welchem Deutschland sich selbst aufrieb, während andere Reiche fortschritten. Die Namen Friedrich und Ludwig waren Losungsworte zu Zwietracht und Haß, zu Mord und Verwüstung. Und doch waren beide Gegner selbst Jugendfreunde, Geschwisterkinder, beide Enkel des großen Rudolph I., beide wohlgesinnt, keiner noch 30 Jahr alt. Um das Seltsame dieses Verhältnisses zu vermehren, stand Ludwigs Bruder, Pfalzgraf **Rudolph** auf Friedrichs Seite.

**Leopold**, in seinem glühenden Eifer für den geliebten Bruder Friedrich, wollte die Schweizer

zwingen, auch für dessen Sache zu kämpfen, Ludwig hetzte sie dagegen auf. Voreilig zog Leopold in die Engen der Gebirge; der Kern seiner Ritterschaft wurde bei Morgarten von herabrollenden Felsenstücken zerschmettert. Ein wichtiger Bundsgenosse Friedrichs war der Erzbischof von Cöln, Ludwig bewog die Niederländer zu einem Ueberfall in das Erzbisthum, die Cölner mußten nach Haus. Johann von Luxenburg, jetzt König von Böhmen, Ludwigs eifriger Bundsgenosse, um den Herzog von Kärnthen von Friedrichs Seite abzuziehen, suchte um die Hand der Prinzessinn Margaretha für seinen Sohn an; der Herzog verweigerte sie bis nach Friedrichs Tod. Um den Erzbischof von Salzburg abwendig zu machen, verwüstete Ludwig sein Land, floh aber, wie Friedrich an den Inn, Leopold an den Lech rückte. Friedrich dagegen, als der böhmische Adel sich gegen Johann empörte, dieser entmuthiget sein Königreich wieder aufgeben wollte, benutzte die Verlegenheit Ludwigs nicht. Seine Redlichkeit verschmähte jedes andere Mittel außer Sieg in offner Schlacht. Durch acht Jahre wurde Ludwig bei jedem Treffen geschlagen, eine Hauptschlacht vermied er sorgfältig, denn er scheute den gewaltigen Leopold.

Im Herbst des achten Jahres fügte es sich, daß Friedrich mit ganzer Macht heranzog, dem Krieg ein Ende zu machen, und Leopold auf einige Tage sich entfernte, um Verrath an dem Grafen von Montfort zu rächen. Ludwig erhielt schnell Kunde davon, jetzt eilte er herbei, verlegte die Wege; kein

Bote der Brüder konnte durchkommen. Der Burggraf von Nürnberg war bei ihm und die Leute des Erzbischofs von Trier, König Johann von Böhmen mit seinen Vasallen kam dazu und das Kriegsvolk von den meisten Reichsstädten. Als Friedrich bei Mühldorf von so ansehnlicher Macht, die sich bei Ampfing versammelt hatte, Nachricht erhielt, schickte er eilende Boten an Leopold. Sie wurden aufgefangen, er wußte es nicht.

Am 28. September 1322 des Morgens rückten die Bayern in Schlachtordnung heran. Der alte Feldmarschall Pillichsdorf, der schon unter Rudolph I. für Habsburg gefochten, und der treue Graf von Waldsee riethen, sich zurückzuziehen, bis Leopold herbei gekommen wäre. »Leopold kann jede Stunde kommen, — antwortete der edle Friedrich — durch mich sind schon so viele Witwen und Waisen geworden, so viel Unheil hat in diesem schrecklichen Kriege die Christenheit betroffen, es muß ein Ende damit werden. Ludwig scheint endlich Stand zu halten; ich kann die Schlacht nicht verweigern, es erfolge, was Gott will!« Und in seiner leuchtenden schönen Gestalt, mit glänzendem Helm und Harnisch, die Reichsfahne an seiner Seite, allen kenntlich, ein Leuchtthurm in der Schlacht, führte Friedrich in Person sein Heer gegen den Feind. Ludwig wagte nicht, selbst den Oberbefehl zu übernehmen; er übergab ihn dem alten gebrechlichen Ritter Schweppermann, der mehr zum Rathen als zum Kämpfen taugte. Er selbst, alle Kennzeichen seiner wirklichen und seiner

angesprochenen Würde ablegend, blieb in Pilgerkleidung außer dem Treffen.

Johann von Böhmen begann die Schlacht. Während Friedrich als unerreichter Held des Tages voran kämpfte, König Johann schon unter den Rossen lag, 500 feindliche Ritter erschlagen, die Bayern gewichen waren, nur die Böhmen noch Stand hielten, ihren König zu retten, sahen die Oesterreicher von jener Seite, woher sie Leopold erwarteten, zahlreiches Kriegsvolk heraneilen. Roth und weiße Fahnen sahen sie, bald auch roth und weiße Feldbinden. Das ist Leopold! jubelten sie und öffneten die Reihen den willkommnen Brüdern. Es war aber nicht Leopold; es war der Burggraf von Nürnberg mit dem vierten Theil des verbündeten Heeres. Die von Schweppermann ausgedachte List gelang vollständig, die durch die angenommenen Farben getäuschten Oesterreicher wurden meuchelmörderisch zu hunderten getödtet, das ganze Heer gerieth in Unordnung und erlitt eine große Niederlage. Friedrichs Roß stürzte, er wurde gefangen, mit ihm sein Bruder **Heinrich**, sein Oheim der **Herzog von Kärnthen**, und an 1500 Ritter, Freiherrn, Grafen und Fürsten. Die Trautmannsdorfe, zu dem ältesten Adel Oesterreichs, zu den ersten adelichen Bürgern Wiens gehörig, übertrafen an Opfern der Treue, wie in der Schlacht Rudolphs I. gegen Ottokar, auch hier wieder Alle; in jener Schlacht fielen vierzehn Trautmannsdorfe, in dieser neunzehn, und drei wurden gefangen.

Das Glück verwirrt oft die Menschen. Ludwig vergaß sich so weit, daß er seinem Gegenkaiser, dem verwandten Jugendfreund nicht einmal ritterliche Haft gewährte. In hartes und strenges Gefängniß auf der Feste Trausnitz setzte er den edlen Helden Friedrich. Der gefangene Hektor von Trautmannsdorf war der einzige Trost und Gefährte des unglücklichen Fürsten. Als Leopold das Geschehene erfuhr, wurde er nur mit Mühe verhindert, sich ins eigne Schwert zu stürzen. Er schloß sich ein, versank in dumpfes Hinbrüten, ließ Haar und Bart wild wachsen, und verschmähte Nahrung und Hülfe. Friedrichs Gemahlinn, Isabella von Arragonien, wanderte barfuß und im Trauergewand von einem Gnadenbild zum andern, unter heißen Thränen Hülfe vom Himmel zu erbitten, bis sie erblindete. Die Hülfe blieb nicht aus; Leopolds Heldengeist erwachte wieder. Er gewann den König von Frankreich, und selbst den Böhmenkönig, vereinigte Ungarn und Pohlen und das halbe Reich gegen Ludwigen, bewog den Papst, ihn zu excommuniciren; nahm, dem Aberglauben jener Zeit gemäß, sogar zu Zaubermitteln Zuflucht; und erzwang endlich durch den Sieg bei Burgau, März 1325, Friedrichs Erlösung. Die Beichtväter der beiden Fürsten, Conrad der Augustinerprior von München, und Gottfried der Carthäuserprior von Mauerbach vollbrachten den Vertrag, und Conrad theilte bei der Messe den Gegenkaisern die Hostie zum ewigen Freundschaftsbund.

Mit Jubel wurde Friedrich in Wien empfangen;

er war aber nicht mehr der Schöne, dem alle Blicke folgten, sondern von Kerkerschmach gebeugt; seine Züge verfallen, sein Bart bis an den Gürtel hangend. Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er seine Gemahlinn erblickte, die selbst in ihrer rührenden Blindheit noch ein Wunderbild der Anmuth war. Er hatte in dem Traußnitzer Vertrag der Krone entsagt, um Deutschland den Frieden zu geben; und getreu wollte er den Vertrag halten; obschon Ludwig, durch Leopold von allen Seiten bedrängt, und von dem Papst seiner Würde entsetzt, sich Alles hätte gefallen lassen müssen. Als **Friedrich** die Unmöglichkeit sah, den von Rachsucht glühenden Leopold und dessen Verbündete zur Erfüllung des Traußnitzer Vertrages zu bewegen, ging er im August nach München, und stellte sich selbst wieder ins Gefängniß. Dieser beispiellose Edelmuth ergriff Ludwigen; er hob den Traußnitzer Vertrag auf, und schloß, Sept. 1325, einen neuen; dem zufolge Beide als Ein Mann das Reich besitzen, dasselbe Siegel, denselben Thron gebrauchen sollten. Wirklich tranken sie auch aus einem Becher, und schliefen in einem Bette.

Diese von den Dichtern vielgepriesene Fürstengröße währte indessen nur einige Wochen. Leopold, der seines Schmerzes über die Mühldorfer Schlacht nicht Herr werden konnte, starb, Febr. 1326, zu Straßburg im hitzigen Fieber. Ludwigs Betragen gegen Friedrich zeigte sogleich, daß Großmuth und wiedergekehrte Liebe nur Masken waren, hinter welchen sich die Furcht vor seinem unversöhnlichen Feind,

den unbesiegten Leopold verbarg. **Friedrich** zog sich nach Oesterreich zurück, und auch da war dem besten Fürsten wieder neues Herzeleid bereitet. **Otto**, sein jüngster Bruder, den man den Kühnen oder den Freudigen nannte, und wohl auch den Tollen hätte nennen können, denn er war immer mit Schalksnarren und lustigen Brüdern umgeben; forderte eigenen Landesbesitz, mit unbeschränktem Herrscherrecht; um seine lustigen Feste ganz ungehindert begehen zu können. Man stellte ihm vor, daß Rudolph I. verordnet hatte, das Land sollte ungetheilt bleiben; es half nicht, er zog Scharen aus Ungarn und Böhmen an sich. **Friedrich**, der ein Herz voll Liebe für seine Brüder hatte, mußte gegen Otto zu den Waffen greifen. Diese Kränkung, die Blindheit seiner geliebten Gemahlinn, Leopolds Tod, dem bald auch der sanfte Heinrich mit 27 Jahren folgte, Ludwigs früheres und neueres Benehmen gegen ihn, versenkten Friedrichs Gemüth in unendlichen Schmerz. Er vertraute die Regierung seinem weisen Bruder Albrecht II., und lebte, höchst einfach bewohnt und bedient, in Wohlthun und Andacht mit seiner blinden Gemahlinn theils in der von ihm gestifteten Karthause Mauerbach, theils in der romantischen Waldeinsamkeit von Gutenstein. Dort starb er am 13. Jänner 1330, 43 Jahre alt, kinderlos. Binnen sechs Monaten folgte ihm Isabelle ins Grab. Späte Nachkommen bedauerten noch das harte Schicksal, das diesen **Helden der Treue und Liebe** getroffen.

Die ersten Mönche kamen aus der steirischen

Karthause Seitz nach Mauerbach, und man fuhr fort, sie Seitzer zu nennen; daher heißt das Haus, das ihnen Friedrich zu Wien schenkte, noch heute der Seitzerhof. Im Fischerdörfchen, das sich vom Arsenal über das Neuthor gegen den Schanzel erstreckte, und späterhin ganz von den erweiterten Festungswerken verdeckt wurde, war (man weiß nicht wann? und wie?) ein kleines Kloster der Augustiner Barfüßer entstanden, und der Prior desselben, Friedrichs Beichtvater, hatte ihm auf der Trausnitz gute Dienste geleistet. Dafür schenkte ihnen Friedrich ein Haus neben der Burg, wo noch ihr Kloster besteht, und führte sie, 15. März 1327, selbst dahin; der Bau der Kirche wurde erst 1330 angefangen. Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlinn und seinem Bruder Otto stiftete Friedrich das Kloster der Dominicanerinnen zu St. Lorenz, in welchem durch fünfthalbhundert Jahre viele Witwen und Jungfranen des ersten Adels den Schleier nahmen. Für sich selbst stiftete auch der fröhliche Otto das Kloster Neuberg in Obersteyer und schenkte den heute noch so genannten Neubergerhof am grünen Anger dazu. Als Friedrich auf der Trausnitz gefangen lag, gelobten seine Brüder Kirche und Kloster, und stifteten Gamming. Friedrichs Gemahlinn, Isabelle, vollendete den Bau der Minoritenkirche, den Blanka, Rudolphs III. Gemahlinn, angefangen hatte, und liegt dort begraben. Dort liegt von erlauchten Frauen auch Agnes, die letzte des Babenberger Stammes, eine Urenkelinn Leopolds des Glorreichen und Schwester

des unglücklichen Friedrich, der mit Conradin zu Neapel enthauptet wurde. Sie war die Witwe Herzog Ulrichs von Kärnthen; Ottokar, der von ihr Ansprüche auf Oesterreich besorgte, zwang sie, in zweiter Ehe außer ihrem Stand zu heirathen. Endlich ruht auch da Margaretha, die Maultasche, Heinrichs Herzogs von Kärnthen und Grafen von Görz und Tirol Erbtochter. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls mit dem Namen dieser Kirche. Gleich anfänglich, als sie nur noch aus der später verbauten Katharina-Capella bestand, wurde sie schon die wälsche Kirche genannt, weil die ersten nach Wien berufenen Minoriten Italiener, und zum Theil noch Gefährten ihres Stifters, des Heiligen Franciscus waren. Ottokar, der die alte abgebrannte kleine Kirche neu gebaut, und als das Feuer sie wieder zerstörte, zu einer neuen den Grund gelegt, nannte sie die Kreuzkirche, wovon die Kreuzgasse noch den Namen hat. Weil zwei Prinzessinnen sie gebaut, hieß sie die Frauenkirche; später die Minoritenkirche; wovon der Platz noch den Namen hat, obgleich seit 50 Jahren keine Minoriten mehr da sind. Und nun heißt sie wieder die wälsche Kirche, weil sie vorzugsweise das Gotteshaus der italienischen Nation ist. Nebst dem schon erwähnten Nonnenkloster St. Nicola in der Singerstraße bestand noch ein zweites, ebenfalls St. Nicola, vor dem Stubenthor, beide des Cistercienser oder grauen Ordens (soeurs grises), deren noch jetzt in Frankreich bestehen; und 1832 in Wien wieder eines entstand. Dieses zweite Kloster

stand zu Anfang von Erdberg, ungefähr in der Rauchfangkehrergasse, oder im Rasumovskischen Garten, und seine Besitzungen erstreckten sich bis auf den Rennweg. Albrecht III. kaufte das im Verfall befindliche Kloster in der Stadt um ein Jahrgeld von 50 Gulden, und richtete theologische Studien für den Cisterzienser Orden dort ein; die Nonnen zogen zu ihren Schwestern in der Vorstadt. Als die Türken 1529 zur Belagerung Wiens heranrückten, flüchteten sie wieder in die Stadt, konnten aber ihr altes Haus nicht zurück erhalten; sie behalfen sich nothdürftig in Herbergen, und wurden nach aufgehobener Belagerung, weil ihr ganzes Eigenthum verwüstet war, in verschiedene Klöster vertheilt. Erst 1623 kamen wieder Nonnen, Clarisserinnen, nach St. Nicola, nachdem es inzwischen ein Eigenthum des Georgen-Ordens, dann eine Studentenstiftung, ferners ein Franciscaner Kloster, endlich ein Waisenhaus gewesen war. Wer etwann glaubt, daß Albert III. den Klosterfrauen ihr Eigenthum abgedrückt habe, der möge bedenken, daß die Gebäude im Verfall waren, und daß man über unerschwingliche Theurung klagte, als nach gänzlichem Mißwachs 1312 der Metzen Waitzen 30 kr. kostete, im folgenden Jahr 1313 aber wieder um 6 Pfenninge zu haben war.

Um diese Zeit ward auch die Kirche im Deutschordens Haus von dem Nördlinger Steinmetz Georg Schiffering, und die im damals Otthey mischen Haus von dem Baumeister Niklas Scheibenböck vollendet. Dieses Haus, das jetzige Rathhaus, hatte

seinen Namen entweder von den zwei Brüdern Otto und Heymo von Neuburg; oder von dem reichen Bürger Otto Haym, der die Pfarre im Siechenals stiftete, und die Capelle im Schloße Mauer erbaute, aber wegen Theilnahme an der Verschwörung des Schneiders Berthold des Landes verwiesen, und sein Vermögen confiscirt wurde. Friedrich schenkte es sammt der Capelle der Stadt, als er sich in der Nothwendigkeit sah, den Bürgern eine schwere Kriegssteuer aufzulegen. In der Folge verschwand der Ursprung des Namens so ganz, daß die Salvator-Statue, die auf dem Altar stand, eine Zeit lang für einen heiligen Ottenhayn gehalten wurde. Leo X. gab ihr erst 1515 den Namen Salvatorkirche. Nur die vordere Hälfte von der Straße hinein ist aus jener alten Zeit, und wahrscheinlich 1301 gebaut; die andere Hälfte kam offenbar später, vermuthlich erst dann hinzu, als das Haus schon zum Rathhaus geworden war (was noch in demselben Jahrhundert geschah), und der Rath eine besondere Capelle für sich haben wollte. Es zeigt auch die Verschiedenheit des Baues, daß beide Capellen einst abgesondert neben einander bestanden haben mögen, und wahrscheinlich ist die Scheidewand weggenommen worden, als der Namen Salvatorkirche entstand. Die Salvatorgasse scheint eine Lieblingsgegend für reiche Leute des 13. Jahrhunderts gewesen zu seyn. Dem Otthaymischen Haus gegenüber stand das Haus des Bürgers Griffo, den man wegen seines Reichthums wohl auch den großen Griffo nannte; woraus in spä-

terer Zeit, leichter als St. Ottenhayn, der große Christoph entstanden seyn kann. Neben dem Griffo hatte der reiche **Wirnto** sein Haus. Die Erben des Otto Haym, denen Friedrich der Schöne und Gütige den größten Theil seines confiscirten Vermögens wieder zurückgegeben hatte, kauften das Haus des Wirnto. Sie verwendeten es zur Sacristei und zur Wohnung der Geistlichen von Mariastiegen; welches Gotteshaus der Schottner Abt Wilhelm, gegen das in Zaismannsbrunn (St. Ulrich) vertauschte. **Der Stoß im Himmel** gehörte dem vielbesprochenen **Breitenfelder**, dem Schwiegervater Otto Hayms.

Unter Friedrich ward auch der berühmte, in Asien, Afrika und ganz Europa verbreitete Tempelherrnorden 1312 aufgehoben. So grausam man in anderen Reichen mit ihnen umgegangen, in Deutschland war das durchaus nicht der Fall. Nachdem der edle Ordens-Großmeister Jacob von Molay von dem Scheiterhaufen herab den Papst und den König von Frankreich vor den Richterstuhl Gottes geladen, (welcher Vorladung Beide auch bald folgen mußten), traten die deutschen Tempelherrn, ihren Comthur, den Wildgrafen Hugo, an der Spitze, vor die geistliche Synode zu Mainz. Sie bewiesen dort ihre Unschuld so einleuchtend, daß ein einhelliger Zuruf ihnen vergönnte, bei ihren Kirchen und Herbergen unbeirrt abzusterben, oder ihr Besitzthum zu verkaufen, und sich nach Gefallen eine ruhige Stätte zu suchen. In Oesterreich haben die Tempelherrn **erweislich** nur eine Abgabe von einem Haus in der Teinfaltstra-

ße, die sie gegen eine andere von einer Bäckerei in der Radstraße (Dorotheergasse) vertauschten, und Güter zu Schwechat, Fischamend und Rauchenwart, die sie zum Ersatz für das den Dominicanern abgetretene Haus in der Stadt erhielten, und 1309 an den Herrn von Haßlau verkauften, besessen. Wahrscheinlich hatten sie auch Häuser und Kirchen zu Krems, Heiligenstadt, Mödling, Aspern, Schöngrabern, Hainburg. Alles dieses war unbedeutend, denn die österreichischen Tempelherrn bildeten niemals eine Comthuray, sondern gehörten zur mährisch-böhmischen.

Von Friedrich hat Wien auch eine Handfeste, welche die alten Ordnungen und Satzungen erneuert und vorschreibt, ein eigenes Buch zu halten für alle Rechte und Verordnungen, sie mögen Reiche oder Arme betreffen. Dieß ist der Anfang des noch vorhandenen **Eisenbuches**.

## Albrecht II., der Weise.

Auf Friedrich folgte 1330 Albrecht II., der Weise, der seinen Beinamen mit Fug und Recht führte. Um Otto ruhig zu erhalten, gab er ihm den Titel Mitregent. Das störte ihn indessen in seinen Regierungsgeschäften nicht, denn Otto hielt sich nur an den fröhlichen Theil des Herrscherlebens; auch währte Albrechts Regierung 28 Jahr, und Otto starb im neunten derselben. Vier Jahre darnach auch seine Söhne Friedrich und Leopold unvermählt. Unter dem wei-

sen Albrecht kehrten den Wienern die guten alten Zeiten wieder; nur für den Herzog selbst waren sie reich an Leiden und Sorgen.

Kaum zwei Monate nach Friedrichs Tod bekam die herzogliche Familie Gift; Ottos Gemahlinn starb daran. Albrecht ward lahm an Händen und Füßen, und litt zeitlebens heftige Gichtschmerzen. Nie hörte man ein ungeduldiges Wort darüber von ihm; im Lehnsessel ließ er sich in den Gerichtssaal, ins Lager, ja in ferne Lande tragen; übte mit starker Hand die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, und versammelte mehrmals in Wien die Nachbarfürsten als Vermittler, als warnender Freund und väterlicher Rathgeber.

Die Quelle aller Unruhe seiner Zeit war die Charakterlosigkeit Kaiser **Ludwigs** des Bayern und **Johanns** von Luxenburg Königs von Böhmen, welche bald in gemeinschaftlicher Feindschaft gegen Oesterreich, bald in wechselseitiger Eifersucht gegen einander ihre Bündnisse gleich Windfahnen wechselten, und kein Mittel verschmähten, sich Vortheil zu verschaffen. Vor acht Jahren z. B. war Johann Ludwigs Bundsgenosse, drei Jahre später hatte er sich mit Leopold gegen Ludwig vereint. Albrecht allein erschien immer würdig und edel, damit hatte er das Uebergewicht gewonnen. Obschon Johann, als Gemahl Elisabeths der jüngern Tochter Wenzels IV., den mit Anna, dessen älterer Tochter vermählten Herzog von Kärnthen und Grafen von Tirol vom Throne Böhmens verdrängt hatte, ließ er doch nicht

nach, bei eben diesem Herzog um die Hand seiner einzigen Tochter Margarethe, die Maultasche genannt, für seinen jüngern Sohn Johann Heinrich, der noch im Knabenalter war, zu werben. Von dem Kaiser hatte er, als sie eben Freunde waren, die Anwartschaft auf beide Länder, Kärnthen und Tirol erhalten. Nunmehr aber waren sie wieder Feinde, und diese Vermählung war ihm desto wichtiger, um Bayern, das er ohnehin auf der Nordseite umgab, auch im Süden zu umgarnen und von Italien, wo Ludwig sich mehrere Besitzungen unterworfen hatte, abzuschneiden. Der Herzog von Kärnthen, Oheim der österreichischen Herzoge und unversöhnlicher Feind Ludwigs, gab, als Johann ihm die Verbindung von dieser Seite zeigte, endlich seine Erbtochter dem jungen Johann Heinrich, obschon sie dreimal älter war als ihr Bräutigam. Kurze Zeit darauf 1335 starb der Herzog von Kärnthen. Ludwig, der eben wieder zwischen Luxenburg und Habsburg schwankte, sprach Kärnthen, wie er mußte, Oesterreich zu; denn der Rückfall bei Erlöschung des Mannstamms war vorbehalten. Tirol aber, um es auch mit Johann nicht zu verderben, erklärte er erblich, und so fiel es an Johann Heinrich von Luxenburg den Sohn Johanns von Böhmen. Kärnthen hörte nun auf, ein unabhängiges Herzogthum zu sein, das es durch mehrere Jahrhunderte gewesen, und blieb bis auf den heutigen Tag bei Oesterreich. Die Maultasche hingegen jagte bald ihren unbärtigen Gemahl davon, und der Kaiser vermählte sie

seinem Erstgebornen, Ludwig, dem er als neunjährig schon die erledigte Mark Brandenburg verliehen.

König Johann war vor Zorn darüber blind geworden, und arbeitete nun für seinen älteren Sohn Carl. Er hatte, wie wir gesehen, die Absicht gehabt, Oesterreich um das ihm gebührende Herzogthum Kärnthen zu bringen, da dieß nicht gelungen, suchte er wieder dessen Freundschaft, und kam nach Wien. Er wollte Albrechten für seine Absicht gewinnen, in seinem Sohn Carl Ludwigen einen Gegenkaiser aufzustellen. Albrecht bemühte sich vergebens, ihm von einer Maßregel abzurathen, welche die Ruhe Deutschlandes gefährden könnte. Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte sich ein sonderbarer Auftritt ergeben. Beide Fürsten saßen allein in wichtiger Unterredung, das Zimmer daneben war leer gelassen, damit sie nicht behorcht würden. König Johann wollte sich entfernen; als blind konnte er die ihm unbekannte Thür nicht finden, Albrecht als lahm konnte nicht aufstehen sie ihm zu zeigen, sie mußten gewaltig schreien, bis man sie ins dritte Zimmer hörte, und Dienerschaft erschrocken herbei eilte.

So stolz Kaiser Ludwig nach Rom gezogen war, um dem Papst Clemens V., der ihn excommunicirt hatte, in Nikolaus V. einen Gegenpapst wählen zu machen, so demüthig benahm er sich, als er zu schmählichem Rückzug aus Italien gezwungen war, gegen Clemens. Allein keine Demüthigung bewog diesen, ihn von dem Bann loszusprechen. Albrecht vergaß das harte und in der Folge schnöde Benehmen Lud-

wigs gegen seinen unglücklichen Bruder Friedrich, und ließ, ungeachtet der päpstlichen Abmahnungen, nicht ab von seiner Bemühung, den Kaiser mit dem Papste, und mit so manchem gegen ihn aufgebrach ten Reichsfürsten zu versöhnen. Ludwig war von Albrechts edler Gesinnung so ganz überzeugt, daß er zweimal nach Wien kam. Obwohl der Papst verboten hatte, ihn als Kaiser zu erkennen, empfing ihn Albrecht doch beidemal festlich als solchen, und gab nur insoferne dem Gebote des Papstes nach, daß, wo der Excommunicirte sich aufhielt, die Glocken, die Orgeln und der Kirchengesang schwiegen. Ein Schweigen, welches auf die Gemüther mehr Eindruck gemacht haben muß, als die lauteste Rede.

Johann von Böhmen hatte es endlich doch durchgesetzt, daß sein Sohn Carl, Juni 1346, von den Kurfürsten förmlich als Gegenkaiser gewählt wurde. Zwei Monate darauf zog er dem König Johann von Frankreich zu Hülfe gegen die Engländer, focht abenteuerlich genug trotz seiner Blindheit in der Schlacht von Crecy mit, und fand dort seinen Tod. Ein Schlagfluß auf der Bärenjagd 1347 ersparte es Ludwigen, noch einmal um die Krone zu streiten, und Carl IV. bestieg den Kaiserthron.

Herzog Albrecht gab der Stadt Wien viele Municipalgesetze, von welchen der Raum nur die seltsamern auszuheben erlaubt. Jünglinge wurden mit 18 Jahren vogtbar, Frauenzimmer blieben unter Vormundschaft bis sie heiratheten oder ein Klostergelübde ablegten, oder 50 Jahr alt waren. Die

Landfleischhacker durften an den gewöhnlichen Markttagen Dinstags und Samstags auf dem alten Fleischmarkt, und, was sie da nicht anbrachten, vor dem Thor auf dem Heubüchel verkaufen; jedoch nur von Michaelis bis Georgi. Die Stadtmeister schrotteten auf dem hohen Markt aus. Da es sich gezeigt hatte, daß die Fischer den größten Unfug trieben, mußten sie Sommer und Winter bei Regen und Sonnenschein mit bloßem Haupt auf dem Markte stehen, so lange sie Fische feil hatten, damit sie wohlfeiler verkauften. Welcher Schneiderknecht 14 Tage vor einer Hochzeit davon geht, den sollte kein anderer Meister mehr aufnehmen, ein Beweis, daß bei Hochzeiten Alles in neuen Kleidern erschien. Schon unter dieser Regierung wurden die Sensalen eingeführt, und Unterkäufel genannt; der Vorsteher der Kaufmannschaft hieß Hannsgraf. **Ludwig der Große**, König von Ungarn und Pohlen gewährte den Bürgern Wiens Einfuhrsfreiheit aller Waaren zu Wasser und zu Lande, gegen Mauth und **Dreißigstgebühr**. So alt als der Dreißigst ist auch das **Umgeld**, eine Auflage auf Victualien, was man heutzutage Verzehrungssteuer nennt. Am 22. Juni 1352 erhielt Bürgermeister und Rath die Ermächtigung, zu Nutz der Stadt von Wein und Getreid ein Umgeld abzunehmen.

**Die Criminalstrafen** waren noch grausam und zum Theil willkührlich. Ein Schwabe hatte den herzoglichen Küchenmeister Stibor der Giftmischerei beschuldiget, und durch verfälschte Briefe seine Angabe so wahrscheinlich gemacht, daß man den Unglück-

lichen in Ketten und Banden dem Herzog, der sich in Kärnthen befand, nachschickte, um sein Urtheil zu sprechen. Durch ein halbes Jahr schmachtete der redliche Mann bei Wasser und Brot, und erwartete täglich die Folter und einen peinlichen Tod; da entdeckte ein Zufall die Verleumdung. Ueber den Schuldigen erfolgte nun der seltsame und entsetzliche Urtheilsspruch: Durch vierzehn Tage wurde er am Hohenmarkt in einem eisernen Käfig auf einer hohen Säule zur Schau gestellt; dann, weil er ein Geistlicher war, bei St. Stephan lebendig eingemauert.

Wenden wir uns zu heitereren Bildern. Die Mildthätigkeit und der Frohsinn der Wiener sind uralt; das Bürgerspital vor dem Kärnthnerthor war schon so reich, daß es 600 Arme verpflegte, und Herzog Albrecht erlaubte, mit dem entbehrlichen Geldvorrath 10 Lehen und eine halbe Hofstatt im niedern Eigen an der Zeil, sammt den darauf haftenden Rechten der Grafen von Schaumburg und der Herrn von Wähingen, zum Spital einzulösen. Außer dem Fasching im Winter, dem Erntefest und der Weinlese im Sommer und Herbst, den Kirchweihen und Hochzeiten durchs ganze Jahr hatten sich die fröhlichen Wiener für den Frühling insbesondere schon vorlängst ein eigenes Fest, das Veilchenfest erfunden. Wer das erste Veilchen entdeckte, mußte es stehen lassen und anzeigen. Er bekam dafür einen Kranz, und unter seiner Anführung zog am frühen Nachmittag alt und jung mit Wein und Braten und Musik auf die Wiese hinaus. Die Jugend tanzte um

das Veilchen, das schönste sittsame Mädchen durfte es pflücken, die Alten labten sich im Grase bis Sonnenuntergang. Wenn man vom Stockameisenplatz her in die Stephanskirche tritt, sieht man links außer dem Eingang ein sehr verstümmeltes Grabmahl, auf welchem ein Mann ausgestreckt liegt, mit einem Schwert an der Seite, und die Füße auf einen Löwen gestützt. Mancher Fremde hat wohl gedacht, was für ein berühmter Held hier der Nachwelt erinnerlich gemacht werden sollte. Dieser Held ist aber nur **Niethart Fuchs**, der lustige Rath des lustigen Herzogs Otto, und die größtentheils schon zerstörten Figuren an den Wänden des Sarkophages stellen sein bekanntes Abenteuer vor, als er das erste Veilchen fand. Ein Denkmahl, das den Charakter Herzog Otto's ausspricht.

Seltsame Witterungen und harte Landplagen trafen Oesterreich in derselben Zeit. Um Weihnachten 1340 eine Wärme wie zu Johannis, zu Pfingsten 1353 Schnee und Eis; doch soll das Getreide gerathen haben. Ein sieben Meilen langer Zug von Heuschrecken erhob sich 1338 täglich mit Sonnenaufgang und flog bis neun Uhr, dann fiel er zur Erde, verzehrte Saat und Blüthe, Laub und Gras und jede Frucht; nur die Weingärten griff er nicht an. Ein kecker Ritter wagte sich mit gezogenem Schwert in den Schwarm. Er und sein Roß wurden als Gerippe wieder gefunden. Das Jahr 1349 war das schrecklichste; zu Anfang desselben legte ein Erdbeben viele Burgen und Ortschaften Oesterreichs in Trümmer;

Villach in Kärnthen verschwand fast ganz in den Schlund der Erde. Die Kreuzkirche, die zur Stadt gehörte, steht jetzt eine Viertelstunde davon entfernt. Im Juni brach die Pest aus, die vom tiefsten Asien bis in die fernsten Länder des Nordens das Menschengeschlecht verdünnte. In Wien starben täglich 500 bis 700, an einem Tage sogar 960 Menschen; eine fürchterliche Anzahl für die damalige Bevölkerung, die man höchstens gegen 60,000 annehmen kann. Sie wurden auf den Colomanns Freithof begraben, wo rechts vor dem Kärnthnerthor noch eine alte unförmliche Säule steht. Herzog Albrecht hatte verboten, in die Stadt-Freithöfe, die bei jeder Kirche bestanden, zu begraben. Viele Häuser standen leer; manches Gut kam in wenig Monaten an den vierten Erben; kein Gottesdienst wurde mehr gehalten; bei St. Stephan wurden 54 Geistliche Opfer ihres Seelsorgereifers; die Klöster waren fast ausgestorben; bei St. Clara jedoch starb nur eine einzige Nonne, und diese an Altersschwäche. Erst im October ließ die Seuche nach.

Die Juden waren durch ihren Wucher, durch die Härte, mit der sie ihre Schuldner verfolgten, durch ihren Geldstolz, und den Schutz, den sie bei manchem Fürsten erhielten, schon lange ein Gegenstand der Erbitterung des Volkes gewesen. Hier und da hatte man ihnen Schuld gegeben, sie hätten Christenkinder gestohlen und grausam ermordet, mit Hostien gefrevelt, heilige Gefäße entweiht. Oft war das wohl nur Vorwand für Rachsucht und Raubsucht.

So beschuldigte man sie auch jetzt, die Brunnen vergiftet, und dadurch die Pest über das Land gebracht zu haben. Die fanatische Wuth des Volkes kehrte sich nun gegen sie; an vielen Orten wurden sie geplündert, verjagt, ermordet; unmenschlich wüthete der rasende Pöbel besonders zu Krems, Stein und Mautern. Albrecht hatte solchen Vorwurf von Wien abgewendet; schon früher hatte er die Juden ermahnt, der Volkswuth zuvorzukommen, und mäßige Zinsen festzusetzen. Ihre Vorsteher stellten im Namen der Gesammtheit einen Revers aus, der in das Eisenbuch der Stadt eingetragen wurde; worin sie »ungezwungen in Ansehung der Noth der ehrsamen Bürger, mit Gottes Gnad und mit ihrer Gnad versprechen, hinfür Armen und Reichen den Gulden zu leihen um drei Pfenninge die Woche, den Viertelgulden aber um 1 Pfenning die Woche.« Jenes macht 65, dieses 86 $\frac{2}{3}$ Procent des Jahres. Da sie, um der Volkswuth zuvorzukommen, solche Zinsen festsetzten, so kann man sich vorstellen, was sie sonst genommen haben mögen.

Albrecht II. stiftete nach der Pest das adelige Frauenstift St. Theobald (Thiebold) auf der Laimgrube; später kamen Franziskanermönche dahin. Es stand wo heute das städtische Freihaus auf dem Getreidmarkt steht, nicht ferne von dem alten Hospital St. Merten. Bei der türkischen Belagerung 1529 verschwanden beide für immer.

Im Jahre 1356 baute Albrecht eine Capelle,

aus der in der Folge das Chorherrn-Stift St. Dorothee wurde.

Im 60. Lebensjahre 1358 starb er, beweint und gesegnet von seinen Wienern, die er durch gesetzliche Ordnung und langen Frieden beglückt hatte. Er hinterließ vier Söhne, Rudolph IV., der ihm in der Regierung folgte, Friedrich, Albrecht und Leopold.

## Rudolph IV., der Stifter.

Wäre Rudolph IV. nicht so gar jung, mit 26 Jahren schon, gestorben, sein Namen würde unter den ersten Regenten der Welt glänzen. Es ist zu bewundern, was er in kurzen sieben Jahren geleistet. Sein Geist war bestimmt zum Regieren berufen; und sein weiser Vater versäumte nichts, ihn auszubilden. Der Graf von Schaumburg, einer der unterrichtetsten Männer seiner Zeit, ward sein Freund und Lehrer.

Mit sechzehn Jahren schon ließ ihn der Vater an der Regierung theilnehmen. Mit achtzehn Jahren schickte er ihn nach Prag. Kaiser Carl IV. war zwar ein Feind der Habsburger, allein er übertraf an Kenntnissen alle andern Regenten, Böhmen blühte unter ihm wie niemals, der Hof zu Prag war der glänzendste, und hier zuerst in ganz Deutschland erhoben sich wieder Künste und Wissenschaften. Rudolphs einnehmende Gestalt, sein gebildeter Geist, sein ritterliches Betragen fanden Beifall; er vermählte sich mit des Kaisers Tochter **Katharina**, und ward zum kaiserlichen Commissarius in Schwaben

ernannt. Dort residirte er zu Dissenhofen bei Schafhausen; und regierte zugleich im Namen seines Vaters die habsburgischen Länder in der Schweitz, im Elsaß und in Schwaben. In beiden Eigenschaften benahm er sich mit Kraft und Verstand. Mit den Schweitzern hielt er Frieden. Die 700 Schritte lange Brücke, die er bei Rapperswyl über den Zürcher-See schlug, ist ein Denkmahl seines erfinderischen Geistes. Er besuchte Margaretha die verwitibte regierende Gräfinn von Tirol, und man will wissen, daß sie ihm, wenn ihr schwächlicher Sohn stürbe, die Nachfolge auf alle Fälle zugesichert habe.

Der Tod seines Vaters 1358 rief ihn nach Wien, und mit neunzehn Jahren auf den Thron. Schon früher hatte er das Zimmer, in welchem er 1339 am Feste Allerheiligen geboren ward, zu einer Capelle umgestaltet; bei dem Antritt seiner Regierung stiftete er dort eine Propstei zu Ehren aller Heiligen. Seine wohlgemeinte Absicht war dabei, das Bisthum Passau nach Wien übersetzen zu machen, denn ganz Oesterreich ob und unter der Enns hatte noch keinen Bischof im Lande. Als der Papst den Einwendungen des Bischofs von Passau Gehör gab, und das Bisthum nicht übersetzte, übertrug Rudolph, mit desselben Genehmigung seine Propstei nach St. Stephan. Aus der Capelle wurde die heutige Burgpfarrkirche. Auf seinen Reisen hätte er einen großen Schatz an Reliquien gesammelt, den er ebenfalls der Kirche St. Stephan schenkte. Der später sogenannte Heiligthumstuhl, der sich jetzt wieder an der Stephanskir-

che befindet, besteht größtentheils aus diesem Geschenke. Zur Wohnung für den Propst und für die Domherrn kaufte er vom Stift Zwettel um 500 Gulden das Haus, das heute noch der Zwettelhof heißt, und das Haus daneben, welches früher Rathhaus war, und später zum Bischofhof gezogen wurde. Nun faßte Rudolph den Gedanken eines erhabenen Baues der Stephanskirche mit zwei hohen kunstreichen Thürmen. Obschon er sich diesen Bau eifrigst angelegen sein ließ, konnte derselbe doch während seiner kurzen Regierung nicht viel vorgerückt sein. Mehrere seiner Nachfolger bauten noch daran. Um nicht in die Erzählung ihrer Regierungen die Geschichte dieses merkwürdigen Baues stückweise einzuschalten, schließt sie, kurz zusammengefaßt, die Erzählung von Herzog Rudolph; denn die Idee des Baues, der Entschluß, der Anfang gehört ganz seinem hohen Geist.

Margaretha von Tirol, die Maultasche genannt, verlor ihren Sohn Meinhard am 13. Jänner 1363. Trotz Schnee und Eis eilte Rudolph nach Innsbruck. Er erinnerte sie der alten treuen Freundschaft und der Erbverträge zwischen ihren Häusern, der Beleidigungen, die sie von der Verwandtschaft ihres verstorbenen Gemahls, Ludwig von Brandenburg, erduldet. Er schilderte ihr das angenehme, fröhliche Leben in Wien, wo der Handel blühte, wo der Adel von seinen Burgen sich herein gezogen und Palläste gebaut hatte. Seine Beredsamkeit und sein Benehmen bewogen die noch immer lebhafte und veränderungslustige Frau zu den Entschluß, ihm Tirol

abzutreten, und mit ihm nach Wien zu ziehen. Seine hohen Eigenschaften machten die Stände einstimmen. Rudolph verstand die Bestätigung des Kaisers zu erwirken; und so brachte er Tirol an sein Haus. Der Papst vermittelte die Ansprüche, die Bayern machen wollte. Margaretha wohnte und starb 1369 gleich außer Wien auf einem anmuthigen Edelsitz mit einem großen Garten und kleinem Dorfe. Dieser Edelsitz ist später in die Vorstädte einbezogen worden, und heißt noch Margarethen.

Mit Albrecht IV. Grafen von Görz schloß Rudolph 1364 einen Erbvertrag, wodurch in der Folge diese Grafschaft an Oesterreich kam.

In seinem letzten Lebensjahre stiftete er die Universität zu Wien, 17 Jahr nach der zu Prag. Die Stiftungsurkunde, auch von seinen Brüdern unterfertiget, ist vom 12. März 1365. Auf jener ältern, von Kaiser Friedrich II. eingeführten, Lehranstalt wurden nur die freien Künste, Dichtung und Beredsamkeit, Griechisch und Latein gelehrt. Rudolph ließ sie auf ihrem Standorte, in dem heutigen Curhause, fortan bestehen. Auf seiner Universität sollten als Hauptgegenstände des neuen Unterrichts Theologie, Naturkunde, Arzneiwissenschaft, bürgerliches und canonisches Recht, Sittenlehre und freie Künste gelehrt werden. Nebst reichlichen Einkünften, die er der Universität anwies, verlieh er ihr auch zahlreiche und außerordentliche Privilegien. Da er seine Stiftung nur um wenige Monate überlebte, sind einige dieser Privilegien niemals in Ausübung gekom-

men, die übrigen mit der Zeit verschwunden; es wäre überflüßig, sie anzuführen. Das ist auch der Fall mit fast allen seinen Municipalgesetzen. Als Beispiele folgen einige der merkwürdigern. Ihm entging der Mißbrauch und die bösen Folgen der sehr zahlreichen Asylrechte nicht, indem an allen Orten und Enden der Stadt Verbrecher nahe Gelegenheit fand, sich in ein Asyl zu flüchten, und so der Gerechtigkeit sich zu entziehen. Er beschränkte diese Asyle auf einen mäßigen Umfang um die Burg, um die Stephanskirche, und um das Schottenkloster. Auf die große Pest 1349 folgte 1361 schon wieder eine; die Bevölkerung Wiens hatte sehr abgenommen. Rudolph hob alle Zünfte und Innungen auf, gab den Fremden volle Freiheit, sich in Wien niederzulassen, und jedes Gewerb zu betreiben; durch drei Jahre blieben sie auch steuerfrei. Ein sonderbares Mittel, die herzoglichen Einkünfte zu vermehren, bestand darin, daß das im Umlauf befindliche Geld alle Jahre einberufen, und mit verändertem Gepräge und verminderten Gehalt wieder ausgemünzt wurde. Rudolphs heller Geist erkannte die Schädlichkeit dieses Vorrechtes, und leistete Verzicht darauf gegen Einführung einer in Italien unter dem Namen Dazio bestandenen Auflage des zehnten Pfennings von durch die Schankwirthe abgesetzten Wein, Bier und Meth. Das ist der Ursprung des Dazes.

Die Böhmen nannten Kaiser Carl IV. mit vollem Rechte Vater des Vaterlandes; er that, was ihm möglich war, für Böhmen und seine Hauptstadt.

So wie damals Rom für die größte, Nürnberg für die reichste, Lübeck für die schönste, galt Prag für die freudenvollste Stadt. Mit eben so gutem Rechte nannte ihn Deutschland seinen Stiefvater, und Rudolph seinen feindseligen Schwiegervater. Carl hatte ihm die Tochter vermählt, aber nur um ihn einzuschläfern; die alte Abneigung des Hauses Luxenburg gegen Habsburg blickte bei jeder kleinen Gelegenheit hervor, so auch bei der größten, bei Carls berühmter goldnen Bulle. Er setzte die Zahl der Curfürsten auf drei geistliche und vier weltliche fest. Das mächtige, um Deutschland hoch verdiente, Oesterreich hatte den gerechtesten Anspruch auf eine Curstimme. Carl schloß es aus; sich selbst, das ist Böhmen gab er die erste weltliche Stimme, die zweite und dritte an Bayern und Sachsen, und die vierte, mit Hintansetzung von Oesterreich und andern Herzogthümern, dem Markgrafthum Brandenburg, das er kürzlich an sich gebracht hatte.

Rudolph dagegen behauptete die Hoheit seines Hauses; den Privilegien Kaiser Friedrichs I. gemäß führte er den Titel ein, »von kaiserlicher Machtvollkommenheit Erzherzog;« da die Kurfürsten alle Reichserzämter hatten, schrieb er sich als Herzog von Kärnthen des heiligen römischen Reichs Erzjägermeister, nannte der erste sich Herzog von Krain, Fürst zu Schwaben und im Elsaß; und nahm 5 Adler zum Wappenschild. Irrthum späterer Zeiten machte Lerchen daraus; jetzt sieht man wieder an den Thoren des Landhauses die Adler. Auf Andringen des

Kaisers stand er von den Titeln Erzherzog und Fürst zu Schwaben wie im Elsaß, jedoch nur gegen kaiserlichen Revers, ab, daß, was er Kaiser und Reich zu Ehren und zu Liebe gethan, ihm und seinen Nachkommen unter andern Kaisern unschädlich sein soll.

Wie alle große Regenten war er einfach im Privatleben, und prachtvoll bei öffentlichen Gelegenheiten. Als er zu Wien vor der alten Burg am Hof die Huldigung nahm, saß er auf goldenem Stuhl, und es umstanden ihn geistliche und weltliche Fürsten, und die Großen aller seiner Länder. Aus jedem der Landshauptmann und die Erblandesämter, wie sie noch bestehen; überdieß für die Gesammtheit seiner Länder eigens eingesetzte Erzämter und ein Erzkanzler, der Bischof von Gurk in Kärnthen.

Noch im Sommer 1365 reiste er nach Mailand, um **Viridis**, die schöne Tochter Herzogs **Barnabo Visconti** mit seinem Bruder Leopold zu vermählen, und sich mit dem Herzog gegen den Patriarchen von Aquileja und Franz Carrara, Herrn von Padua, die Carl IV. wider ihn aufgehetzt hatte, zu verbinden. Allein er erlag der Juliushitze Italiens wie der glorreiche Babenberger Leopold VII. Er starb am 27. Juli, 1365 zu Mailand, und ward in seiner Gruft bei St. Stephan zu Wien begraben. Wahrlich er hat viel geleistet in wenig Jahren. Bedeutend hatte der Geist der Zeit in den 150 Jahren seit Leopold VII. sich geändert. Damals dachte man nur Krieg, Kreuzzüge, Handel; in der letzten Zeit war schon von Wissenschaften und Politik die Rede;

Carls IV. goldne Bulle befestigte das deutsche Staats-
recht. Nur Oesterreich blühte zu jener Zeit wie zu
dieser, und hatte sich durch die Erbschaft von Al-
brechts II. Gemahlinn, die Grafschaft Pfyrt, durch
Kärnthen und Tirol beträchtlich vergrößert. Nach
Rudolphs Tod sank es aber wieder durch Theilung.

## Vom Bau der Stephanskirche.

Zwei neuere Schriftsteller, Freiherr von Hor-
mayr in seinem großen Werke Wien und seine
Denkwürdigkeiten, und Tschischka, Archivar des
Wienermagistrates in einem Prachtwerke wie schon
lange keines erschienen, haben beide über den Bau
der Stephanskirche geschrieben. Hormayr hat mit
Sorgfalt gesammelt und angeführt, was je schrift-
lich oder mündlich über diesen Bau erzählt worden;
das Wahre hat er oft, doch nicht immer, von dem
Irrigen mit scharfem Urtheil geschieden. Tschischka
hat das reiche Archiv des Magistrats durchsucht und
ist bis auf die ältesten Baurechnungen gekommen.
Wo beide Schriftsteller von einander abweichen,
muß man daher dem Letzteren folgen. Die früheren
Schriftsteller von Haselbach an, der Domherr bei
St. Stephan war, und schon während dem Bau leb-
te, bis zu Ogesser, der bei Mannsgedenken noch
lebte, muß man vorsichtig erwägen, um sich von ih-
ren Irrthümern nicht verführen, von ihren Wider-
sprüchen nicht abschrecken zu lassen.

Heinrich II. Jasomirgott legte den Grundstein

zur Stephanskirche noch vor 1144. Der Baumeister Octavian Falkner aus Krakau ward in 3 Jahren mit dem Bau fertig. Man kann sich denken, daß sonach die Kirche eben nicht groß war. Doch stand damals ohne Zweifel schon das sogenannte Riesenthor und die zwei neben dem Portal noch stehenden Glockenthürme, welche ungefähr die Breite der ursprünglichen Kirche anzeigen. Im Verhältniß zur Thür kann sie nicht hoch gewesen sein; im Verhältniß der Breite nicht viel länger als die Hälfte der jetzigen Kirche. Im Jahr 1258, und wieder 1275 brannte sie ab; das erste Mal stellte sie Ottokar, das zweite Mal die Bemühung des Pfarrers Bernhard von Prambach mittelst der Freigebigkeit der Wiener her. Albrecht II. Herzog von 1326 bis 1358, erweiterte die Kirche um dritthalb Klafter auf jeder Seite auf ihre gegenwärtige Breite, mußte sie also auch erhöhen. Er baute die Eligiuscapelle, anfangs Herzogscapelle genannt, indem der Ritter von Tirna schon einige Jahre früher die Kreuzcapelle gebaut hatte. Auch setzte er an den obern Theil der Kirche einen Chor an. Der Baumeister, dessen sich Albert II. bedient hatte, ist unbekannt. Doch weiß man, daß er nicht fertig geworden ist; erst Rudolph IV. vollendete die Einwölbung. Die so erweiterte alte Kirche bestimmte er zum untern Theil einer Kirche, die er in weltkundiger Pracht herzustellen beschlossen hatte. Lang suchte er nach einem Meister, welcher in der geheimen Kunst, mit der die herrlichen Domkirchen in England, Frankreich, Italien und Deutschland er-

baut waren, unterrichtet und erfahren wäre. Er ließ Baumeister aus verschiedenen Gegenden Deutschlandes kommen, und sich Plane vorlegen; alle übertraf jedoch ein zu Klosterneuburg in Armuth und Verborgenheit lebender Mann, dessen außerordentliches Genie und unübertroffene Kunst bis zum heutigen Tage bewundert wird. Würde nach dieses Meisters Plan die ganz fehlerhafte, zu seinem reinen und zierlichen Styl, so wie zu der jetzigen Höhe und Breite durchaus nicht passende, Vorderseite sammt beiden kleinen Thürmen abgerissen, neu aufgeführt, und beide hohen Thürme ausgebaut worden sein, so wäre die Stephanskirche das größte Meisterstück, nicht gothischer, sondern altdeutscher Baukunst. Allein Rudolph wollte nicht einen festen und ehrwürdigen Bau, auf welchen sein Vater viel verwendet, zerstören, und die ohnehin ungeheuren Kosten nicht noch erhöhen.

Obgedachter Domherr von Haselbach indessen, der doch im ersten Viertel des 15. Jahrhundert lebte, schreibt, Rudolph habe die Kirche fast von Grund aus abgerissen, und sich vorgenommen sie sammt beiden hohen Thürmen binnen sieben Jahren auf das zierlichste wieder herzustellen. Dieses und mehr Anderes unternehmen zu wollen, habe er öffentlich geäußert.

Man weiß nicht, soll man den Unsinn oder die Unwahrheit dieser Stelle mehr tadeln, Rudolph riß nichts ab, als den von seinem Vater angesetzten Chor, unter welchem die herzogliche Gruft gebaut

wurde. An der Vorderseite ist die uralte Architectur leider noch vollkommen zu erkennen, so viele Mühe man sich auch gab, sie mit dem Uebrigen einigermaßen in Harmonie zu bringen; und die Seitenwände, welche sein Vater aufgeführt, hat Rudolph eben so wenig niedergerissen, er hat sie vielmehr vollends eingewölbt und gedeckt. Ganz unmöglich aber wäre es gewesen, bis zum 16. März 1365, an welchem Tage Rudolph den von ihm gestifteten Propst und 24 Domherrn in die Stephanskirche einführte, beide lange Seitenwände abzureißen, wieder aufzubauen, einzuwölben, und das ungeheure Dach darauf zu bringen. Es wird diese Stelle des fast gleichzeitigen Domherrn von Haselbach nur als ein Beweis angeführt, wie wenig der Autorität einzelner Schriftsteller zu trauen sei.

Besonders unglücklich waren Alle, welche über den Bau von Stephanskirche und Thurm geschrieben, bis zu Hormayr und selbst mit ihm, in Bezug auf die Namen der Baumeister, welche daran gearbeitet. Von gedachtem **Haselbach** an bis zum Pauliner (nicht Paulaner) **P. Fuhrmann** wissen die ältern Schriftsteller nur, daß der erste Baumeister, welcher den Plan entworfen, und den Bau durch 45 Jahre geführt, ein Klosterneuburger gewesen, ohne seinen Namen zu kennen. Vor beiläufig 100 Jahren nennt **P. Tilmez** diesen Baumeister **Georg Hauser**, und spätere Schriftsteller, selbst der gelehrte Jesuit **P. Fischer**, schrieben es ihm nach. Der Irrthum entstand dadurch, daß man auf dem Archive des

Stadtmagistrats Grundrisse und Aufrisse vom Stephansthurm fand, unterzeichnet Gregor Hauser, oder auch nur G. H. mit dem Zeichen dieses Meisters. Hormayr hat klar dargethan, daß gedachte Risse eine Arbeit Gregor Hausers sind, welcher zu Zeiten Maximilians I. Baumeister war, und von welchem der gleichzeitige Cuspinian zum Ueberflusse schreibt, daß dieser vortreffliche Steinmetz und Baumeister den Thurm sorgfältig untersucht und gemessen habe. Tschischka endlich fand in den ältesten Baurechnungen den Namen des ersten Baumeisters, Meister Wenzla hieß er.

Am 11. März 1359 wurde der Grund zum südlichen (den ausgebauten) Thurm mit großer Feierlichkeit gelegt. Rudolph that zuerst einen Trunk aus einer silbernen Kanne, räumte die Erde aus mit einer silbernen Kelle, und befestigte mit einem silbernen Hammer den Grundstein. Aus diesen Werkzeugen wurde ein Salvatorbild gegossen, 66 Mark oder 33 Pfund 3 Loth schwer. Es gehörte ein starker Mann zu solchen Werkzeugen. Am 7. April darauf wurde für den nördlichen Thurm der Platz ausgesteckt. Man hatte aber gleich anfangs sich entschlossen, ihn erst nach Vollendung des südlichen anzufangen, da man den untern Theil der Kirche zu decken, den ganzen obern Theil, das ist den Hauptchor nebst dem Speis- und Theklachor und die Grüfte zu bauen hatte. Auf den untern Theil setzte Rudolph das 17 ½ Klafter hohe Dach, dessen Dachstuhl so viel, so ausgesuchtes, so starkes Holz hat, daß er heute noch

steht, und alle dermaligen Wälder Oesterreichs kaum zureichen würden, ihn ganz wieder herzustellen, wenn er, was Gott verhüte, abbrennen sollte. Von den Gr"ften wurde die herzogliche ganz fertig; der obere Theil der Kirche war aber nicht weit vorgerückt, als Rudolph starb. Als hätte er sein frühes Ende vorhergesehen, beschwor er öfters seine Brüder, den Bau ja mit gleichem Eifer nach seinem Tode fortzusetzen. Albrecht III. that es auch, nicht minder sein Sohn und Enkel. In dem Todesjahre Albrechts IV. 1404 starb erst Meister Wenzla in hohem Alter. Er hatte durch 45 Jahre den Thurm bis zur Uhr gebracht, und den obern Theil der Kirche bis zur Hälfte. Die kunstreiche, mit dem Thurm harmonirende Verzierung der langen Seitenwände, die zahllosen Statuen, Thürmchen, Fußgestelle im Innern und am Aeußern der Kirche sind unter seiner Leitung von den Steinmetzmeistern Heinrich Kumpf und Christoph Horn verfertiget. In seinen letzten Jahren stand ihm Meister **Peter von Brachewitz** bei, der ganz in seinen Geist eingedrungen war, und in demselben den Bau fortführte, bis 1429 auch er starb. Nun vertraute man das wichtige Werk **Hanns Buchsbaum** von Wurmitz, der in dem kraftvollen Alter von 39 Jahren stand. Er war ursprünglich ein Steinmetz, arbeitete von Jugend auf bei diesem Bau, zeigte ausgezeichnetes Talent, und ward wahrscheinlich von Meister Peter in der geheimen Kunst unterrichtet. Er brachte den Thurm sinnreich und geschickt zur Vollendung. Am 3. October 1433, un-

ter der Regierung Albrechts V. (als Kaiser Albrecht II.) also 74 Jahre nach der Grundlegung ward der Knopf aufgesetzt. Albrecht V. ließ noch den obern Theil der Kirche einwölben und pflastern; doch erst Friedrich IV. setzte das Dach darauf. Damit war die Kirche an und für sich hergestellt, über 300 Jahre nach ihrer ersten Gründung, und über 80 Jahre nach ihrer, von Rudolph IV. unternommenen Vergrößerung. Achtzig Jahre an einer Kirche zu bauen, wovon die größere Hälfte schon stand, scheint eine sehr lange Zeit zu sein, aber sie wird nicht lang erscheinen, wenn man erwägt, daß die Kirche und der Thurm, der kein Dach braucht, ganz von zugehauenen Steinen erbaut sind, wenn man die tausend und tausend kunstreiche Steinmetzarbeiten betrachtet, wenn man müde, sie zählen zu wollen, in die Grüfte hinabsteigt. Neue Wunder thun sich da auf. Dreißig große Gewölbe voll Särge oder aufgeschichtete Knochen durchkreuzen die Tiefe der Kirche, und laufen unterirdisch noch darüber hinaus. Jahrhunderte liegen da unten.

Am 13. August 1450 legte Kaiser Friedrich IV. den Grundstein zum zweiten Thurm durch den Propst von Klosterneuburg, im Beisein des Landmarschalls, Grafen von Schaumburg, der Aebte von Heiligenkreuz, Lilienfeld, St. Dorothee und des Bürgermeisters Hölzler. Meister Buchsbaum begann den Bau mit solchem Eifer, daß er nach sechs Wochen schon mit den Fundamenten aus der Erde war. Seine originelle Idee war, einen Thurm zu bauen,

ganz gleich mit dem ersten an Höhe und Umrissen, ganz verschieden in einzelnen Gliedern; was man deutlich am fertig gewordenen Stücke erkennt. Leider starb er schon nach vier Jahren. Er lebte und starb für diesen Bau; er verließ sein ganzes Vermögen der Kirche. In dem Jahre, da man die Fundamente des nördlichen Thurms baute, wurde der Mörtel allerdings mit Wein gemacht, aber nicht aus Verschwendung, sondern weil das Gewächs so sauer war, daß man es **Reifbeißer** nannte, und für ungesund hielt. Es war keine Rede mehr von dem Aufwand, der anfangs gemacht wurde; der Taglohn, der unter Heinrich II. auf 3 Pfenninge, unter Rudolph IV. auf 5 Pfenninge stand, war bereits auf einen Schilling (7 ½ Kreuzer) gestiegen. Friedrich IV., nur noch Vormund des **Ladislaus Posthumus**, gab nicht mehr als **vier Gulden** die Woche zum Bau, das Uebrige sollte durch milde Beiträge aufgebracht werden, allein der frühere Eifer war gewichen, der Bau ging sehr langsam. Auf **Buchsbaum** folgten als Baumeister Leonhard Steinhauer von Erfurt, Lorenz **Pfenning** von Dresden, Seifried **Kinig** von Constanz, Georg **Klaigh** von Erfurt, der bald starb. Im Jahr 1514 war schon **Gregor Hauser** Baumeister bei St. Stephan. Zwischen Klaigh und Hauser mag, nach der Meinung des Archivars **Tschischka**, Anton Pilgram von Brünn Baumeister gewesen sein, ohne jedoch am Stephansthurm gearbeitet zu haben, da er in den Baurechnungen nicht vorkommt. **Hauser**, ein

thätiger und verständiger Mann, von dessen Hand die Plane und Risse des vollendeten Thurms sind, die sich auf dem Stadtarchive befinden, bemerkte 1516, daß die Spitze dieses Thurms sich neige. Er untersuchte, und fand, die Spindel (Helmstange) worauf der schwere steinerne Knopf ruhte, gebogen und mehrere Steine morsch. Er schlug vor, den Knopf und die morschen Steine oben zu zerstemmen, in kleinen Stücken herabzulassen, und der Helmstange durch Kohlenfeuer wieder eine gerade Richtung zu geben. Dazu brauchte er wenigstens einen geschickten Gehülfen. Die Bauleute alle lehnten das Wagstück von sich ab, sein Namensvetter **Leonhard Hauser**, einst des Erzherzogs Maximilian Jäger, jetzt Hauptmann, der sich später auch bei der türkischen Belagerung auszeichnete, unternahm es. Die beiden Hauser brauchten Jahre, aber sie vollbrachten es glücklich. Mit den übrigen Reparationen, die man hier und da nöthig gefunden, vergingen zwölf Jahre. Erst 1529 wurde, statt dem steinernen, ein hohler vergoldeter kupferner Knopf mit Halbmond und Stern aufgesetzt; er hielt 36 Eimer. Unter Maximilian I. und Ferdinand I. wurde am nördlichen Thurm noch langsam fortgebaut. Die in die Thurmmauer eingehauenen Jahrzahlen 1499, 1502, 1507, 1511 zeigen, wie kurze Zeit die Baumeister zwischen Seifried von Constanz und Gregor Hauser gebaut, und wie wenig weit sie es gebracht hatten. Im Jahr 1529 hatte der Thurm seine gegenwärtige Höhe, 25 Klafter; da gerieth er durch die türkische Belagerung

für immer in's Stocken. Was die frühere Zeit in 74 Jahren vollendete, das brachte die spätere in 79 Jahren nur wenig über das Drittel. Bald war Geist und Muth zu einem solchen Unternehmen ganz verloren; man gab es 1579 unter Rudolph II. auf, deckte den Rumpf, und setzte ein Thürmchen darauf, das man nicht ohne Bedauern ansieht.

Nach dem Entsatz Wiens 1683 wurde Knopf, Halbmond und Stern herabgenommen, und dafür ein Doppeladler mit in der Mitte emporstehendem Kreuz aufgesetzt; alles stark vergoldet. In beiden Belagerungen verschonten die Türken den Thurm; die Franzosen 1809 nicht. Sie schoßen vorzüglich auf Thurm und Kirche, und beschädigten beide vielfach. Es war 1810 eine der ersten Sorgen Seiner jetzt regierenden Majestät, diese Beschädigungen wieder herzustellen. Das Geschäft wurde dem Hofarchitect Aman übertragen, mit dem ferneren Auftrage, die seit Langem wieder sichtbare Neigung der Thurmspitze zu untersuchen. Aman entledigte sich dieser Aufträge mit seltnem Muthe und gründlicher Kenntniß. Nach seinem Berichte hat die breite Grundmauer und über ⅔ der Höhe des Thurmes an Festigkeit und horizontaler Lage nichts gelitten, und es ist von der Neigung der Spitze eben so wenig zu besorgen als von den ganz schiefen Thürmen in Italien. Da jede Spitze den Blitz anzieht, hielt Seine Majestät der Kaiser für gut, einen Ableiter anzubringen; was unter der sinnreichen Leitung des k. k. geheimen Rathes Grafen von **Landriani** ausgeführt wurde.

Es muß auffallen hier zu finden, daß Anton Pilgram wenig oder niemals an St. Stephans Kirche und Thurm gebaut habe; da man ihm doch seit langer Zeit allgemein einen vorzüglichen Antheil an diesem Bau, nämlich die Vollendung des Thurms von 1407 bis 1433, die Herstellung der kunstreichen Kanzel und des Orgelfußes an der Nordseite zuschrieb; welcher Meinung noch Hormayr beipflichtet, der doch so viele Behelfe, die Wahrheit zu finden, in den Händen hatte. Tschischka gründet seine Angaben auf die im Stadt-Archive befindlichen Baurechnungen, die von Woche zu Woche ausweisen, wie viel Arbeitslohn und welchem Meister mit seinen Arbeitern gezahlt worden. Sie sind um so mehr ein vollgiltiger Beweis, als die bisherigen Schriftsteller ihre abweichenden Angaben immer nur einander nachschrieben, ohne daß dafür irgendwo ein haltbarer Beweis zu finden wäre.

Jetzt aber drängt sich die Frage auf, wie in aller Welt kann der allgemeine Glauben an Anton Pilgram entstanden seyn? Aeltere Schriftsteller wissen nichts von ihm; Tilmez ist wieder der erste, der uns diesen Baumeister aufführt; doch ist er anfangs im Zweifel, ob Hauser oder Pilgram den Bau ursprünglich begonnen habe. Später will er in einem Manuscript bei St. Stephan gesehen haben, daß Anton Pilgram den Bau des Thurms im Jahr 1400 vollbracht habe; Fischer dagegen läßt ihn erst 1407 anfangen und 1433 enden. Diesen haben alle späteren nachgeschrieben, ohne sich um den großen Wi-

derspruch zwischen beider Angaben, und um die Gründe derselben zu bekümmern.

Es besteht ein altes Verzeichniß von Bauten und Baumeistern vom Jahre 713 bis 1552, darin kommt vor:

»1359 hat Herzog Rudolph der vierte dieses Namens die Kirche Allerheiligen, die vormals vor der Stadt gelegen, jetzt dieser Zeit aber in der Stadt gebauet, herrlich erhoben, und mit großer Weite, sammt einem schönen, künstlichen hohen Thurm, welcher für ein Wunderwerk gehalten wird, erbauet. Dieser Herzog schickte noch zwei der fürnehmsten Meister, als einen mit Namen Heinrich Kußkumpf von Hessen, und auch Christoph Horn von Dünkelspiel, alle beide Steinmetz und Baumeister, auch Antoni Pilchramb von Brünn gleichfalls Werk- und Baumeister gewesen; dieser hat die Brüderschaft, und die Meß und den Gottesdienst auf dem Altar allda bei St. Marx aufgebracht, er hat auch den Predigstuhl sammt dem Orgelfuß gemacht — Sie führten das ganze Handwerk, hauten die Zierheit sammt den Bildern in Stein, und brauchten das Mauren zu dem Gebäu, und war die Kirche nicht mehr zu Allerheiligen sondern zu St. Stephan genannt worden, und ist jetzt die Hauptkirche in Wien.«

Wie ein Baumeister Bruderschaft, Meß- und Gottesdienst aufbringen konnte, mag man einst besser verstanden haben als jetzt; niemals aber hat es in der Stephanskirche einen St. Markus Altar gegeben.

Uebrigens versuche man, diese Stelle mit Hinweglassung der unterstrichenen Zeilen zu lesen; man wird finden, daß sie einen leichten und natürlichen Zusammenhang und eine gleiche Sprache hat, so gezwungen und ungleich sie auch jetzt lautet. Ein Beweis, daß die unterstrichenen Zeilen viel später eingeschoben worden.

Abgesehen von dieser einzelnen Stelle ergibt sich der Werth des ganzen Verzeichnisses aus folgenden Bemerkungen. »Im Jahr 811 ist das Kloster Neuburg durch den heiligen Herzog Leopold erbaut, und war Baumeister Carolus Funk,« sagt das Verzeichniß. Nun aber war der heilige Leopold nicht Herzog sondern Markgraf und beinahe 300 Jahre später geboren. Weiter heißt es: »im Jahr 1190 habe Herzog Leopold V. die siebente Kirche St. Jakob erbaut, jetzt haben es die Dominikaner.« Die Dominikaner haben nie diese Kirche gehabt, und Leopold V. starb schon 1141. »1252 ist die anjetzo kaiserliche alte Burg von Otto dem (spanischen) böhmischen König erbauet worden.« !!! — »1282 Antonius der vierte dieses Namens erbaute die Pfarrkirche zu Siechenals und die Kirche bei Unserm Herrn neben dem Rathhaus.«

Dergleichen Beispiele von grober Unwissenheit und Nachlässigkeit gibt es noch mehrere in diesem Verzeichniß; doch ist es leider in dem codex austriacus aufgenommen worden, und hat dadurch eine Art von öffentlicher Autorität gewonnen. Die neueren Schriftsteller waren froh, nun auch einen Namen für den zweiten Baumeister am Stephansthurm ge-

funden zu haben, wenn er gleich eben so unrichtig war als der erste; und so mag sich der allgemeine Glauben, daß Anton Pilgram es war, verbreitet und seit 150 Jahren befestiget haben.

Das Baumeister-Archiv zu St. Stephan bewahret die sogenannten Steinmetztafeln, das ist ein Verzeichniß der Wienerischen Baumeister. Bei dem vorletzten steht: »Simon Unger von Stromdorf, Meister zu Wien ist dieser Tafel zu erneuern ein Anfänger gewest Anno 1627, und ist allda vollendet worden. Bei dem letzten steht: »Hanns Herstorfer, burgerlicher Bau- et Steinmetzmeister 1637 hat die Tafeln machen lassen 1641. Man sieht daraus, daß die Tafeln öfters umgeschrieben worden, wobei die Namen gelitten haben mögen; indessen lassen sie sich, was Stephansthurm und Kirche betrifft, mit den von Tschischka aus den Baurechnungen entnommenen Angaben vollkommen in Einklang bringen.

Bei dem Jahr 1359, wo Rudolph IV. den Grundstein zum Stephansthurm legte, nennen die Steinmetztafeln die bekannten Heinrich Kumpf von Hessen und Christoph Horn von Dünkelspiel. Dann steht Caspar von Neuburg und vier andere, Joachim von Passau, Rochus von Wassertritingen (?.) Wolf von Merseburg, Dietrich von Würzburg. Alle fünf sind ohne Zunamen angegeben. Häufig wurde in jener Zeit statt Klosterneuburg nur Neuburg geschrieben; der erste dieser fünf Meister ist also ohne Zweifel Meister Caspar Wenzla von Klosterneuburg; die übrigen vier sind höchst wahrscheinlich jene fremden

Meister, die Rudolph kommen ließ, und deren Plane ihm nicht gefielen. Nun folgen drei Baumeister 1400, 1416, 1419, doch ohne den Beisatz: bei St. Stephan. Darauf folgt M. Siegmund Nußbaum. Das ist freilich eine gewaltige Namenverkrüppelung; es soll Hanns Buchsbaum heißen. Dieser muß damit gemeint sein, denn kein Schriftsteller nennt einen Meister Nußbaum, die meisten aber kennen den Buchsbaum, dessen Wirksamkeit als Baumeister bei St. Stephan sich gar nicht in Abrede stellen läßt, da der Contract bekannt ist, der 1446 über den Bau des zweiten (unausgebauten) Thurms mit ihm geschloßen wurde. Daß sein Namen in den Steinmetztafeln doch ganz und gar nicht vorkommt, ist eben ein Beweis, daß er mit dem Namen Nußbaum gemeint ist. Nach ihm kommt Leonhard Steinhauer von Erfurt Anno 1455; was ein Beweis mehr ist, denn Buchsbaum starb 1454. So wie bei diesem Steinhauer stimmen die Steinmetztafeln bei den folgenden, Lorenz Pfenning von Dresden, Seifried Kinig von Constanz und Georg Klaigh von Erfurt mit Tschischkas Angaben überein. Nach Klaigh nennen die Steinmetztafeln beim Jahr 1511 **Antoni Pilgram von Brünn.** Nach ihm Gregor Hauser 1514, Michael Fröschel von Trier 1520, und so weiter, was keinem Bedenken mehr unterliegt.

Hormayr hat diese Tafeln, die in seinem Urkundenbuch Seite CCXLVI abgedruckt sind, auch in den Händen gehabt; allein, da sie seiner vorgefaßten Meinung, daß Pilgram einen vorzüglichen Antheil

am Bau vom Stephansthurm und an Verzierung der Kirche gehabt habe, geradezu widerstreiten, nennt er sie eine abgeschmackte Zusammenstopplung, und macht ihnen viele bittere Vorwürfe. Diese Vorwürfe, insoferne sie gerecht sind, treffen allein das in dem codex austriacus aufgenommene Verzeichniß von Bauten und Baumeistern; die eigentlichen Steinmetztafeln geht, außer ein paar Kleinigkeiten, nur der Tadel an, daß Sigmund Nußbaum von 1419 bis 1455 statt des berühmten Hanns Buchsbaum geschrieben ist, und Anton Pilgram mit der ganz falschen Jahrzahl 1511 vorkommt. Nun rechtfertigen zwar die Baurechnungen den ersteren Tadel, Buchsbaum war allerdings von 1429 bis 1454 Baumeister bei St. Stephan; allein sie zeigen auch, daß Pilgram nur von 1511 bis 1514 bei St. Stephan gearbeitet haben könne. Der Ursprung der Meinung, daß insbesondere die Kanzel und der Orgelfuß Werke Pilgrams seien, hat keinen andern Grund, als eine, wie oben gezeigt worden, eingeschobene Stelle gerade in eben der bitter getadelten abgeschmackten Zusammenstopplung.

Ich glaubte, mit dieser Frage vollkommen im Reinen zu sein, als ich zufällig in der Stephanskirche neben dem Peter und Pauls Altar auf die Aufschrift unter dem kunstreichen Orgelfuß M. A. P. 1313 aufmerksam wurde. Man kann die drei Buchstaben nur für Meister Anton Pilgram lesen; allein wie kommt Dieser zu 1313? und wie kommt diese Jahrzahl auf eine Mauer, die frühestens 1326

erbaut wurde? Denn nicht früher kam Albrecht II. zur Regierung und nicht früher bauten die Herrn von Tirna die heutige Kreuzcapelle. Hormayr geht über die räthselhafte Jahrzahl mit Stillschweigen hinaus; ich nahm Ogesser zur Hand. Er hält die Aufschrift für echt und richtig, denn nach seiner besondern Meinung, wovon man aber sonst nirgends etwas findet, hat der Pfarrer Bernard von Prambach, der 1285 Bischof von Passau geworden, gleich nach der großen Feuersbrunst von 1275 die Kirche zu erweitern angefangen, und durch seine Bemühung mit Beihülfe der Landesfürsten, der Pfarrer und anderer Gutthäter müssen wenigstens die äußeren Wände schon vor 1313 gestanden haben. Er glaubt ferners, daß in diesem Jahr Anton Pilgram den Orgelfuß hergestellt, und sein Brustbild darunter angebracht habe, obwohl ihm, laut S. 12 seiner Beschreibung, zwei Bauverständige versicherten, daß der Eingang zu diesem Orgelchor durch die Wand durchgehauen ist, und zwar von der Stiege aus, die zum zweiten Thurm führt, also bei Erbauung der Wand der Orgelchor gar nicht im Antrag gewesen sein könne. Er glaubt endlich auch, weil er es in einer Abschrift des in dem codex austriacus aufgenommenen Verzeichnisses gefunden, daß Pilgram 1359, ja einem aufgeklebten Zettel zufolge sogar schon 1356 Baumeister bei St. Stephan war; obwohl ihn kein einziger anderer Schriftsteller für den ersten Baumeister hält, und Ogesser selbst S. 31 die Meinung des P. Fischer, daß Pilgram den

Thurm von 1407 bis 1433 ausgebaut habe, anführt, ohne sie zu widerlegen oder zu bezweifeln; also stillschweigend zugibt, daß Pilgram durch 120 Jahr Baumeister bei St. Stephan gewesen.

Da auch das Prachtwerk des Archivars Tschischka diese unerklärliche Aufschrift nicht berührt, ersuchte ich ihn mündlich um seine Meinung, die er mir gefällig mittheilte, und hier anzuführen erlaubte. Die Aufschrift ist nach seiner Ueberzeugung aus viel neuerer Zeit, was die Form der Buchstaben, der Ziffer, des Bandes auf dem sie sich befinden, und seiner Schnörkel beweisen, welche dem Anfang des vorigen Jahrhunderts angehören. Sie ist ohne Zweifel hingemahlt worden, nachdem man vor ungefähr 125 Jahren das Innere der Kirche zum letzten Mal mit einer graublauen Farbe übertüncht hatte. Der ganze große Stein, auf welchen die Aufschrift angebracht ist, hat nach genauer Untersuchung nicht die geringste Spur eines eingehauenen Buchstabens; die alten Baumeister aber aus der schönen Zeit der Kunst, mehr für ihre Werke als für ihren Nachruhm besorgt, setzten ihren Namen niemals, und nur selten ihr Monogramm worauf; und wenn sie es thaten, so wurde er gewiß nicht hingemahlt, sondern eingehauen. Beide Brustbilder, das unterm Orgelfuß, und das unter der Kanzel stellen den Meister Buchsbaum vor; denn das Jahr, in welchem die Kanzel zu Stande kam, ist actenmäßig bekannt, und fällt in die Zeit, da Buchsbaum Baumeister war; zum Ueberfluß befindet sich sein Monogramm an beiden Brustbildern.

Leicht begreiflich ist, daß in die neu hingemahlte Aufschrift die Buchstaben M. A. P. gesetzt wurden, da auf die Autorität des codex austriacus und einiger Schriftsteller allgemein Pilgram für den Werkmeister des Orgelfußes und der Kanzel gehalten wurde. Die Jahrzahl 1313 kann aber nur eine Keckheit des Mahlers oder die Anordnung eines Mannes sein, der, ohne sich um historische Behelfe zu bekümmern, irgend eine alte Jahrzahl nach Gutdünken wählte.

Ich hätte mich allerdings darauf beschränken können zu sagen, die Uebereinstimmung der Steinmetztafeln mit den Baurechnungen überwiegt die Autorität aller der Männer, die über diesen Gegenstand geschrieben; allein, wenn es auf ein historisches Datum von solchem Belang und Interesse für Wien ankommt, wenn man sich gezwungen sieht, eine allgemein angenommene Meinung zu widerlegen, so ist es Pflicht, die Gründe, so umständlich man es vermag, vorzutragen.



# Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Seite



## Oesterreich als Herzogthum unter den Babenbergern. Heinrich Jasomirgott.



## Leopold VI. der Tugendhafte.

## Rudolph von Habsburg.



## Oesterreich unter den Habsburgern. Albrecht I.

## Friedrich I. der Schöne.



## Albrecht II. der Weise.

## Rudolph IV. der Stifter.

Ferner ist zu haben als neue Folge:
Der siebente Band

# Leitsterne

## auf der Bahn des Heils

Enthaltend:

**Die Leiter zum Paradiese.**

Oder

Vorschriften,

wodurch eifrige Seelen zur christlichen Vollkommenheit geleitet werden. Aus dem griechischen Urtexte des heiligen Kirchenvaters

## Johannes Klimakus,

**Abtes auf dem Berge Sinai,**

nebst seinen übrigen Schriften;

mit Erklärungen des Elias, Erzbischofes von Kreta und Anmerkungen aus der heiligen Schrift und den Werken heiliger Kirchenväter. 12. Landshut 1834, mit Kupfer 2 fl. 15 kr. C. M.

Preis der früher erschienenen 6 Bände 8 fl. 24 kr. C. M. auch ist jeder Band einzeln um 1 fl. 48 kr. C. M. zu haben, sie enthalten:

1. Band. Philothea, oder Anleitung zu einem frommen Leben, von heiligen Franz von Sales.
2. Band. Ueber die Liebe Gottes, von Ludwig von Granada.
3. Band. Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus.
4. Band. Der geistl. Kampf von Laurenz Scupuli.
5. Band. Der Christ in der Einsamkeit, von Johann Crasset.
6. Band. Andächtige Betrachtung über das Leben unseres göttlichen Herrn und Heilandes Jesu Christi, von Ludwig von Granada.



